



**NICK
HORNBY**
**ABOUT
A BOY**

Roman

SCAN BY



BOOKMAN

Von Nick Hornby ist außerdem erschienen:

High Fidelity

Über den Autor:

Nick Hornby wurde 1957 geboren; er studierte in Cambridge und arbeitete als Lehrer, bis er direkt mit seinem Debüt, dem Fußball-Buch *Fever Pitch* - *Ballfieber* in England über Nacht zum literarischen Shootingstar wurde. Mit seinem Single-Roman *High Fidelity*, der -genau wie *Fever Pitch* - *verfilmt* wurde, eroberte er die internationalen Bestsellerlisten und wurde als »bester Autor seiner Generation« (Die *Woche*) *gefeiert*. Nick Hornby lebt im Norden Londons.

NICK HORNBY ABOUT A BOY

Roman

Aus dem Englischen von
Clara Drechsler und Harald Hellmann

Knaur Lemon

Die englische Originalausgabe erschien 1998 unter dem Titel
»About a Boy« bei Victor Gollancz, London

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-weltbild.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Mai 2000
Droemersche Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München
Copyright © 1998 by Nick Hornby
Copyright c 1998 der deutschsprachigen Ausgabe bei
Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise -
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: Init, Bielefeld
Umschlagabbildung: The Image Bank, München
Satz: Ventura Publisher im Verlag
Druck und Bindung: Clausen *Et* Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-426-61690-4

8 10 9 7

*Mein besonders herzlicher Dank an David Epans,
Adrienne Maguire, Caroline Dawnay, Virginia Bovell,
Abigail Morris, Wendy Carlton, Harry Ritchie und
Amanda Posey.*

*Die Musik wurde von Wood in Upper Street,
London N 1, zur Verfügung gestellt.*

Liz Knights zur Erinnerung

1

»Und, habt ihr euch getrennt?«

»Machst du Witze?«

Die Leute glaubten oft, Marcus mache Witze, obwohl das nicht der Fall war. Er begriff das nie. Seine Mutter zu fragen, ob sie sich von Roger getrennt habe, fand er vollkommen vernünftig: Die beiden hatten gerade einen Riesenkrach gehabt, dann waren sie rüber in die Küche gegangen, um leise zu reden, und nach einer kleinen Weile kamen sie mit ernsten Gesichtern wieder heraus, Roger hatte ihm die Hand gereicht, ihm viel Glück in seiner neuen Schule gewünscht, und dann war er gegangen.

»Warum sollte ich Witze machen?«

»Was meinst du, wonach sieht's denn aus?«

»Für mich sieht es so aus, als hättet ihr euch getrennt. Ich wollte es nur genau wissen.«

»Wir haben uns getrennt.«

»Also ist er weg?«

»Ja, er ist weg.«

Er konnte sich nicht vorstellen, sich je an diese Geschichten zu gewöhnen. Er hatte Roger ganz gern gemocht, und sie hatten öfter etwas zu dritt unternommen; jetzt würde er ihn offenbar nie wieder sehen. Es machte ihm nichts, aber seltsam war es schon, wenn man darüber nachdachte. Er war mal mit Roger zusammen auf dem Klo gewesen, als sie beide nach einem Ausflug mit dem Auto ganz dringend mussten. Man sollte doch meinen, wenn man mit jemand schon mal gepinkelt hatte, müsste man irgendwie in Verbindung bleiben.

»Was ist mit seiner Pizza?« Sie hatten gerade drei Pizzas bestellt, als der Streit losging.

»Wir teilen sie uns. Wenn wir noch Hunger haben.«

»Es sind aber große. Und hat er nicht eine mit Salami bestellt?«

Marcus und seine Mutter waren Vegetarier. Roger nicht.

»Dann schmeißen wir sie halt weg«, sagte sie.

»Wir könnten auch die Salami abmachen. Ich glaube, sie tun sowieso nicht viel drauf. Hauptsächlich Käse und Tomaten.«

»Marcus, für die Pizzas habe ich jetzt wirklich keinen Kopf.«

»Okay. Tut mir Leid. Warum habt ihr euch getrennt?«

»Oh ... alles Mögliche. Ich weiß wirklich nicht, wie ich das erklären soll.«

Es überraschte Marcus nicht, dass sie nicht erklären konnte, was vorgefallen war. Er hatte mehr oder weniger den ganzen Streit gehört und kein Wort davon verstanden; irgendwo schien da ein Stück zu fehlen. Wenn Marcus und seine Mutter stritten, hörte man alles Wichtige heraus: zu viel, zu teuer, zu jung, schlecht für deine Zähne, anderes Programm, Hausaufgaben, Obst. Wenn seine Mutter aber mit ihren Freunden stritt, konnte man stundenlang zuhören und trotzdem das Wesentliche nicht mitbekommen, den Obst- und Hausaufgabenteil. Es war so, als würden sie auf Kommando streiten und das Erstbeste sagen, was ihnen einfiel.

»Hatte er eine Freundin?«

»Ich glaube nicht.«

»Hast du einen anderen Freund?«

Sie lachte. »Wen denn zum Beispiel? Den Kerl, der die Pizza-bestellung angenommen hat? Nein, Marcus, ich habe keinen anderen Freund. So läuft das nicht. Nicht bei einer siebenund-dreißigjährigen berufstätigen Mutter. Da gibt es ein kleines Zeitproblem. Ha! Da gibt es mit allem ein kleines Problem. Warum? Findest du es schlimm?«

»Weiß nich.«

Er wusste es wirklich nicht. Seine Mutter war traurig, das wusste er - sie weinte jetzt viel, mehr als sie geweint hatte, ehe sie nach London gezogen waren -, aber er hatte keine Ahnung, ob das tatsächlich irgendwas mit Männern zu tun hatte. Irrendwie hoffte er das, denn dann würde alles gut werden. Sie würde jemanden kennen lernen, und der würde sie glücklich machen. Wieso auch nicht? Seine Mutter war hübsch, fand er, und nett, und manchmal lustig, und er stellte sich vor, dass jede Menge Typen wie Roger rumlaufen mussten. Doch wenn es nicht die Männer waren, wusste er nicht, was es sein könnte, außer etwas ganz Schlimmes.

»Stört es dich, wenn ich Freunde habe?«

»Nein. Nur bei Andrew.«

»Na ja, ich weiß, du konntest Andrew nicht leiden. Aber im Allgemeinen? Grundsätzlich hast du nichts dagegen?«

»Nein. Natürlich nicht.«

»Du warst wirklich immer sehr tapfer. Wenn man bedenkt, dass du zwei ganz verschiedene Leben geführt hast.«

Er verstand, was sie meinte. Das erste Leben war vor vier Jahren zu Ende gegangen, als er acht war und seine Mutter und sein Vater sich getrennt hatten; das war ein normales, langweiliges gewesen, mit Schule und Ferien und Hausaufgaben und Wochenendbesuchen bei den Großeltern. Das zweite Leben war chaotischer, und es gab darin mehr Menschen und Schauplätze: die Freunde seiner Mutter und die Freundinnen seines Vaters, Wohnungen und Häuser, Cambridge und London. Kaum zu glauben, dass sich so viel ändern konnte, nur weil eine Beziehung zerbrach, aber ihm machte das nichts aus. Manchmal dachte er sogar, dass er das zweite Leben dem ersten vorzog. Es war mehr los, und das konnte ja nur gut sein.

Abgesehen von Roger war in London bis jetzt nicht viel los gewesen. Sie wohnten erst seit ein paar Wochen hier - sie waren am ersten Tag der Sommerferien umgezogen -, und bis jetzt

war es ganz schön langweilig. Zweimal war er mit seiner Mutter im Kino, einmal in *Kevin allein in New York*, der nicht so gut war wie *Kevin allein zu Haus*, und einmal in *Liebling, jetzt haben wir ein Riesenbaby*, der nicht so gut war wie *Liebling, ich habe die Kinder geschrumpft*, und seine Mutter hatte gesagt, die modernen Filme seien viel zu kommerziell, und dass, als sie in seinem Alter war ... irgendetwas gewesen war, was ihm nicht mehr einfiel. Sie hatten sich auch seine neue Schule angesehen, die groß und scheußlich war, wanderten in ihrem neuen Wohnviertel herum, das Holloway hieß und schöne und hässliche Ecken hatte, und sie hatten sich oft und lange über London unterhalten, und über die vielen Veränderungen in ihrem Leben, die - wahrscheinlich - nur zu ihrem Besten waren. Aber eigentlich saßen sie herum und warteten darauf, dass ihr Leben in London begann.

Die Pizzas kamen, und sie aßen sie direkt aus den Kartons.

»Die sind besser als die in Cambridge, oder?«, sagte Marcus gut gelaunt. Das stimmte nicht: Sie kamen von derselben Pizzafirma, und in Cambridge hatten die Pizzas keinen so weiten Weg und waren deshalb nicht ganz so matschig. Er fand einfach nur, er müsste etwas Optimistisches sagen. »Sollen wir fernsehen?«

»Wenn du willst.«

Er fand die Fernbedienung hinter den Sofakissen und zappte durch die Programme. Er wollte keine der Soaps sehen, weil es in Soaps nur Probleme gab, und er fürchtete, die Probleme in den Soaps würden seine Mutter an ihre eigenen Probleme erinnern. Also sahen sie sich eine Tiersendung über so eine Art Fisch an, der am Grund einer Höhle lebte und nichts sehen konnte, einen Fisch, von dem man nicht wusste, was er eigentlich sollte; er glaubte nicht, dass der seine Mutter an irgendetwas erinnern würde.

2

Wie cool war Will Freeman? So cool: Er hatte in den letzten drei Monaten mit einer Frau geschlafen, die er nicht besonders gut kannte (fünf Punkte). Er hatte über dreihundert Pfund für ein Jackett ausgegeben (fünf Punkte). Er hatte über zwanzig Pfund für einen Haarschnitt ausgegeben (fünf Punkte). (Wie war es möglich, 1993 weniger als zwanzig Pfund für einen Haarschnitt auszugeben?) Er besaß mehr als fünf Hip-Hop-Alben (fünf Punkte). Er hatte Ecstasy genommen (fünf Punkte), und zwar in einem Club, nicht bloß zu Hause als eine Art soziologisches Experiment (fünf Punkte). Er hatte vor, bei der nächsten Wahl Labour zu wählen (fünf Punkte). Er verdiente über vierzigtausend Pfund im Jahr (fünf Punkte), und er musste nicht besonders hart dafür arbeiten (fünf Punkte, und dann schrieb er sich noch fünf Extrapunkte dafür gut, dass er *überhaupt nicht* dafür arbeiten musste). Er war in einem Restaurant gewesen, in dem es Polenta mit gehobeltem Parmesan gab (fünf Punkte). Er hatte niemals ein Kondom mit Geschmack benutzt (fünf Punkte), er hatte seine Bruce-Springsteen-LPs verkauft (fünf Punkte), und er hatte sich a) einen Kinnbart wachsen lassen (fünf Punkte) *und* ihn b) wieder abrasiert (fünf Punkte). Abzüge gab es dafür, dass er nie Sex mit irgendwem gehabt hatte, dessen Foto im Mode- und Gesellschaftsteil einer Zeitung oder Zeitschrift erschienen war (minus zwei), und dass er, wenn er ehrlich war (und wenn Will überhaupt einen ethischen Grundsatz hatte, dann den, dass es eine Todsünde war, bei Psychotests in Zeitschriften zu schummeln), immer noch glaubte, dass man bei Frauen besser ankam, wenn man ein schnelles Auto hatte. Aber auch so kam er noch auf ... sechs-

undsechzig! Dem Test zufolge war er damit unter null! Er war Trockeneis! Er war Frosty der Schneemann! Er würde an Unterkühlung sterben! Will wusste nicht, wie ernst man solche Psychotests nehmen durfte, aber er konnte es sich nicht leisten, darüber nachzudenken; Männermagazin-cool zu sein war, falls man das so nennen wollte, sein erstes und einziges Verdienst, und Momente wie diesen musste man auskosten. Unter null! Viel cooler als unter null ging es nicht mehr! Er schlug die Zeitschrift zu und legte sie auf einen Stapel ähnlicher Magazine, den er im Badezimmer liegen hatte. Er hob nicht alle auf, weil er zu viele davon kaufte, aber von dieser würde er sich nicht so schnell trennen.

Will fragte sich manchmal - nicht sehr oft, weil er sich nicht oft historischen Spekulationen hingab -, wie Typen wie er wohl vor sechzig Jahren überlebt hatten. (»Typen wie er« war, wie er wusste, ein ziemlich exklusiver Personenkreis; man konnte auch sagen, vor sechzig Jahren hätte es jemanden wie ihn nicht geben können, denn vor sechzig Jahren konnte niemand einen Vater haben, der auf vergleichbare Weise sein Geld verdiente. Wenn er also an Typen wie sich dachte, meinte er nicht Typen *ganz genau* wie sich, er meinte einfach Typen, die den ganzen Tag im Grunde nichts machten und auch nicht viel machen *wollten*.) Vor sechzig Jahren gab es noch nichts von all dem, worauf Will täglich angewiesen war: tagsüber nichts im Fernsehen, keine Videos, keine Hochglanzmagazine und daher auch keine Psychotests, und obwohl es wahrscheinlich Plattenläden gab, war die Art von Musik, die er hörte, noch nicht erfunden. (Momentan hörte er Nirvana und Snoop Doggy Dogg, und 1933 hätte man wohl nicht viel gefunden, was sich so anhörte.) Blieben also Bücher. Bücher!

Er hätte sich fast sicher einen Job suchen müssen, weil er sonst

an die Decke gegangen wäre.

Heute dagegen war es einfach. Es gab beinahe zu viel zu tun. Man musste heute kein eigenes Leben mehr führen; man konnte einfach Zaungast im Leben anderer Menschen sein, das in den Zeitungen, in *Eastenders*, in Spielfilmen und erlesenen traurigen Jazz-Songs oder knallharten Rap-Songs gelebt wurde. Der zwanzigjährige Will wäre überrascht und vielleicht enttäuscht gewesen, wenn er gewusst hätte, dass er sechsunddreißig Jahre alt werden würde, ohne sich ein eigenes Leben aufzubauen, aber der sechsunddreißigjährige Will war nicht besonders unglücklich darüber: Auf diese Art gab es weniger Durcheinander.

Durcheinander! Davon gab es im Haus von Wills Freund John mehr als genug. John und Christine hatten zwei Kinder - das zweite war letzte Woche zur Welt gekommen, und Will war hinzitiert worden, um es sich anzusehen -, und ihre Wohnung war, Will fand kein treffenderes Wort, ein Schandfleck. Leuchtend bunte Plastikteile überall auf dem Boden, Videobänder lagen ohne ihre Hüllen neben dem Fernseher, und der weiße Überwurf auf dem Sofa sah aus, als sei er als überdimensionales Klopapier missbraucht worden, auch wenn sich Will lieber einredete, die Flecken seien Schokolade ... Wie konnten Menschen so leben?

Christine kam mit dem Baby auf dem Arm herein, während John in der Küche eine Tasse Tee für ihn machte. »Das ist Imogen«, sagte sie.

»Oh«, sagte Will. »Natürlich.« Was sollte er als Nächstes sagen? Er wusste, sie warteten auf etwas, aber er konnte sich ums Verrecken nicht daran erinnern, was er sagen sollte. »Sie ist ...« Nein. Es war weg. Er konzentrierte seine Konversationsbemühungen auf Christine. »Und wie geht's dir so, Chris?«

»Ach, du weißt schon. Ein bisschen ausgelaugt.«

»Schwer über die Stränge geschlagen?«
»Nein. Nur ein Baby zur Welt gebracht.«
»Oh. Stimmt ja.« Alles lief wieder auf das Drecksbaby hinaus.
»Das kann einen ganz schön müde machen, schätze ich.« Er hatte bewusst eine Woche gewartet, um nicht über solche Dinge sprechen zu müssen, aber es hatte ihm nichts genützt. Sie redeten trotzdem darüber.

John kam mit einem Tablett und drei Bechern Tee herein.

»Barney ist heute bei seiner Großmutter«, sagte er, ohne dass Will einen Grund dafür sehen konnte.

»Wie geht es Barney?« Barney war zwei, so ging es Barney, und darum war er für niemanden außer für seine Eltern interessant, doch auch hier schien man aus unerfindlichen Gründen eine Bemerkung von ihm zu erwarten.

»Es geht ihm prächtig, danke«, sagte John. »Natürlich ist er im Moment ein richtiger Satansbraten, und er weiß nicht genau, was er von Imogen halten soll, aber ... er ist süß.«

Will hatte Barney kennen gelernt und wusste mit Sicherheit, dass Barney nicht süß war, also beschloss er, diese absurde Feststellung zu ignorieren.

»Und wie geht es dir, Will?«

»Mir geht es gut, danke.«

»Immer noch keine Sehnsucht nach einer eigenen Familie?«

Lieber würde ich eine von Barneys verschissenen Windeln essen, dachte er. »Noch nicht«, sagte er.

»Du machst uns Sorgen«, sagte Christine.

»Ich fühle mich ganz wohl so, danke.«

»Das mag ja sein«, sagte Christine selbstgefällig. Die beiden machten ihn langsam körperlich krank. Es war schlimm genug, dass sie überhaupt Kinder hatten; warum hatten sie den Wunsch, diesen ersten Fehler zu verschlimmern, indem sie ihre Freunde anspornten, ihrem Beispiel zu folgen? Will war seit einigen Jahren überzeugt, dass man sein Leben leben konnte,

ohne sich so ins Unglück zu stürzen wie John und Christine (und er war sicher, dass sie unglücklich waren, auch wenn sie in einen unheimlichen, indoktrinierten Zustand geraten waren, der sie für ihr eigenes Elend blind machte). Man brauchte Geld, sicher - das Einzige, was dafür sprach, Kinder zu bekommen, war, dass sie für einen sorgen konnten, wenn man alt, zu nichts mehr zu gebrauchen und pleite war -, aber er hatte Geld, und das bedeutete, dass er dem Durcheinander, den Klopapier-Sofadecken und der Zwangsidee, Freunden einzureden, sie müssten sich ebenfalls ins Unglück stürzen, aus dem Weg gehen konnte. John und Christine waren mal ganz nett gewesen. Als Will noch mit Jessica zusammen war, waren sie ein paar Mal die Woche zu viert durch die Clubs gezogen. Jessica und Will hatten sich getrennt, als Jessica das frivole Lotterleben gegen etwas Solideres eintauschen wollte; Will hatte sie vermisst, vorübergehend, das Nachtleben hätte er allerdings mehr vermisst. (Sie trafen sich noch ab und zu mittags auf eine Pizza, und dann zeigte sie ihm Bilder von ihren Kindern und sagte ihm, er würde sein Leben verschwenden und wüsste gar nicht, was er verpasste, worauf er zu ihr sagte, darauf könne er gut verzichten, und dann sagte sie zu ihm, das würde ihn ohnehin überfordern, worauf er zu ihr sagte, er habe nicht vor, je herauszufinden, ob dem so sei oder nicht; danach saßen sie dann schweigend da und tauschten böse Blicke.) Jetzt, wo John und Christine Jessicas Weg in eine bessere Welt gegangen waren, hatte er keinerlei Verwendung mehr für sie. Er wollte weder Imogen sehen noch wissen, wie es Barney ging, er wollte nichts über Christines Müdigkeit hören, und mehr hatten sie mittlerweile nicht mehr zu bieten. Mit denen würde er sich nicht mehr abgeben, besten Dank.

»Wir haben uns gefragt«, sagte John, »ob du wohl Imogens Patenonkel werden möchtest?« Die beiden saßen mit so erwartungsfrohem Lächeln da, als müsse er im nächsten Moment

aufspringen, in Tränen ausbrechen und sich trunken vor Glück eng umschlungen mit ihnen auf dem Teppichboden wälzen. Will lachte nervös auf.

»Patenonkel? Kirche und so? Geburtstagsgeschenke? Adoption, falls ihr bei einem Flugzeugabsturz umkommt?«

»Genau.«

»Ihr nehmt mich auf den Arm.«

»Wir glauben, dass du verborgene Tiefen hast«, sagte John.

»Ah, aber die habe ich nicht. Ich bin wirklich so oberflächlich.«

Sie lächelten immer noch. Sie schnallten es nicht.

»Hört mal. Ich bin wirklich gerührt, dass ihr gefragt habt. Aber ich kann mir nichts Schlimmeres vorstellen. Im Ernst. Das ist einfach nicht mein Ding.«

Viel länger blieb er dann nicht mehr.

Ein paar Wochen später lernte Will Angie kennen und wurde zum ersten Mal Stiefvater auf Zeit. Vielleicht hätte er sich sehr viel Ärger erspart, wenn er seinen Stolz, seinen Abscheu vor Kindern, Familie, Häuslichkeit, Monogamie und früh ins Bett gehen heruntergeschluckt hätte.

3

In der Nacht nach seinem ersten Schultag wachte Marcus ungefähr jede halbe Stunde auf. Er sah es an den Leuchtzeigern seines Dinosaurierweckers: 22.41, 23.19, 23.55, 0.35, 0.55, 1.31 ... Er konnte nicht glauben, dass er am nächsten Morgen wieder hingehen musste, und am übernächsten Morgen, und am überübernächsten Morgen, und ... na ja, dann wäre Wochenende, aber mehr oder weniger jeden Morgen für den Rest seines Lebens, so ziemlich. Jedes Mal, wenn er aufwachte, war sein erster Gedanke, an diesem entsetzlichen Gefühl müsse doch irgendein Weg vorbeiführen - oder darum herum oder sogar mittendurch; wenn er früher einmal Probleme hatte, fand sich normalerweise immer irgendeine Lösung - meistens bestand sie darin, dass er seiner Mutter erzählte, was ihn quälte. Aber diesmal konnte sie nicht das Geringste machen. Sie würde ihn nicht die Schule wechseln lassen, und selbst wenn, würde es keinen großen Unterschied machen. Er würde immer noch der sein, der er war, und das schien ihm das eigentliche Problem zu sein.

Er war für die Schule einfach nicht geschaffen. Nicht für die weiterführende Schule jedenfalls. Das war es. Und wie sollte er das irgendwem erklären? Es war okay, für einige Dinge nicht geschaffen zu sein (er wusste bereits, dass er für Partys nicht geschaffen war, weil er zu schüchtern war, oder für Schlalberhosen, weil seine Beine zu kurz waren), aber nicht für die Schule geschaffen zu sein, war ein Problem. Alle gingen zur Schule. Daran führte kein Weg vorbei. Einige Kinder, das wusste er, wurden von ihren Eltern zu Hause unterrichtet, aber seine Mutter konnte das nicht, weil sie arbeiten ging. Außer, er

bezahlte sie, um ihn zu unterrichten - aber sie hatte ihm vor langer Zeit erzählt, dass sie in ihrem Job dreihundertundfünfzig Pfund pro Woche verdiente. Dreihundertfünfzig Pfund pro Woche! Wie sollte er an so viel Geld kommen? Nicht mit Zeitungsaustragen, so viel war klar. Es gab auch noch andere Kinder, die nicht zur Schule gingen, und das waren die Macaulay Culkins. Über den hatten sie mal was im Samstagvormittagsprogramm gebracht, und es hieß, er würde in einer Art Campingwagen von einem Privatlehrer unterrichtet. Das klang ganz okay, fand er. Mehr als okay, weil Macaulay Culkin wahrscheinlich dreihundertfünfzig Pfund in der Woche verdiente, vielleicht sogar mehr, was bedeutete, wenn er Macaulay Culkin wäre, könnte er seine Mutter dafür bezahlen, dass sie ihn unterrichtete. Aber wenn Macaulay Culkin sein bedeutete, gut schauspielern zu können, konnte er es vergessen: Er war im Schauspielern beschissen, weil er es hasste, sich vor anderen zu produzieren. Darum hasste er ja die Schule. Darum wollte er ja Macaulay Culkin sein. Darum würde er nicht in tausend Jahren, geschweige denn in den nächsten paar Tagen, Macaulay Culkin werden. Er würde morgen zur Schule gehen müssen.

Die ganze Nacht lang flogen seine Gedanken herum wie Bumerangs: Eine Idee schoss in die Ferne, den ganzen weiten Weg bis zu den Campingwagen in Hollywood, und für einen Moment, wenn er so weit wie nur möglich entfernt war von Schule und Realität, war er halbwegs glücklich; dann trat der Gedanke den Rückflug an, knallte ihm an den Kopf, und er war wieder genau dort, wo er angefangen hatte. Und die ganze Zeit kam der Morgen näher.

Beim Frühstück war er schweigsam. »Du wirst dich daran gewöhnen«, sagte seine Mutter, als er seine Frühstücksflocken aß, wahrscheinlich, weil er so elend aussah. Er nickte nur und

lächelte sie an; da war schon was dran. Es hatte Zeiten gegeben, in denen er irgendwo ganz tief drin wusste, dass er sich an was auch immer gewöhnen würde, weil er gelernt hatte, dass viele schwere Dinge nach kurzer Zeit von selber leichter wurden. Am Tag, nachdem sein Vater ausgezogen war, war seine Mutter mit ihm und ihrer Freundin Corinne nach Glastonbury gefahren, und sie hatten eine herrliche Zeit im Zelt verbracht. Aber das hier würde nur noch schlimmer werden. Besser als dieser entsetzliche, grauenerregende, furchteinflößende erste Tag würde es nicht werden.

Er kam früh zur Schule, ging in den Klassenraum, setzte sich an sein Pult. Dort war er relativ sicher. Die Kinder, die ihn gestern blöd angemacht hatten, gehörten wahrscheinlich nicht zu denen, die es eilig hatten, zur Schule zu kommen; die würden irgendwo rauchen und Drogen nehmen und Leute vergewaltigen, dachte er düster. Es waren ein paar Mädchen im Raum, aber sie ignorierten ihn, falls nicht das prustende Gelächter, das er hörte, als er sein Lesebuch herausholte, etwas mit ihm zu tun hatte.

Was gab es da zu lachen? Eigentlich nichts, außer man gehörte zu den Menschen, die permanent auf etwas lauerten, worüber sie lachen konnten. Unglücklicherweise waren das seiner Erfahrung nach genau die Menschen, zu denen die meisten Kinder zählten. Sie patrouillierten wie Haie auf den Korridoren, nur lauerten sie nicht auf Menschenfleisch, sondern auf die falsche Hose, den falschen Haarschnitt oder die falschen Turnschuhe, was jedes für sich oder alles zusammen genommen ekstatische Begeisterung auslöste. Da er normalerweise die falschen Turnschuhe oder die falsche Hose trug und sein Haarschnitt immer falsch war, an jedem Tag der Woche, musste er sich nicht sehr anstrengen, damit sie sich über ihn totlachten.

Marcus wusste, dass er sonderbar war, und er wusste auch, dass

er zum Teil deshalb sonderbar war, weil seine Mutter so sonderbar war. Sie kapierte einfach nicht, nichts davon. Sie predigte ihm immer wieder, nur oberflächliche Menschen ließen sich in ihrem Urteil von Kleidung oder vom Haarschnitt beeinflussen; sie wollte nicht, dass er sich Schrottsendungen im Fernsehen ansah oder Schrottmusik hörte oder Schrottcomputerspiele spielte (für sie waren sie alle Schrott), und das hieß für ihn, dass er stundenlang mit ihr diskutieren musste, falls er irgendwas machen wollte, womit alle anderen Kinder sich dauernd beschäftigten. Normalerweise musste er sich geschlagen geben, und sie war so gut im Diskutieren, dass er sich gerne geschlagen gab: Sie konnte erklären, warum es besser war, Joni Mitchell und Bob Marley (zufällig ihre beiden Lieblingssänger) als Snoop Doggy Dogg zu hören, und warum es wichtiger war, Bücher zu lesen, als auf dem Gameboy zu spielen, den sein Vater ihm geschenkt hatte. Aber nichts davon konnte er den Kindern in der Schule vermitteln. Wenn er versuchen würde, Lee Hartley - der größte, lauteste und fieseste von allen, die er gestern getroffen hatte - begreiflich zu machen, er hielte nichts von Snoop Doggy Dogg, weil Snoop Doggy Dogg die falsche Einstellung zu Frauen habe, würde Lee Hartley ihn schlagen oder ihm gemeine Sachen sagen, die er nicht hören wollte. In Cambridge war es weniger schlimm gewesen, denn da hatte es jede Menge Kinder gegeben, die nicht für die Schule geschaffen waren, und jede Menge Mütter, die sie so gemacht hatten, aber in London war das anders. Die Kinder waren härter und gemeiner und verständnisloser, und er fand, wenn seine Mutter schon wollte, dass er die Schule wechselte, nur weil sie einen besseren Job gefunden hatte, dann sollte sie wenigstens so anständig sein, mit diesem Du-da- müssen-wir-darüber-reden-Kram aufzuhören.

Er war zu Hause ganz glücklich, Joni Mitchell zu hören und

Bücher zu lesen, aber in der Schule nutzte ihm das wenig. Das war seltsam, denn die meisten Menschen hätten wohl das Gegenteil vermutet - dass viele Bücher lesen helfen müsste -, aber das tat es nicht: Es machte ihn anders, und weil er anders war, fühlte er sich nicht wohl, und weil er sich nicht wohl fühlte, konnte er spüren, wie er sich von allen und allem abkapselte, den Kindern, den Lehrern und dem Unterricht.

Nicht an allem war seine Mutter schuld. Manchmal lag es eher an ihm selbst als an ihr, dass er so sonderbar war. Wie das Singen ... Wann würde er das mit dem Singen lernen? Ihm ging ständig irgendeine Melodie durch den Kopf, aber ab und zu, wenn er nervös war, rutschte ihm diese Melodie irgendwie raus. Aus irgendeinem Grund konnte er den Unterschied zwischen Innen und Außen nicht erkennen, weil da kein Unterschied zu bestehen schien. Es war, als ginge man an einem warmen Tag in einem beheizten Pool schwimmen, da konnte man auch aus dem Wasser steigen, ohne den Unterschied zu merken, weil die Temperatur gleich blieb; das schien auch beim Singen zu passieren. Na, jedenfalls gestern war ihm in der Englischstunde ein Lied rausgerutscht, während die Lehrerin vorlas; wenn man unbedingt ausgelacht, so richtig schallend ausgelacht werden wollte, gab es anscheinend nichts Besseres, als laut loszusingen, während der Rest der Klasse sich schweigend langweilte. Das übertraf sogar einen miesen Haarschnitt.

An diesem Morgen ging bis zur ersten Stunde nach der Pause alles gut. Während der Anwesenheitskontrolle war er still, er ging auf dem Flur allen anderen aus dem Weg, und dann kam eine Doppelstunde Mathe, das machte er gerne und darin war er gut, obwohl sie Sachen durchnahmen, die er schon gehabt hatte. In der Pause ging er zu Mr. Brooks, einem der anderen Mathelehrer, um sich für dessen Computer-AG zu melden. Er

war stolz auf diese Tat, instinktiv wäre er lieber im Klassenzimmer geblieben und hätte gelesen, aber er hatte nicht gekniffen; er war sogar quer über den Schulhof gegangen.

Aber in Englisch wurde es wieder schlimm. Sie arbeiteten mit einem dieser Bücher, in denen von allem etwas stand; die Stelle, die sie durchnahmen, war aus *Einer flog übers Kuckucksnest*. Er kannte die Geschichte, weil er den Film mit seiner Mutter gesehen hatte, also sah er ganz klar, so klar, dass er am liebsten aus der Klasse gerannt wäre, was kommen würde.

Als es kam, wurde es sogar noch schlimmer, als er es sich vorgestellt hatte. Ms. Maguire ließ eins der Mädchen, von dem sie wusste, dass es gut vorlesen konnte, den Abschnitt vorlesen (Marcus war gut im Vorlesen, aber weil er neu war, fragte man ihn gar nicht erst), und dann versuchte sie, eine Diskussion in Gang zu bringen.

»Schön, eins der Dinge, um die es in diesem Buch geht, ist ... Wie wissen wir, wer verrückt ist und wer nicht? Denn, wisst ihr, wir sind alle ein bisschen verrückt, und wenn irgendwer beschließt, wir seien ein bisschen verrückt, wie können wir ... wie können wir ihn überzeugen, dass wir es nicht sind?«

Schweigen. Einige Kinder seufzten, sahen sich an und verdrehten die Augen. Eine Sache war Marcus aufgefallen, nämlich, dass man, wenn man erst später an eine Schule kam, sofort sagen konnte, wie gut die Lehrer mit einer Klasse fertig wurden. Ms. Maguire war jung und nervös und hatte einen schweren Stand, schätzte er. Die Klasse war unberechenbar.

»Dann sagen wir es anders. Woran merken wir, dass Leute verrückt sind?«

Jetzt kommt's, dachte er. Jetzt kommt's. Es ist so weit. »Wenn sie ohne Grund im Unterricht singen, Miss.«

Gelächter. Aber dann wurde alles noch viel schlimmer, als er erwartet hatte. Alle drehten sich um und sahen ihn an; er sah

Ms. Maguire an, aber sie grinste breit und gezwungen, und sie sah ihm nicht in die Augen.

»Okay, das ist ein Weg, es zu merken. Wenn jemand so etwas macht, könnte man ihn schon für ein bisschen überkandidelt halten. Aber um Marcus mal einen Moment beiseite zu lassen ...«

Mehr Gelächter. Er wusste, was sie tat und warum, und er hasste sie.

4

Zum ersten Mal sah Will Angie - oder sah sie nicht, wie sich später herausstellte - bei Championship Vinyl, einem kleinen Plattenladen auf der Holloway Road. Er stöberte herum, vertrieb sich die Zeit mit der halbherzigen Suche nach einer alten R&B-Anthologie, die er besessen hatte, als er noch jünger war, eine von denen, die er geliebt und verloren hatte; er hörte, wie sie dem mürrischen und depressiven Verkäufer sagte, sie suche nach einer Pinky-und-Perky-Platte für ihre Nichte. »Finden Sie das nicht schrecklich? Stellen Sie sich vor, fünf zu sein und nicht zu wissen, wer Pinky und Perky sind! Was bringen sie den Kindern heute nur bei!?«

Sie wollte nur nett sein, aber Will hatte die bittere Erfahrung gemacht, dass Nur-nett-sein-Wollen bei »Championship Vinyl« verpönt war; sie erntete, wie er es hatte kommen sehen, einen vernichtenden, verächtlichen Blick und ein Murmeln, das andeutete, sie verschwende die wertvolle Zeit des Verkäufers. Zwei Tage später saß er zufällig neben derselben Frau in einem Café auf der Upper Street. Er erkannte ihre Stimme (sie bestellten beide einen Cappuccino und ein Croissant), die blonden Haare und ihre Jeansjacke. Sie standen beide auf, um sich eine der ausliegenden Zeitungen zu holen - sie nahm den *Guardian*, also blieb ihm nur die *Mail* -, und er lächelte, aber sie erkannte ihn ganz offensichtlich nicht, und er hätte es dabei belassen, wäre sie nicht so hübsch gewesen.

»Ich mag Pinky und Perky«, sagte er in, wie er hoffte, sanftem, freundlichem und humorvoll-väterlichem Tonfall, aber er sah sofort, dass er einen ganz entsetzlichen Fehler begangen hatte, dass das nicht dieselbe Frau war, dass sie nicht die leiseste

Ahnung hatte, wovon er sprach. Er hätte sich die Zunge herausreißen und sie mit dem Fuß in den Holzboden stampfen können.

Sie sah ihn an, lächelte nervös und sah sich aus dem Augenwinkel nach dem Kellner um; vermutlich rechnete sie sich aus, wie lange der Kellner brauchen würde, um sich quer durch den Raum auf Will zu stürzen und ihn zu überwältigen; Will verstand sie und konnte es ihr nachfühlen. Wenn sich ein vollkommen Unbekannter im Café neben einen setzte und das Gespräch damit eröffnete, einem leise zu sagen, dass er Pinky und Perky mochte, musste man ja erwarten, im nächsten Moment enthauptet und unter den Fußbodenbrettern versteckt zu werden.

»Es tut mir Leid«, sagte er. »Ich habe Sie verwechselt.« Er wurde rot, und dieses Erröten schien sie zu beruhigen: Seine Verlegenheit war immerhin so etwas wie ein Indiz für geistige Gesundheit. Sie widmeten sich wieder ihren Zeitungen, aber die Frau wurde von unterdrücktem Lachen geschüttelt.

»Es tut mir Leid«, sagte sie schließlich. »Ich muss Sie einfach fragen. Mit wem haben Sie mich verwechselt? Ich habe versucht, mir die Geschichte zusammenzureimen, aber es gelingt mir nicht.«

Also erklärte er es, und sie lachte wieder, und schließlich bekam er die Chance, noch mal von vorne anzufangen und ein normales Gespräch zu führen. Sie redeten über das Morgens-nicht-Arbeiten (zum Nachmittags-auch-nicht-Arbeiten bekannte er sich nicht), den Plattenladen und Pinky und Perky, natürlich, und über diverse andere Figuren aus dem Kinderfernsehen; er hatte noch nie einen solchen Kaltstart in eine Beziehung versucht, aber als sie ihren zweiten Cappuccino ausge-trunken hatten, hatte er eine Telefonnummer und eine Einladung zum Abendessen.

Als sie sich wieder trafen, erzählte sie ihm gleich von ihren

Kindern; am liebsten hätte er seine Serviette auf den Boden geworfen, den Tisch umgestoßen und wäre weggerannt.

»Und?«, sagte er. Etwas Besseres hätte er natürlich nicht sagen können.

»Ich dachte nur, du solltest es wissen. Für manche Leute macht das einen Unterschied.«

»In welcher Hinsicht?«

»Für Männer, meine ich.«

»Na ja, das habe ich schon verstanden.«

»Es tut mir Leid, ich mache es dir nicht besonders leicht, was?«

»Du machst alles richtig.«

»Es ist nur so, dass ... also, wenn das ein richtiges Rendezvous ist, und ich habe das Gefühl, das ist es, dann, dachte ich, sollte ich es dir sagen.«

»Danke. Aber das ist wirklich kein Problem. Ich wäre enttäuscht gewesen, wenn du keine Kinder hättest.«

Sie lachte. »Wirklich? Warum?«

Eine gute Frage. Warum? Selbstverständlich hatte er es gesagt, weil er geglaubt hatte, damit cool und einnehmend zu klingen, aber das konnte er ja schlecht sagen.

»Weil ich noch nie mit einer Mutter aus war, und das wollte ich schon immer mal. Ich glaube, in so was bin ich gut.«

»In was?«

Richtig. Gut in was? Worin war er gut? Das war die große Preisfrage, zu der ihm noch nie irgendeine Antwort eingefallen war. Vielleicht würde er gut mit Kindern können, obwohl er sie hasste und alle, die dafür verantwortlich waren, sie in die Welt zu setzen. Vielleicht hatte er John, Christine und Baby Imogen zu voreilig abgeschrieben. Vielleicht war es das! Onkel Will!

»Ich weiß nicht. Gut in Kinderkram. Rumalbern und so.«

Das musste er sein. Das war doch jeder, oder? Vielleicht hätte er schon die ganze Zeit mit Kindern arbeiten sollen. Vielleicht war das ein Wendepunkt in seinem Leben! Man musste aller-

dings sagen, dass Angies Schönheit nicht ganz unerheblich für die Entscheidung war, seine Affinität zu Kindern neu zu überdenken. Zu dem langen blonden Haar gehörten, wie er nun wusste, ein ruhiges, offenes Gesicht, große blaue Augen und außerordentlich sexy wirkende Augenfältchen - sie war schön auf eine einnehmende, gesunde Julie-Christie-Art. Genau das war der Punkt. Wann war er je mit einer Frau ausgegangen, die wie Julie Christie aussah? Menschen, die wie Julie Christie aussahen, gingen nicht mit Menschen wie ihm aus. Sie gingen mit Filmstars, mit englischen Peers oder mit Formel-1-Fahrern aus. Was ging hier vor? Er kam zu dem Schluss, dass es an den Kindern liegen musste; Kinder stellten einen Makel dar, wie ein Muttermal oder Fettleibigkeit, der ihm eine Chance eröffnete, die er sonst nie gehabt hätte. Möglicherweise *demokratisierten* Kinder schöne allein stehende Frauen.

»Eins kannst du mir glauben«, hörte er Angie sagen, obwohl er die meisten Überlegungen, die dieser Feststellung vorangegangen waren, verpasst hatte, »als allein erziehende Mutter wird man sehr viel empfänglicher für feministische Klischees. Du weißt schon, alle Männer sind Schweine, eine Frau ohne Mann ist wie ein ... ein ... Irgendwas ohne irgendwas, das keinerlei Bezug zum ersten Irgendwas hat, so was alles.«

»Das glaube ich gerne«, sagte Will mitfühlend. Er war jetzt Feuer und Flamme. Wenn allein erziehende Mütter wirklich alle Männer für Schweine hielten, dann konnte er absahnen. Er konnte für alle Zeiten mit Frauen ausgehen, die wie Julie Christie aussahen. Er nickte und runzelte die Stirn und schürzte die Lippen, während Angie schimpfte, und legte sich dabei die neue Strategie zurecht, die sein ganzes Leben verändern konnte.

Während der nächsten paar Wochen war er Will der Gute, Will der Erlöser, und er genoss es. Und unkompliziert war es auch.

Bei Maisy, Angies mysteriös-ernster Fünfjähriger, die ihn für durch und durch unsolide zu halten schien, konnte er nicht landen. Aber bei Joe, dem Dreijährigen, hatte er fast auf Anhieb gewonnen, hauptsächlich deshalb, weil Will ihn bei ihrer ersten Begegnung an den Beinen festgehalten und mit dem Kopf nach unten hängen lassen hatte. Das reichte. Mehr war nicht nötig. Er wünschte sich, die Beziehungen zu vollwertigen menschlichen Wesen wären auch so unkompliziert. Sie gingen zu McDonald's. Sie gingen ins Science Museum und ins Natural History Museum. Sie unternahmen eine Bootsfahrt auf der Themse. Bei den sehr seltenen Gelegenheiten, bei denen er über mögliche eigene Kinder nachgedacht hatte (immer betrunken, immer in der stürmischen ersten Phase einer neuen Beziehung), hatte er sich stets eingeredet, die Vaterschaft würde ein einziger Anlass für schöne Erinnerungsfotos sein, und Vaterschaft nach dem Angie-Modell war genau so: Er konnte Hand in Hand mit einer schönen Frau spazieren gehen, vor ihnen tollten die Kinder, und alle konnten ihn dabei sehen, und wenn er das einen Nachmittag lang gemacht hatte, konnte er wieder heimgehen, wenn er wollte.

Und dann war da der Sex. Sex mit einer allein erziehenden Mutter, entschied Will nach seiner ersten Nacht mit Angie, schlug alles, was er bisher an Sex erlebt hatte. Wenn man sich die richtige Frau aussuchte, eine, die vom Vater ihrer Kinder schlecht behandelt und schließlich verlassen worden war und seitdem niemand Neuen kennen gelernt hatte (weil man wegen der Kinder nicht ausgehen konnte und außerdem viele Männer Kinder nicht mochten, und auch das Chaos nicht, das regelmäßig um diese Kinder tobte wie ein Wirbelsturm) ... Wenn man sich eine von denen aussuchte, dann liebte sie einen dafür. Uplötzlich war man attraktiver, ein besserer Liebhaber, ein besserer Mensch.

Soweit er sehen konnte, war es ein rundum glückliches Arrangement. All diese lauwarmen Paarungen, die in der Welt der kinderlosen Singles stattfanden, zwischen Menschen, für die eine Nacht in einem fremden Bett nur ein Fick unter vielen war ... sie wussten nicht, was sie verpassten. Sicher, es gab da rechtschaffene Menschen, Männer wie Frauen, die von seiner Logik abgestoßen und entsetzt gewesen wären, aber das konnte ihm nur recht sein. So hatte er weniger Konkurrenz. Sein großer Trumpf bei der Affäre mit Angie war letztendlich, dass er nicht jemand anderer war. Das hieß in diesem Fall, dass er nicht Simon war, ihr Ex, der Probleme mit dem Alkohol und der Arbeit hatte und dann, um kein peinliches Klischee auszulassen, auch noch seine Sekretärin bumste. Will fand es leicht, nicht Simon zu sein; er hatte eine natürliche Gabe dafür, nicht Simon zu sein, er war brilliant darin. Im Grunde war es fast unfair, dass etwas, das ihm so leicht fiel, ihm überhaupt einen Vorteil bringen sollte, aber so war es: Er wurde mehr dafür geliebt, dass er nicht Simon war, als er je dafür geliebt worden war, einfach er selbst zu sein.

Selbst das Ende hatte, als es kam, ungeheuer viel für sich. Will hatte immer Schwierigkeiten mit dem Schlussmachen gehabt: Es war ihm nie recht gelungen, den Stier bei den Hörnern zu packen, und die Folge waren bisher immer ein wenig unsaubere Übergänge gewesen. Aber mit Angie war es unkompliziert - ja, es war sogar so unkompliziert, dass er das Gefühl hatte, da müsse irgendwo ein Haken sein.

Sie waren sechs Wochen zusammen, und er begann bereits gewisse Dinge unbefriedigend zu finden. Zunächst mal war Angie nicht sehr flexibel, und die Sache mit den Kindern konnte manchmal hinderlich werden - in der letzten Woche hatte er Karten für die Kinopremiere des neuen Mike-Leigh-Films gekauft, aber sie schaffte es erst 30 Minuten nach Beginn des

Films ins Kino, weil der Babysitter nicht gekommen war. Damals war er wirklich sauer gewesen, obwohl er glaubte, seine Verärgerung ganz gut verborgen zu haben, und sie doch noch einen recht netten Abend verbracht hatten. Und sie konnte nie bei ihm übernachten, also musste er immer zu ihr gehen, und sie hatte nicht besonders viele CDs, und Video, Satelliten-schüssel oder Kabel gab es auch nicht, also blieb ihnen schließlich nichts anderes übrig, als sich an Samstagabenden Casualty und irgendein beschissenes TV-Movie über ein Kind mit einer schlimmen Krankheit anzusehen. Er begann sich gerade erst zu fragen, ob Angie wirklich das war, was er gesucht hatte, als sie beschloss, die Sache zu beenden.

Sie waren in einem indischen Restaurant auf der Holloway Road, als sie es ihm sagte.

»Will, es tut mir leid, aber ich bin mir nicht sicher, ob es so weitergehen kann.«

Er sagte kein Wort. Wenn in der Vergangenheit ein Gespräch mit diesen Worten begonnen hatte, bedeutete das normalerweise, dass sie etwas herausgefunden hatte oder dass er etwas Gemeines, Dummes oder unglaublich Unsensibles gesagt hatte, aber er glaubte wirklich, sich in der Beziehung mit Angie untadelig verhalten zu haben. Durch ein Schweigen gewann er Zeit, in der er seinen Gedächtnisspeicher auf eventuelle Taktlosigkeiten scannte, die ihm entfallen sein konnten, aber da war nichts. Er wäre extrem enttäuscht gewesen, wenn er etwas gefunden hätte, eine unwissentliche Treulosigkeit etwa oder eine beiläufige, unbedeutende Grausamkeit. Da diese Beziehung mit seiner Nettigkeit stand und fiel, hätte alles, was dieses Bild trüben konnte, bedeutet, dass seine Unzuverlässigkeit so tief verwurzelt war, dass sie sich nicht kontrollieren ließ.

»Es liegt nicht an dir. Du warst toll. Es liegt an mir. Na ja, an meiner Situation jedenfalls.«

»Mit deiner Situation ist alles in Ordnung. Jedenfalls was mich betrifft.« Er war so erleichtert, dass ihm danach war, großzügig zu sein.

»Da gibt es Dinge, von denen du nichts weißt. Über Simon.«

»Macht er dir Ärger? Denn wenn er das tut ... « Wirst du was?, wollte er sich selbst verächtlich fragen. Wirst du dir einen Joint drehen, sobald du zu Hause bist, und sie völlig vergessen? Wirst du mit einer ausgehen, die deutlich unkomplizierter ist?

»Nein, eigentlich nicht. Na ja, ich nehme an, für einen Außenstehenden muss es so aussehen. Er ist nicht sehr glücklich darüber, dass ich einen neuen Freund habe. Und ich weiß, wie das klingt, aber ich kenne ihn, und ich weiß, dass er unsere Trennung noch nicht verwunden hat. Und ich bin auch nicht sicher, um ehrlich zu sein. Ich bin noch nicht so weit, mich in eine neue Beziehung zu stürzen.«

»Bis jetzt machst du es ganz gut.«

»Die Tragödie ist, dass ich genau den Richtigen zu genau dem falschen Zeitpunkt getroffen habe. Ich hätte mit einer bedeutungslosen Affäre anfangen sollen, nicht mit ... nicht mit jemandem, der ... «

Das war doch eine Ironie des Schicksals, dachte er. Hätte sie nur geahnt, dass er genau richtig war; wenn es einen Mann gab, der für bedeutungslose Affären besser geschaffen war, legte er keinen Wert auf seine Bekanntschaft. Ich hab nur so getan!, wollte er ihr sagen. Ich bin schrecklich! Ich bin viel oberflächlicher, ehrlich! Aber es war zu spät.

»Ich frage mich, ob ich dich unter Druck gesetzt habe. Ich habe alles versaut, oder?«

»Nein, Will, überhaupt nicht. Du warst großartig. Es tut mir so Leid, dass ... «

Sie vergoss ein paar Tränchen, und er liebte sie dafür. Er hatte noch nie eine Frau weinen sehen, ohne sich verantwortlich zu

fühlen, und er genoss die Erfahrung durchaus.

»Es braucht dir gar nichts Leid zu tun. Wirklich.« Wirklich, wirklich, wirklich.

»Oh, das tut es aber.«

»Das muss es nicht.« Wann war er das letzte Mal in der Position gewesen, Vergebung zu gewähren? Seit der Schule sicher nicht mehr, und möglicherweise auch da schon nie. Von allen Abenden, die er mit Angie verbracht hatte, genoss er den letzten am meisten.

Damit war für Will alles klar. In dem Moment wusste er, dass es andere Frauen wie Angie geben würde - Frauen, die zuerst glaubten, nur einen festen Fickpartner zu wollen, und schließlich feststellten, dass ein ruhiges Leben mehr wert war als noch so viele lautstarke Orgasmen. Da er ganz ähnliche Empfindungen hegte, wenn auch aus vollkommen anderen Gründen, wusste er, dass er viel zu geben hatte. Tollen Sex, reichlich Streicheleinheiten fürs Ego, Vaterschaft auf Zeit ohne Tränen und eine Trennung ohne Schuldgefühle - was konnte ein Mann sich Besseres wünschen? Allein erziehende Mütter – intelligente, attraktive, willige Frauen, Tausende von ihnen, überall in London - waren die beste Erfindung, von der Will je gehört hatte. Seine Karriere als Seriensoffie hatte begonnen.

5

Eines Montagmorgens weinte seine Mutter schon vor dem Frühstück, und das machte ihm Angst. Tränen am Morgen waren etwas Neues, und sie waren ein sehr, sehr schlechtes Zeichen. Sie bedeuteten, dass es nun ohne Vorwarnung zu jeder Tageszeit geschehen konnte; man war zu keiner Zeit davor sicher. Bis heute war es morgens okay gewesen: Sie schien jeden Tag mit der Hoffnung aufzustehen, was auch immer sie unglücklich machte, sei über Nacht irgendwie verschwunden, im Schlaf, so wie es manchmal bei Erkältungen und Bauchschmerzen war. Als sie ihm heute Morgen zugerufen hatte, er solle sich beeilen, hatte sie okay geklungen - nicht wütend, nicht unglücklich, nicht durchgedreht, eben normal und muttermäßig. Aber da saß sie nun zusammengesunken in ihrem Morgenmantel am Küchentisch und heulte, mit einem halbgeessenen Stück Toast auf dem Teller, völlig verschwollenem Gesicht und laufender Nase.

Marcus sagte nie etwas, wenn sie weinte. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Er verstand nicht, warum sie es tat, und weil er es nicht verstand, konnte er ihr nicht helfen, und weil er ihr nicht helfen konnte, blieb ihm nichts anderes übrig, als dazustehen und sie mit offenem Mund anzuglotzen, und wenn es vorbei war, benahm sie sich so, als sei nichts geschehen.

»Möchtest du Tee?«

Er musste raten, was sie sagte, weil sie so verrotzt war.

»Ja, bitte.« Er nahm sich eine saubere Schale vom Abtropfstander und ging zum Vorratsschrank, um sich seine Frühstücksflocken auszusuchen. Das besserte seine Stimmung. Er hatte ganz vergessen, dass sie ihm am Samstagmorgen erlaubt

hatte, eine Kombipackung mit mehreren Sorten in den Einkaufswagen zu legen. Er durchlebte die übliche Qual der Wahl: Er wusste, es wäre vernünftiger, zuerst die langweiligen Sachen zu nehmen, die Cornflakes und die mit Früchten drin, denn wenn er sie jetzt nicht aß, würde er sie nie essen, sie würden nur im Schrank vergammeln, seine Mutter wäre sauer auf ihn, und für die nächsten paar Monate würde er mit einer Riesensparpackung von irgendetwas Scheußlichem auskommen müssen. Er wusste all das, trotzdem entschied er sich wie immer für die Coco Pops. Seine Mutter bemerkte es nicht - bisher der erste Vorteil, den er an ihrer schrecklichen Depression entdecken konnte. Es war allerdings kein sehr großer Vorteil; alles in allem hätte er es lieber gesehen, sie wäre in der Verfassung gewesen, ihn an den Schrank zurückzuschicken. Er hätte mit Freuden auf Coco Pops verzichtet, wenn sie darauf verzichtet hätte, ununterbrochen zu weinen.

Er aß seine Pops, trank seinen Tee, nahm seine Tasche und gab seiner Mutter einen Kuss, nur einen ganz normalen, keinen schmalzigen, verständnisvollen, und ging. Keiner von ihnen sagte ein Wort. Was sollte er sonst machen?

Auf dem Schulweg versuchte er zu verstehen, was ihr fehlte. Was für ein Problem hatte sie, von dem er nichts wusste? Sie hatte Arbeit, also waren sie nicht arm, obwohl sie auch nicht reich waren - sie war Musiktherapeutin, also eine Art Lehrerin für behinderte Kinder, und sie sagte immer, die Bezahlung sei erbärmlich, lächerlich, lausig, ein Verbrechen. Aber sie hatten immer genug für die Wohnung, fürs Essen, und für Ferien einmal im Jahr, und ab und zu sogar für Computerspiele. Was konnte einen noch zum Weinen bringen, vom Geld abgesehen? Der Tod? Aber das wüsste er, wenn jemand Wichtiges gestorben wäre; so weinen würde sie nur um Großmutter, Großvater, seinen Onkel Tom und Toms Familie, und die hatten sie

alle am letzten Wochenende beim vierten Geburtstag seiner Cousine Ella gesehen. Hatte es was mit Männern zu tun? Er wusste, dass sie sich einen Freund wünschte, aber das wusste er auch nur, weil sie manchmal Witze darüber machte, und er konnte sich nicht vorstellen, wieso aus den gelegentlichen Witzen darüber ein ununterbrochenes Heulen darüber werden sollte. Und überhaupt hatte sie doch Roger den Laufpass gegeben, und wenn sie so verzweifelt war, hätte sie ihn festgehalten. Was blieb also sonst? Er versuchte sich zu erinnern, worüber die Leute in *Eastenders* außer Geld, Tod und Liebhabern sonst noch weinten, aber das half ihm nicht weiter: Gefängnisstrafen, ungewollte Schwangerschaften, AIDS, Sachen, die nicht zur eigenen Mutter passten.

Das alles war vergessen, sobald er auf dem Schulhof war. Nicht, dass er *beschlossen* hätte, es zu vergessen. Es war nur so, dass sein Selbsterhaltungstrieb die Oberhand gewann. Wenn man Ärger mit Lee Hartley und dessen Spießgesellen hatte, konnte man nicht darüber nachdenken, ob seine Mutter irre wurde oder nicht. Aber heute ging alles glatt, heute Morgen jedenfalls: Er konnte sie alle an der Mauer der Turnhalle lehnen sehen, über irgendein Wertobjekt gebeugt, in sicherer Entfernung, also erreichte er den Klassenraum ohne Schwierigkeiten.

Seine Freunde Nicky und Mark waren schon da und spielten Tetris auf Marks Gameboy. Er ging zu ihnen rüber.

»Alles klar?«

Nicky sagte hallo, aber Mark war zu konzentriert, um ihn zu bemerken. Marcus versuchte sich so hinzustellen, dass er sehen konnte, wie Mark vorankam, aber Nicky stand an der einzigen Stelle, die einen Blick auf den winzigen Bildschirm des Gameboys erlaubte, also setzte Marcus sich auf ein Pult und wartete, dass sie fertig wurden. Sie wurden nicht fertig. Oder vielmehr, fertig wurden sie schon, aber dann fingen sie einfach wieder

an; sie boten ihm nicht an, auch mal zu spielen, oder legten den Gameboy weg, weil er dazugekommen war. Marcus hatte den Eindruck, bewusst ausgeschlossen zu werden, und er wusste nicht, was er falsch gemacht hatte.

»Geht ihr in der Mittagspause in den Computerraum?« Daher kannte er Nicky und Mark - aus der Computer-AG. Die Frage war blöd, weil sie immer hingingen. Falls sie nicht gingen, würden sie sich, wie er, die ganze Mittagspause über ängstlich abseits halten und versuchen, nicht von irgendeinem mit großer Fresse und coolem Haarschnitt bemerkt zu werden.

»Weiß nich. Vielleicht. Was meinst du, Mark?«

»Weiß nich. Wahrscheinlich.«

»Alles klar. Dann seh ich euch da, vielleicht.«

Bis dahin hätte er sie längst gesehen. Er sah sie zum Beispiel jetzt – war ja nicht so, als würde er irgendwo hingehen. Aber immerhin war es eine Bemerkung.

In der Pause war es das Gleiche: Nicky und Mark am Gameboy, Marcus, der sich, ausgeschlossen, um sie herumdrückte. Okay, sie waren keine echten Freunde - nicht Freunde, wie er sie in Cambridge gehabt hatte. Aber normalerweise verstanden sie sich ganz gut, wenn auch nur, weil sie nicht wie die anderen Kinder in der Klasse waren. Marcus war sogar mal bei Nicky zu Hause gewesen, einmal nach Schulschluss.

Sie wussten, dass sie verklemmt und bescheuert waren und die ganzen anderen Sachen, die einige der Mädchen zu ihnen sagten (sie trugen alle drei Brillen, keiner von ihnen scherte sich um Klamotten, Mark hatte rote Haare und Sommersprossen, und Nicky sah gut drei Jahre jünger aus als jeder andere mit zwölf Jahren), aber das machte ihnen nicht viel aus. Das Wichtige war, dass sie einander hatten, dass sie nicht dicht an den Korridorwänden entlang schlichen und verzweifelt versuchten, nicht aufzufallen.

»Ey! Lockenköpfchen! Sing mal was!« Ein paar Dreizehnjährige standen im Türrahmen. Marcus kannte sie nicht, also eilte ihm sein Ruhm offensichtlich voraus. Er versuchte, entschlossener auszusehen: Er reckte den Hals, um den Eindruck zu erwecken, als konzentrierte er sich auf den Gameboy, aber er konnte noch immer nichts sehen, und dann rückten Mark und Nicky auch noch von ihm ab und ließen ihn stehen.

»Ey, Feuermelder! Chris Evans! Blindschleiche!« Mark errötete.

»Sind doch alles Blindschleichen.«

»Ja, ganz vergessen. Ey, Feuermelder-Blindschleiche! Ist das ein Knutschfleck an deinem Hals?«

Das fanden sie irre komisch; sie machten dauernd Witze über Mädchen und Sex, er wusste nicht, warum. Wahrscheinlich, weil sie sexbesessen waren.

Mark gab den Kampf auf und machte den Gameboy aus. Das war ihnen in letzter Zeit oft passiert, und man konnte nicht viel dagegen machen. Man konnte nur dastehen und einstecken, bis es ihnen zu langweilig wurde. Sich irgendwie zu beschäftigen, bis es so weit war, einfach da zu sein und zu gucken, das war das Schwierige dabei. Marcus hatte sich in letzter Zeit darauf verlegt, im Kopf Listen zu machen; seine Mutter hatte ein Spiel, bei dem man Karten mit Begriffen drauf bekam, wie etwa »Puddings«, und das andere Team musste raten, welche zwölf Beispiele dafür auf der Karte standen, und dann waren die anderen dran, und man musste raten, was auf deren Karten stand, »Fußballmannschaften« zum Beispiel. Er konnte es hier nicht spielen, weil er die Karten nicht dabei hatte und es keine andere Mannschaft gab, aber er spielte eine Variante: Er dachte sich einen Begriff aus, für den es viele Beispiele gab, wie etwa »Obst«, und versuchte, sich so viele verschiedene Obstsorten wie möglich auszudenken, bis derjenige, der sie gerade schikanerte, wegging.

Schokoriegel. Mars, natürlich. Snickers. Bounty. Gab es noch irgendwelche mit Eiscreme? Topic. Picnic.

»He, Marcus, wer ist dein Lieblings-Rapper? Tupac? Warren G?« Marcus kannte diese Namen, wusste aber nicht, was sie bedeuteten, und kannte keinen ihrer Songs, außerdem wusste er, dass von ihm keine Antwort erwartet wurde. Wenn er antwortete, wäre er erledigt.

Sein Gehirn war völlig leer, aber das war ja der Sinn des Spiels. Zu Hause wäre es einfach, sich Namen von Schokoriegeln einfallen zu lassen, aber hier, während diese Kinder ihn schikanierten, war es fast unmöglich.

Milky Way.

»Ey, Zwerg, weißt du, was Blasen ist?« Nicky tat, als würde er aus dem Fenster starren, aber Marcus merkte, dass er nicht das Geringste sah. Picnic. Nein, das hatte er schon gehabt.

»Komm, das ist langweilig.«

Und weg waren sie. Bloß sechs. Kläglich.

Eine Weile sagten die drei kein Wort. Dann sah Nicky Mark an, und Mark sah Nicky an, und endlich redete Mark.

»Marcus, wir wollen nicht mehr, dass du bei uns rumhängst.«

Er wusste nicht, was er sagen sollte, also sagte er: »Oh«, und dann: »Warum nicht?«

»Wegen denen.«

»Die haben doch nichts mit mir zu tun.«

»Doch, haben sie. Wir haben nie mit irgendwem Ärger gehabt, bevor du kamst, und jetzt kriegen wir das jeden Tag ab.«

Das sah Marcus ein. Er konnte sich vorstellen, dass Nicky und Mark, hätten sie ihn nicht kennen gelernt, so viel Kontakt mit Lee Hartley und dem Rest von denen gehabt hätten wie Piranhas mit Koalabären. Aber seinetwegen waren die Koalabären jetzt ins Wasser gefallen, und die Piranhas begannen sich für sie zu interessieren. Niemand hatte ihnen etwas getan, noch nicht, und Marcus hatte seine Erfahrungen mit Schlägen, Stei-

nen und Schimpfnamen. Aber Gemeinheiten wurden ähnlich abgefeuert wie Raketen, und wenn andere Leute zufällig in der Schusslinie standen, würden sie auch getroffen werden. Genau das war Nicky und Mark passiert: Er hatte sie sichtbar gemacht, er hatte sie zu Zielscheiben gemacht, und wenn er auch nur im Geringsten ein Freund war, würde er sich von ihnen fernhalten. Nur konnte er sonst nirgendwo hin.

6

Ich bin allein erziehender Vater. Ich habe einen zwei Jahre alten Sohn. Ich bin allein erziehender Vater. Ich habe einen zwei Jahre alten Sohn. Ich bin allein erziehender Vater. Ich habe einen zwei Jahre alten Sohn. So oft Will sich das auch sagte, er fand immer einen Einwand, der es ihm unmöglich machte, selbst daran zu glauben; vom Kopf her - nicht, dass der hier die entscheidende Rolle spielte, aber doch eine wichtige - fühlte er sich nicht als Vater. Er war zu jung, zu alt, zu dumm, zu clever, zu groovy, zu ungeduldig, zu selbstsüchtig, zu unvorsichtig, zu vorsichtig (ganz egal, wie es bei den Frauen, die er traf, mit der Verhütung aussah, er benutzte immer, immer ein Kondom, schon in den Zeiten, als man es noch nicht musste); er wusste nicht genug über Kinder, er ging zu oft aus, er trank zu viel, er nahm zu viele Drogen. Wenn er in den Spiegel schaute, sah er keinen Vater und konnte keinen sehen, schon gar keinen allein erziehenden Vater.

Er versuchte den allein erziehenden Vater im Spiegel zu sehen, weil ihm die allein erziehenden Mütter ausgegangen waren, mit denen er schlafen konnte; um genau zu sein, hatte sich der Vorrat mit Angie bereits erschöpft, und Nachschub gab es nicht. Den Beschluss zu fassen, dass allein erziehende Mütter die Zukunft waren, dass Millionen von traurigen, bedauernswerten Julie-Christie-Doubles händeringend auf seinen Anruf warteten, war gut und schön, doch die frustrierende Wahrheit war, er hatte ihre Telefonnummern nicht. Wo trieben sie sich rum?

Er brauchte erstaunlich lange, um darauf zu kommen, dass allein erziehende Mütter per definitionem Kinder hatten und

Kinder einen bekanntermaßen daran hinderten, sich irgendwo herumzutreiben. Er hatte einige wenige zaghafte, halbherzige Erkundigungen bei Freunden und Bekannten eingeholt, aber ein echter Durchbruch war ihm bisher nicht gelungen; die Leute, die er kannte, kannten entweder keine allein erziehenden Mütter, oder sie waren wegen Wills legendär miesem Ruf in Herzensdingen nicht bereit, eine Bekanntschaft zu vermitteln. Aber nun hatte er den idealen Ausweg aus dieser unerwarteten Beuteknappheit gefunden. Er hatte einen zweijährigen Sohn namens Ned erfunden und sich einer Gruppe allein erziehender Eltern angeschlossen.

Den meisten Menschen wäre es nicht der Mühe wert gewesen, so viele Umstände zu machen, nur um eine Laune zu befriedigen, aber Will fand oft Dinge der Mühe wert, die andere Leute nicht der Mühe wert fanden, einfach weil er die Zeit dazu hatte. Den ganzen Tag nichts zu tun bot ihm unendlich viele Gelegenheiten, zu träumen und zu planen und immer wieder neue Rollen für sich zu erfinden. Nach einem extrem exzessiven Wochenende hatte er sich in einem Anfall von Schuldbewusstsein als freiwilliger Helfer in einer Volksküche gemeldet, und obwohl er dann nie zum Dienst angetreten war, hatte der Anruf ihm erlaubt, sich ein paar Tage lang einzureden, er sei der Typ, der so was machen würde. Er hatte auch an den freiwilligen Entwicklungsdienst gedacht und ein paar Formulare ausgefüllt, und er hatte aus der Tageszeitung eine Anzeige ausgeschnitten, in der es darum ging, Lernschwachen das Lesen beizubringen, und er hatte mit Immobilienmaklern verhandelt, um ein Restaurant und dann einen Buchladen zu eröffnen ...

Und wenn man schon so daran gewöhnt war, sich und anderen etwas vorzumachen, war es weder schwierig noch ein Grund zur Panik, sich einer Gruppe allein erziehender Eltern anzuschließen, ohne selbst Alleinerziehender zu sein. Falls es nicht

klappte, würde er eben etwas Neues versuchen. Es war keine große Sache.

SPAT (Single Parents - Alone Together) traf sich am ersten Donnerstag des Monats in einem städtischen Zentrum für Erwachsenenbildung, und heute Abend ging Will das erste Mal hin. Er war fast sicher, dass er heute Abend auch das letzte Mal hingehen würde: Er würde irgendwas durcheinander bringen, den Namen der Katze von Pat, dem Postboten, die Farbe von Noddys Auto (oder, schlimmer, den Namen seines eigenen Kindes - aus irgendeinem Grund dachte er sich ihn immer als Ted, dabei hatte er ihn erst heute Morgen Ned getauft), und er würde als Hochstapler entlarvt und im Polizeigriff abgeführt werden. Aber wenn die Chance bestand, eine Frau wie Angie kennen zu lernen, musste er einen Versuch wagen.

Auf dem Parkplatz am Zentrum stand nur ein weiteres Fahrzeug, eine verbeulte Ente, die den Aufklebern am Fenster zufolge in Chessingtons Abenteuerwelt und in Alton Towers gewesen war; Wills Auto, ein neuer GTI, hatte so etwas nicht vorzuweisen. Warum nicht? Ihm fiel kein Grund ein, außer dem einen, der sich überdeutlich aufdrängte: Er war ein kinderloser Junggeselle von sechsunddreißig Jahren und hatte daher nie den Wunsch verspürt, meilenweit zu fahren, um sich dann auf einem Teetablett von einem Plastikmärchenberg zu stürzen.

Das Zentrum deprimierte ihn. Er hatte seit fünfzehn Jahren keinen Fuß in ein Gebäude mit Klassenräumen, Fluren und selbst gemalten Plakaten gesetzt und vergessen, dass das britische Bildungswesen nach Desinfektionsmitteln roch. Er hatte nicht einmal damit gerechnet, die SPAT-Gruppe vielleicht nicht direkt finden zu können. Er glaubte, das fröhliche Stirnmengewirr von Leuten, die ihre Sorgen vergaßen und ein wildes Besäufnis veranstalteten, würde ihn direkt hinführen, aber

es gab kein fröhliches Stimmengewirr, nur das ferne, wehmütige Scheppern eines Eimers. Endlich entdeckte er an einer Klassentür einen Zettel: SPAP stand mit Filzstift geschrieben auf dem Zettel. Das Ausrufungszeichen stieß ihn ab. Ein bisschen sehr gewollt.

Es war nur eine Frau im Raum. Sie nahm Flaschen aus einem Pappkarton - Weißwein, Bier, Mineralwasser und No-Name-Cola - und stellte sie auf einen Tisch in der Mitte des Raums. Die restlichen Tische waren an die Wand gerückt worden; hinter ihnen standen die Stühle in Reihen aufgestapelt. Es war der trostloseste Partyraum, den Will je gesehen hatte.

»Bin ich hier richtig?«, fragte er die Frau. Sie hatte ein spitzes Gesicht und rote Bäckchen; sie sah aus wie Wurzel Gummiges Freundin Tante Sally.

»SPAT? Kommen Sie rein. Sind Sie Will? Ich bin Frances.« Er lächelte und gab ihr die Hand. Er hatte vorhin noch mit Frances telefoniert.

»Es tut mir leid, dass sonst noch keiner da ist. Bei uns läuft es oft schleppend an. Babysitter.«

»Natürlich.« Also war es ein Fehler von ihm gewesen, pünktlich zu sein. Er hatte sich mehr oder weniger schon verraten. Und natürlich hätte er niemals »natürlich« sagen dürfen und damit andeuten, dass sie etwas aufgeklärt hatte, das er verwirrend fand; er hätte mit den Augen rollen und etwas wie »Davon kann ich ein Lied singen« oder »Hören Sie mir auf mit Babysittern« sagen müssen, etwas Konspiratives, das ihn als Leidensgenossen auswies.

Vielleicht war es noch nicht zu spät. Er verdrehte die Augen. »Hören Sie mir auf mit Babysittern«, sagte er. Er lachte bitter und schüttelte sicherheitshalber den Kopf. Frances ignorierte das exzentrische Timing der Konversation und biss an.

»Dann hatten Sie heute Abend auch Probleme?«

»Nein. Meine Mutter kümmert sich um ihn.« Er war stolz auf

den Gebrauch des Pronomens, es klang so familiär. Ein Minuspunkt war das etwas übertriebene Kopfschütteln und Augenrollen für einen Mann, der keine aktuellen Babysittersorgen hatte.

»Aber früher hatte ich Probleme«, fügte er hastig hinzu. Das Gespräch war noch keine zwei Minuten alt, und er war bereits mit den Nerven am Ende.

»Haben wir das nicht alle?«, sagte Frances.

Will lachte herzlich. »Ja«, sagte er. »Ich ganz bestimmt.«

Er hatte das Gefühl, mittlerweile sei völlig klar, dass er entweder ein Schwindler oder ein Schwachsinniger war, aber ehe er sich sein eigenes Grab noch tiefer schaufeln konnte, begannen andere SPAT-Mitglieder einzutreffen - alles Frauen, alle bis auf eine um die dreißig. Frances stellte ihn jeder einzeln vor: Sally und Moira, die verbiestert aussahen, ignorierten ihn völlig und verzogen sich mit einem Pappbecher Weißwein in die hinterste Ecke des Raums (Moira trug, wie Will interessiert feststellte, ein Lorena-Bobbitt-T-Shirt); Lizzie, klein, süß und schwatzhaft; Helen und Susannah, die SPAT offensichtlich für unter ihrer Würde hielten und pampige Bemerkungen über den Wein und die Örtlichkeit machten; Saskia, die zehn Jahre jünger war als alle anderen im Raum und mehr nach Tochter als nach Mutter aussah; und Suzie, groß, blond, blass, genervt und schön. Die ist es, entschied er und verschwendete keinen Blick mehr an die anderen, die hereinkamen. Blond und schön waren zwei der Eigenschaften, nach denen er suchte; blass und genervt waren zwei der Eigenschaften, die es ihm gestatteten. »Hallo«, sagte er. »Ich bin Will, ich bin neu, und ich kenne niemanden.«

»Hallo, Will. Ich bin Suzie, ich bin alt, und ich kenne jeden.«

Er lachte. Sie lachte. Er verbrachte so viel Zeit, wie der Anstand erlaubte, in ihrer Gesellschaft. Sein Gespräch mit Frances hatte seine Sinne geschärft, daher schlug er sich an der Ned-

Front besser; auf jeden Fall wollte Suzie reden, und unter diesen Umständen hörte er nur zu gerne zu. Und er bekam viel zu hören. Suzie war mit einem Mann namens Dan verheiratet gewesen, der sie betrogen hatte, als sie im sechsten Monat schwanger war, und sie am Tag, bevor die Wehen einsetzten, verlassen hatte. Dan hatte seine Tochter Megan nur einmal gesehen, durch Zufall, im Body Shop in Islington. Er hatte sie anscheinend kein zweites Mal sehen wollen. Suzie war jetzt arm (sie versuchte sich zur Ökotrophologin umschulen zu lassen) und verbittert, und Will verstand, warum. Suzie sah sich im Raum um.

»Einer der Gründe, warum ich herkomme, ist, dass man sauer sein kann, ohne dass jemand deshalb schlechter von einem denkt«, sagte sie. »Hier hat fast jeder irgendeinen Grund, sauer zu sein.«

»Wirklich?« Für Will sahen sie gar nicht so sauer aus.

»Sehen wir mal, wer hier ist ... Da drüben die Frau in dem Jeanshemd? Ihr Mann ist abgehauen, weil er glaubte, ihr kleiner Junge wäre nicht von ihm. Hmmmmmm ... Helen ... langweilig ... er ist mit einer von der Arbeit abgehauen ... Moira ... er hatte sein Coming-out ... Susannah Curtis ... ich glaube, er hatte zwei Familien ... «

Es waren endlose Variationen ein und desselben Themas. Männer, die nur einen Blick auf ihr neues Kind warfen und abhauten, Männer, die nur einen Blick auf ihre neue Kollegin warfen und abhauten, Männer, die einfach nur so abhauten. Plötzlich verstand Will vollkommen, dass Moira Lorena Bobbitt vergötterte; nachdem Suzie mit ihrer Litanei von Verrat und Betrug durch war, wollte er sich selbst den Penis mit einem Küchenmesser abschneiden.

»Kommen denn gar keine anderen Männer zu SPAT?«, fragte er Suzie.

»Nur einer. Jeremy. Er ist in Urlaub.«

»Dann hauen Frauen also auch manchmal ab.«

»Jeremys Frau starb bei einem Autounfall.«

»Oh. Oh, ah, verstehe.«

Will war so deprimiert über sein eigenes Geschlecht, dass er beschloss, etwas zur Wiederherstellung des Gleichgewichts beizutragen.

»Dann stehe ich wohl alleine da«, sagte er, mit, wie er hoffte, geheimnisvoll-wehmütigem Tonfall.

»Es tut mir Leid«, sagte Suzie. »Ich habe gar nicht nach Ihnen gefragt.«

»Oh ... macht nichts.«

»Sie sind also auch sitzen gelassen worden?«

»Tja. Ja, das bin ich wohl.« Er lächelte traurig und schicksals-ergeben.

»Und kommt Ihre Ex Ned besuchen?«

»Manchmal. Besonders viel liegt ihr nicht an ihm.« Er fühlte sich schon besser; es tat gut, von bösen Erfahrungen mit Frauen berichten zu können. Wohl wahr, diese böse Erfahrung war reine Erfindung, aber irgendwo, fand er, lag darin eine emotionale Wahrheit, und er sah jetzt plötzlich, dass sein Rollenspiel einen bisher unvermuteten künstlerischen Aspekt hatte. Er schauspielerte, ja, aber im edelsten, profundesten Sinn des Wortes. Er war kein Schwindler. Er war Robert de Niro.

»Wie kommt er damit klar?«

»Oh ... er ist ein lieber kleiner Kerl. Sehr tapfer.«

»Unglaublich, was für Kraftreserven Kinder haben, nicht wahr?«

Zu seinem Erstaunen merkte er, dass ihm die Tränen in die Augen traten, und Suzie legte ihm tröstend die Hand auf den Arm. Er war aufgenommen, kein Zweifel.

7

Einiges lief wie gewohnt. Am Wochenende besuchte er seinen Vater in Cambridge und sah unheimlich viel fern. Am Sonntag besuchten er, sein Vater und Lindsey, die Freundin seines Vaters, Lindseys Mutter in ihrem Haus in Norfolk, sie machten einen Strandspaziergang, und Lindseys Mutter gab ihm ohne Grund einen Fünfer. Er mochte Lindseys Mutter, Lindsey mochte er auch. Sogar seine Mutter mochte Lindsey, obwohl sie ab und zu gemeine Sachen über sie sagte. (Er verteidigte sie nie. Er merkte sich sogar dumme Sachen, die Lindsey sagte oder tat, und erzählte sie seiner Mutter, wenn er nach Hause kam; das war einfacher.) Eigentlich waren sie alle ganz okay. Nur gab es mittlerweile so viele von ihnen. Jedenfalls kam er mit ihnen allen gut aus, und sie fanden ihn nicht sonderbar, zumindest merkte er nichts davon. Als er montags wieder zur Schule ging, dachte er schon, er hätte sich über nichts und wieder nichts aufgeregt.

Aber auf dem Heimweg nach der Schule ging alles wieder los, im Zeitungsladen um die Ecke. Dort waren sie nett und hatten nichts dagegen, dass er sich die Computerzeitschriften ansah; er konnte gut zehn Minuten dastehen und blättern, bis sie irgendwas sagten, und selbst dann waren sie freundlich und humorvoll und nicht gemein und kinderfeindlich, wie in so vielen anderen Läden. »Zutritt für höchstens drei Kinder gleichzeitig.« Er hasste das alles. Nur wegen seines Alters war man gleich ein Dieb ... er weigerte sich, in Läden zu gehen, die dieses Schild im Fenster hatten. Er weigerte sich, ihnen sein Geld zu geben. »Wie geht's deiner entzückenden Mutter, Marcus?«, fragte der Mann an der Theke, als Marcus eintrat. Seine

Mutter war hier beliebt, weil sie mit ihnen über das Land redete, aus dem sie kamen; sie war früher mal da gewesen, vor langer Zeit, als sie noch ein richtiger Hippie war.
»Ihr geht's gut.« Er würde ihnen nichts erzählen.

Er fand die Zeitschrift, die er letzte Woche halb durchgelesen hatte, und vergaß alles andere. Und dann waren sie, ehe er sich versah, alle im Laden, dicht gedrängt, und sie lachten ihn wieder aus. Das Geräusch machte ihn krank. Wenn für den Rest seines Lebens kein Mensch auf der Welt mehr lachte, sollte es ihm recht sein.

»Was singst du Schönes, Lockenköpfchen?«

Er hatte es wieder gemacht. Er hatte an eins der Lieder seiner Mutter gedacht, eins von Joni Mitchell über ein Taxi, aber offensichtlich war es ihm wieder herausgerutscht. Sie begannen alle unmelodisch zu summen und ab und zu sinnlose Wortfetzen einzuwerfen, wollten ihn provozieren, sich umzudrehen. Er ignorierte sie und versuchte sich auf das zu konzentrieren, was er las. Er brauchte nicht an Zeug wie Schokoladenriegel zu denken, wenn er einen Computerartikel hatte, in den er sich vertiefen konnte. Am Anfang tat er nur so, aber nach ein paar Sekunden war er wirklich richtig eingetaucht und vergaß sie völlig, und ehe er sich versah, waren sie auf dem Weg aus dem Laden. »Ey, Mohammed«, rief einer von ihnen. Das war nicht Mr. Patels Name. »Du solltest seine Taschen filzen. Der hat geklaut.« Und sie waren weg. Er durchsuchte seine Taschen selbst. Sie waren voller Schokoriegel und Kaugummipäckchen. Er hatte es gar nicht gemerkt. Ihm war übel. Er begann zu erklären, aber Mr. Patel unterbrach ihn.

»Ich habe sie beobachtet, Marcus. Ist schon gut.«

Er ging zur Kasse und packte den Kram oben auf die Zeitungen.

»Sind sie in deiner Schule?«

Er nickte.

»Denen gehst du besser aus dem Weg.«

Ja, klar. Scheiße auch. Denen aus dem Weg gehen.

Als er heimkam, lag seine Mutter in einen Mantel gehüllt auf dem Fußboden und sah sich Zeichentrickfilme für Kinder an. Sie schaute nicht hoch.

»Hast du heute nicht gearbeitet?«

»Heute Morgen. Heute Nachmittag habe ich mich krank gemeldet.«

»Was hast du denn?«

Keine Antwort.

Das war nicht in Ordnung. Er war noch ein Kind. Das hatte er in letzter Zeit immer öfter denken müssen, während er immer älter wurde. Er wusste nicht, warum. Vielleicht deshalb, weil er, als er wirklich noch ein Kind war, nicht erkennen konnte, dass er noch ein Kind war - man musste erst in ein gewisses Alter kommen, ehe man verstand, dass man im Grunde noch recht jung war. Oder vielleicht hatte es, als er klein war, keinen Grund gegeben, sich Sorgen zu machen; vor fünf oder sechs Jahren hatte sich seine Mutter niemals den halben Tag lang zitternd in einen Mantel gehüllt, dämliche Zeichentrickfilme angesehen, und selbst wenn sie es getan hätte, hätte er darin möglicherweise nichts Ungewöhnliches gesehen.

Aber irgendwas musste passieren. In der Schule war es beschissen, und zu Hause war es beschissen, und da Schule und Zuhause so ziemlich alles waren, was es für ihn gab, bedeutete das, dass es die ganze Zeit beschissen war, außer, wenn er schlief. Irgendwer würde etwas dagegen unternehmen müssen, denn er selbst konnte nichts dagegen unternehmen, und er konnte niemanden sehen, der dafür in Frage kam, außer der Frau unter dem Mantel.

Sie war komisch, seine Mutter. Sie war immer fürs Reden. Sie

löcherte ihn dauernd, zu reden und sich ihr anzuvertrauen, aber er spürte, dass sie es nicht ernst meinte. Sie war spitze bei kleinen Alltagsdingen, aber er wusste, wenn er auf die großen Dinge kam, gäbe es Ärger, besonders jetzt, wo sie wegen nichts und wieder nichts stundenlang heulte. Aber gerade jetzt führte kein Weg daran vorbei. Er war noch ein Kind, und sie war seine Mutter, und wenn es ihm schlecht ging, war es ihr Job, dafür zu sorgen, dass es ihm nicht mehr schlecht ging, so einfach war das. Auch wenn sie keine Lust hatte, auch wenn es bedeutete, dass es ihr am Ende noch schlechter ging. Pech. Zu schade. Er war wütend genug, um jetzt mit ihr zu reden.

»Warum glotzt du dir das an? Das ist Schrott. Das sagst du mir dauernd.«

»Ich dachte, du magst Trickfilme.«

»Tue ich auch. Bloß die nicht. Die sind schrecklich.«

Sie starteten beide schweigend auf den Bildschirm. So ein komisches, hundeähnliches Vieh war hinter einem Jungen her, der sich in eine Art fliegende Untertasse verwandeln konnte.

»Was hast du?« Er stellte die Frage schroff, so wie ein Lehrer einen wie Paul Cox fragen würde, ob er die Hausaufgaben gemacht hatte.

Wieder keine Antwort.

»Mum, was für eine Krankheit hast du?«

»Oh, Marcus, es ist nicht so eine Krankheit, die ... «

»Verarsch mich nicht, Mum.«

Wieder weinte sie mit langen, unterdrückten Schluchzern, die ihm panische Angst einjagten.

»Du musst damit aufhören.«

»Ich kann nicht.«

»Du musst. Wenn du dich nicht ordentlich um mich kümmern kannst, musst du jemanden finden, der es kann.«

Sie rollte sich auf den Bauch und sah ihn an.

»Wie kannst du sagen, ich würde mich nicht um dich kümmern?«

»Weil du es nicht tust. Das Einzige, was du für mich tust, ist kochen, und das könnte ich auch. Den Rest der Zeit heulst du bloß. Das ist ... das ist nicht gut. Das ist nicht gut für mich.«

Sie weinte noch heftiger, und er ließ sie weinen. Er ging rauf in sein Zimmer und spielte mit Kopfhörern NBA-Basketball, obwohl er das eigentlich nicht sollte, wenn er am nächsten Morgen Schule hatte. Als er nach unten kam, war sie aufgestanden, hatte das Federbett weggeräumt, schaufelte Nudeln und Soße auf Teller und wirkte ganz normal. Er wusste, dass sie nicht normal war - er war zwar noch ein Kind, aber alt genug, um zu wissen, dass Leute nicht aufhörten, bekloppt zu sein (denn das, wurde ihm langsam klar, war die Krankheit, die sie hatte), nur weil man ihnen sagte, sie sollten damit aufhören - aber es kümmerte ihn nicht, solange sie in seiner Gegenwart normal war.

»Du gehst am Sonntag zu einem Picknick«, sagte sie plötzlich.

»Einem Picknick?«

»Ja. Im Regent's Park.«

»Mit wem?«

»Suzie.«

»Nicht mit den SPAT-Idioten.«

»Doch, mit den SPAT-Idioten.«

»Ich hasse sie.« Fiona hatte Marcus zu einem SPAT-Sommerfest bei irgendwem im Garten mitgenommen, als sie gerade nach London gezogen waren, aber seitdem war sie nicht mehr dort gewesen; Marcus war öfter bei diesen Treffen gewesen als sie, weil Suzie ihn zu einem der Ausflüge mitgenommen hatte.

»Tant pis.«

Warum musste sie solche Dinge sagen? Er wusste, dass das auf

Französisch so viel wie »dein Pech« hieß, aber warum konnte sie nicht einfach »dein Pech« sagen? Kein Wunder, dass er ein Spinner war. Wenn man eine Mutter hatte, die grundlos französisch sprach, musste man ja als jemand enden, der im Zeitschriftenladen unabsichtlich vor sich hin sang. Er schaufelte einen Berg Käse auf seine Nudeln und rührte ihn unter.

»Gehst du hin?«

»Nein.«

»Und warum muss ich dann?«

»Weil ich mich ausruhen muss.«

»Ich kann dir aus dem Weg gehen.«

»Ich tue, was du gesagt hast. Ich besorge dir jemand, der sich um dich kümmert. Suzie kann das viel besser als ich.«

Suzie war ihre beste Freundin; sie kannten sich schon seit der Schulzeit. Sie war nett; Marcus mochte sie sehr. Aber er wollte trotzdem nicht mit ihr und den ganzen schrecklichen Kindern von SPAT zu einem Picknick gehen. Er war zehn Jahre älter als die meisten von ihnen, und bis jetzt hatte er es jedes Mal schrecklich gefunden, wenn er etwas mit ihnen unternommen hatte; das letzte Mal waren sie alle im Zoo gewesen, und er hatte seiner Mutter gesagt, er wolle sich sterilisieren lassen. Darüber hatte sie laut gelacht, aber er hatte es ernst gemeint. Er wusste mit Sicherheit, dass er niemals Kinder haben würde, also warum nicht gleich alles hinter sich bringen? »Ich würde mich schon beschäftigen. Ich könnte den ganzen Tag in meinem Zimmer sitzen und am Computer spielen. Du würdest nicht mal merken, dass ich im Haus bin.«

»Ich will, dass du mal rauskommst. Etwas Normales machst. Hier hat man keine Luft zum Atmen.«

»Was meinst du?«

»Ich meine ... Oh, ich weiß nicht, was ich meine. Ich weiß nur, dass wir beide uns nicht gut tun.«

Moment mal. Sie taten sich beide nicht gut? Zum ersten Mal,

seit seine Mutter mit dem Weinen angefangen hatte, wollte er auch weinen. Er wusste, dass sie ihm nicht gut tat, aber er hatte wirklich nicht geahnt, dass das auch umgekehrt galt. Was hatte er ihr getan? Ihm fiel wirklich nichts ein. Eines Tages würde er sie fragen, was sie meinte, aber nicht heute, nicht jetzt. Er war sicher, die Antwort würde ihm nicht gefallen.

8

»Dieses *Miststück*.«

Will schaute auf seine Füße und brummte etwas, das Suzie vermitteln sollte, dass seine Exfrau so schlimm nun doch nicht war, nicht ganz.

»Will, so geht das einfach nicht. Man kann nicht einfach fünf Minuten vorher anrufen und alle Pläne umschmeißen. Du hättest ihr sagen sollen, sie soll dich ... « - sie sah sich um, ob Marcus, der komische Junge, den sie offensichtlich für den Rest des Tages am Hals hatten, noch zuhörte - »mal am ... Abend besuchen.«

Seine Ex (die Suzie zufolge Paula hieß, ein Name, den er gestern Abend erwähnt haben musste) würde für immer mit der Schuld an Neds Nichterscheinen beim Picknick leben müssen, aber jetzt empfand er angesichts von Suzies solidarischem Zorn eine unklare Loyalität Paula gegenüber. Hatte er den Bogen überspannt?

»Na ja«, sagte er immer nur, während Suzie weiterschäumte.

»Du weißt ja.«

»Du kannst dir Nachgiebigkeit nicht leisten. Sonst tanzt sie dir nur noch auf der Nase herum.«

»Sie hat das vorher noch nie gemacht.«

»Aber sie wird es wieder machen. Du wirst schon sehen. Du bist zu nett. Das ist ein schmutziges Geschäft. Du musst ihr die Zähne zeigen.«

»Wahrscheinlich hast du Recht.« Zu hören, er sei zu nett und müsse gemeiner werden, war eine ungewöhnliche Erfahrung für Will, aber er kam sich selbst schon so kümmerlich vor, dass offensichtlich war, warum er gegen Paula keine Chance gehabt

hatte.

»Und das Auto! Ich kann nicht fassen, dass sie das Auto genommen hat.«

Das Auto hatte er vergessen. Das hatte Paula auch noch genommen, aus Gründen, die zu kompliziert zu erklären waren, gleich als Erstes heute Morgen, und Will dadurch gezwungen, Suzie anzurufen, um sie zu bitten, ihn zum Regent's Park mitzunehmen.

»Ich weiß, ich weiß. Sie ist ... « Ihm fehlten die Worte. Wenn man alles zusammen betrachtete, die Sache mit Ned und die Sache mit dem Auto, hatte sich Paula unmöglich benommen, das sah er selbst, aber trotzdem fiel es ihm schwer, den geforderten Zorn zu zeigen. Aber es musste sein, wenn auch nur, um Suzie zu beweisen, dass er kein unverbesserlicher, rückgratloser Schwächling war. »Sie ist eine Kuh.«

»Das klingt schon besser.«

Es war sehr viel verwirrender, als er es sich vorgestellt hatte, dieses Erfinden von Leuten, und langsam wurde ihm klar, dass er sich das nicht gründlich genug überlegt hatte. Er hatte bereits eine Dreierbesetzung - Paula, Ned und seine Mutter (die nicht ganz so imaginär war, da sie immerhin einmal gelebt hatte, wenn das auch, zugegeben, schon länger her war) -, und er sah schon kommen, dass er bald ein Statistenheer haben würde, wenn er das wirklich durchzog. Aber wie konnte er es durchziehen? Wie viele Male konnte er Ned glaubwürdigerweise von seiner Mutter, Großmutter mütterlicherseits oder internationalen Terroristen entführen lassen? Welche Gründe konnte er angeben, Suzie nicht in seine Wohnung einzuladen, in der es weder Spielzeug noch Kinderbettchen noch Windeln, ja nicht einmal ein zweites Schlafzimmer gab? Konnte er Ned an irgendeiner schrecklichen Krankheit sterben lassen oder bei einem Autounfall - tragisch, tragisch, doch das Leben geht weiter? Lieber nicht. Eltern nahmen es ziemlich schwer, wenn

Kinder starben, und die erforderlichen Trauerjahre würden seine schauspielerischen Fähigkeiten auf eine harte Probe stellen. Was war mit Paula? Konnte er Ned nicht einfach an sie abtreten, wenn sie schon so verdammt scharf darauf war, ihn dauernd zu sehen? Außer ... außer, dass er dann kein allein erziehender Vater mehr wäre. Und damit den ganzen Zweck der Übung verfehlt hätte.

Nein, die Katastrophe war unausweichlich. Am besten jetzt aussteigen, sich zurückziehen, sie in dem Glauben lassen, er sei ein alberner Exzentriker, mehr nicht - sicherlich kein Perverser, oder ein Schwindler, oder sonst einer dieser unangenehmen Leute, in die er sich zu verwandeln drohte. Aber Rückzieher waren nicht Wills Art. Er war immer davon ausgegangen, dass sich schon irgendwas ergeben würde, obwohl sich niemals etwas ergab und meistens auch nichts ergeben konnte. Einmal, vor Jahren, als kleiner Junge, hatte er einem Schulfreund (nachdem er sich erst vergewissert hatte, dass der kein Fan von C. S. Lewis war) erzählt, man könne durch die Rückwand seines Schanks in eine andere Welt hineingehen, und hatte ihn zu einer Expedition eingeladen. Er hätte absagen können, er hätte ihm sonst was erzählen können, aber er war nicht bereit, sich einer vorübergehenden, minder schweren Peinlichkeit auszusetzen, wenn keine unmittelbare Notwendigkeit dazu bestand, und so rumorten sie beide mehrere Minuten zwischen Kleiderbügeln herum, ehe Will irgendwas davon murmelte, die Welt sei am Samstagnachmittag geschlossen. Tatsächlich konnte er sich immer noch erinnern, allen Ernstes gehofft zu haben, bis zur allerletzten Minute: *Vielleicht ist da wirklich etwas*, hatte er gedacht, *vielleicht werde ich mich nicht blamieren*. Doch da war nichts, und er hatte sich blamiert, und zwar nicht zu knapp, aber aus dieser Erfahrung hatte er nicht das Geringste gelernt: wenn überhaupt, hatte sie ihm das Gefühl gegeben, dass er beim nächsten Mal Glück haben müsste. Und

hier stand er nun, sechsunddreißig Jahre alt, wusste mit jeder Faser seines Wesens, dass er keinen zweijährigen Sohn hatte, und war immer noch so vermessen, zu glauben, es würde von irgendwoher einer auftauchen, sollte es zum Schlimmsten kommen.

»Ich wette, du kannst einen Kaffee vertragen«, sagte Suzie.

»Dafür könnte ich töten! Was für ein Morgen!« Er schüttelte ungläubig den Kopf, und Suzie blies mitfühlend die Backen auf. Plötzlich ging ihm auf, dass er Spaß an der Sache hatte.

»Ich weiß noch nicht mal, was du machst«, sagte Suzie, als sie ins Auto stiegen. Megan saß neben ihr im Babysitz; Will saß hinten neben Marcus, dem komischen Jungen, der unmelodisch sumnte.

»Nichts.«

»Oh.«

Normalerweise dachte er sich etwas aus, aber er hatte sich in den letzten paar Tagen schon zu viel ausgedacht ... wenn er der Liste noch einen fiktiven Job hinzufügte, würde er erstens den Überblick verlieren und zweitens Suzie rein gar nichts Reales vorsetzen.

»Na, und was hast du früher gemacht?«

»Nichts.«

»Du hast nie gearbeitet?«

»Mal einen Tag hier und einen Tag da, aber ... «

»Oh. Tja, das ist ... !«

Sie verlor den Faden, und Will wusste, warum. Nie einen Tag gearbeitet zu haben, das war ... nichts. Es gab nicht das Geringste dazu zu sagen, nicht unmittelbar jedenfalls.

»Mein Vater hat einen Song geschrieben. 1938. Es ist ein berühmter Song, und ich lebe von den Tantiemen.«

»Ihr kennt doch Michael Jackson? Er verdient eine Million

Pfund pro Minute«, sagte der komische Junge.

»Ich bin nicht sicher, ob es eine Million Pfund pro Minute sind«, sagte Suzie zweifelnd. »Das ist eine ganze Menge.«

»Eine Million Pfund pro Minute!«, wiederholte Marcus.

»Sechzig Millionen Pfund in der Stunde!«

»Na ja, tja, ich verdiene keine sechzig Millionen Pfund in der Stunde«, sagte Will. »Nicht mal annähernd.«

»Wie viel denn?«

»Marcus«, sagte Suzie. »Und was ist das für ein Song? Wenn du davon leben kannst, müssen wir ihn schon mal gehört haben.«

»Uhm ... ›Santa's Super Sleigh‹«, sagte Will. Er sagte es ganz neutral, aber es half nichts, denn man konnte es unmöglich aussprechen, ohne dass es dumm klang. Er wünschte, sein Vater hätte irgendeinen anderen Song auf der Welt geschrieben, »Itsy Bitsy Teeny Weeny Yellow Polka Dot Bikini« oder »How Much Is That Doggie In The Window« möglicherweise ausgenommen.

»Wirklich? ›Santa's Super Sleigh‹?« Suzie und Marcus begannen beide, dieselbe Stelle des Songs zu singen:

»So just leave out the mince pies, and a glass of Sherry
And Santa will visit you, and leave you feeling merry,
Oh, Santa's Super Sleigh,
Santa's Super Sleigh ... «

Das machten die Leute immer. Sie sangen immer, und sie sangen immer dieselbe Stelle. Will hatte Freunde, die jeden einzelnen Telefonanruf mit einer kleinen Kostprobe aus »Santa's Super Sleigh« einleiteten und ihm, wenn er nicht lachte, Humorlosigkeit attestierten. Aber wo war der Witz dabei, und selbst wenn es ihn gab, wie sollte er dann jedes Mal, Jahr für Jahr für Jahr, wieder darüber lachen können?

»Ich nehme an, das machen die Leute immer, oder?«

»0 nein, ihr zwei seid die Ersten.«

Suzie warf ihm im Rückspiegel einen Blick zu. »Sorry.«
»Nein, ist schon okay. Geschieht mir ganz recht, wirklich.«
»Aber ich verstehe es nicht ganz. Wieso bringt das Geld ein? Müssen Weihnachtssänger dir Prozente zahlen?«
»Das sollten sie. Aber man erwischt sie nicht immer. Nein, er ist auf jedem Christmas Album, das je gemacht wurde. Elvis hat es aufgenommen, wisst ihr. Und die Muppets.« Und Des O'Connor. Und die Crankies. Und Bing Crosby. Und David Bowie, in einem Duett mit Zsa Zsa Gabor. Und Val Doonican, und Cilla Black, und Rod Hull and Emu, und eine amerikanische Punkband namens The Cunts, und, bei der letzten Zählung, mindestens einhundert weitere Interpreten. Er kannte die Namen von den Tantiemenabrechnungen, und er hasste sie so ziemlich alle. Will hielt sich auf seine Coolness einiges zugute; es widerte ihn an, von Val Doonican zu leben.
»Aber hast du nie arbeiten wollen?«
»Oh, doch. Manchmal. Es ist nur ... Ich weiß nicht. Irgendwie scheint nie was draus zu werden.« Und damit war so ziemlich alles gesagt. Irgendwie wurde nie was draus. An jedem einzelnen Tag der letzten achtzehn Jahre war er morgens mit der festen Absicht aufgestanden, sein Berufsproblem ein für allemal zu lösen; doch im Laufe des Tages erlosch dann irgendwie das brennende Bedürfnis, sich einen Platz in der Welt da draußen zu suchen.

Suzie parkte das Auto am Outer Circle und klappte Megans Buggy auf, während Will verlegen mit Marcus auf dem Bürgersteig stand. Marcus hatte keinerlei Interesse an ihm gezeigt, er konnte allerdings kaum behaupten, sich gesteigerte Mühe gegeben zu haben, den Jungen kennen zu lernen. Trotzdem ging es Will durch den Kopf, dass wohl nur wenige männliche Erwachsene besser geeignet waren als er, mit einem Teenager auszukommen (falls Marcus einer war - das war schwer zu

sagen. Er hatte einen seltsamen, krausen Haarschopf, und er zog sich an wie ein fünfundzwanzigjähriger Bilanzbuchhalter an seinem freien Tag: Er trug brandneue Jeans und ein Microsoft- T-Shirt). Schließlich war Will Sport- und Popmusikfan, und wenn jemand wusste, wie lang einem die Zeit werden konnte, dann er; im Grunde *war* er ein Teenager. Und natürlich würde es ihm bei Suzie nicht schaden, eine lebhaft, von beiderseitiger Neugier geprägte Freundschaft mit dem Sohn ihrer Freundin zu schließen. Megan würde er sich später vornehmen. Wahrscheinlich reichte es schon, sie ein bisschen zu kitzeln.

»Und, Marcus, wer ist dein Lieblingsfußballer?«

»Ich hasse Fußball.«

»Ach, ja? Wirklich schade.«

»Warum?«

Will ignorierte ihn.

»Na dann, wer sind deine Lieblingssänger?«

Marcus schnaubte. »Haben Sie diese Fragen aus einem Buch?«

Suzie lachte, Will wurde rot.

»Nein, ich war nur neugierig.«

»Na schön. Meine Lieblingssängerin ist Joni Mitchell.«

»Joni Mitchell? Stehst du nicht auf MC Hammer? Oder Snoop Doggy Dogg? Oder Paul Weller?«

»Nein, von denen mag ich keinen.« Marcus musterte Will von Kopf bis Fuß, registrierte die Sneakers, den Haarschnitt und die Sonnenbrille und fügte unbarmherzig hinzu: »Und sonst auch keiner. Das tun nur alte Leute.«

Will kannte sich mit Hip Hop, Acid House, Grunge, Manchester und Indie aus; er las *Time Out* und *iD* und *The Face* und *Arena* und den *NME*, immer noch. Aber über ein Joni-Mitchell-Revival hatte er nie irgendwo etwas gelesen. Er war entmutigt.

Marcus ging voraus, und Will bemühte sich nicht, mit ihm

Schritt zu halten. Zumindest gab dieser Reinform ihm Gelegenheit zu einem Gespräch mit Suzie.

»Musst du dich oft um ihn kümmern?«

»Nicht so oft, wie ich möchte, was, Marcus?«

»Was?« Marcus blieb stehen und wartete, bis sie ihn eingeholt hatte.

»Ich sagte, ich kümmere mich nicht so oft um dich, wie ich gerne möchte.«

»Oh.«

Marcus ging wieder voraus, aber nicht so weit wie vorher, und Will war nicht sicher, wie viel er hören konnte.

»Was ist mit seiner Mutter los?«, fragte Will Suzie leise.

»Sie ist nur etwas ... ich weiß nicht. Durch den Wind.«

»Sie dreht durch«, sagte Marcus trocken. »Heult die ganze Zeit. Geht nicht zur Arbeit.«

»Na, hör mal, Marcus. Sie hat sich nur ein paar Nachmittage frei genommen. Das tun wir alle, wenn wir, na ja, nicht so gut drauf sind.«

»Nicht gut drauf? So nennst du das?«, sagte Marcus. »Ich nenne es durchgedreht.« Will kannte diesen Tonfall amüsierten Aggressivität bisher nur von älteren Leuten, die einem erzählen wollten, dass die Dinge sehr viel schlimmer standen, als man sich eingestehen wollte: Sein Vater war in seinen letzten Lebensjahren so gewesen.

»Na, auf mich wirkt sie nicht durchgedreht.«

»Das kommt nur, weil du sie nicht oft siehst.«

»Ich sehe sie, sooft ich kann.«

Will bemerkte die gereizte Abwehrhaltung in seiner Stimme. Was war mit diesem Jungen los? Sobald er eine schwache Stelle entdeckt hatte, war er unerbittlich.

»Kann sein.«

»Kann sein? Was heißt denn ›Kann sein‹?«

Marcus zuckte mit den Schultern. »Und bei dir benimmt sie

sich sowieso nicht durchgedreht. So führt sie sich nur zu Hause auf, wenn wir alleine sind.«

»Sie wird schon wieder«, sagte Suzie. »Sie muss nur mal ein Wochenende ausspannen. Wir machen ein schönes Picknick, und wenn du heute Abend nach Haus kommst, ist sie wieder frisch und erholt.«

Marcus schnaubte und lief los. Sie waren jetzt im Park, und sie konnten die SPAT-Leute sehen, die an dem See vor ihnen Saftspender auffüllten und Alufolienpäckchen auswickelten. »Ich sehe sie mindestens einmal pro Woche«, sagte Suzie. »Und ich rufe sie an. Erwartet er wirklich noch mehr? Ich studiere. Ich habe Megan. Herrgott.«

»Ich glaube nicht, dass die Kids alle Joni Mitchell hören«, sagte Will. »Davon hätte ich gelesen. So hinterm Mond bin ich nicht.«

»Ich soll wohl jeden Tag anrufen«, sagte Suzie.

»Diese Magazine lese ich nicht mehr. Die bringen es nicht«, sagte Will.

Sie trotteten auf die Picknickgesellschaft zu und fühlten sich alt, ausgelaugt und ertappt.

Will hatte den Eindruck, seine Entschuldigungen und Erklärungen für Neds Fernbleiben würden von den SPAT-Picknickern allzu leichtgläubig geschluckt, obwohl es, wie er wusste, keinen Grund gab, dies nicht zu tun. Niemand war so erpicht auf ein Ei-und-Kresse-Sandwich und eine Runde Schlagball, dass er sich die Mühe machen würde, ein Kind zu erfinden. Aber trotzdem war ihm nicht ganz wohl dabei, und darum stürzte er sich mit einem Enthusiasmus in den Nachmittag, wie er ihn normalerweise nur dann aufbrachte, wenn er mit Chemie oder Alkohol nachhalf. Er spielte Ball, er machte Seifenblasen, er ließ Chipstüten knallen (ein Fehler - tausend Tränen, viele irritierte Blicke), er versteckte sich, er suchte, er kitzelte, er spielte Nachlaufen ... Er tat so ziemlich alles, was ihn von dem

Knäuel der Erwachsenen fern hielt, die auf Decken unter dem Baum saßen, und von Marcus, der am Weiher entlang spazierte und den Enten Stücke von übrig gebliebenen Sandwiches zuwarf.

Er hatte nichts dagegen. Im Versteckspielen war er besser als im Reden, und es gab Schlimmeres, als einen Nachmittag damit zu verbringen, kleine Kinder glücklich zu machen. Nach einer Weile kam Suzie mit Megan, die im Buggy schlief, um ihm Gesellschaft zu leisten.

»Er fehlt dir, oder?«

»Wer?«

Die Frage war ernst gemeint; er hatte keine Ahnung, wovon sie redete. Aber Suzie lächelte wissend, und Will, jetzt wieder voll da, lächelte zurück.

»Ich sehe ihn später. Ist nicht so schlimm. Aber er hätte hier seinen Spaß gehabt.«

»Wie ist er denn?«

»Oh ... nett. Ein richtig netter Junge.«

»Kann ich mir vorstellen. Wem sieht er ähnlich?«

»Mmmm ... mir, schätze ich. Er hat den Schwarzen Peter gezogen.«

»Oh, es hätte schlimmer kommen können. Megan sieht jedenfalls genau wie Dan aus, und das finde ich schrecklich.«

Will betrachtete das schlafende Kind. »Sie ist wunderschön.«

»Ja. Darum finde ich es ja so schrecklich. Wenn ich sie so sehe, denke ich, was für ein zauberhaftes Baby, und dann denke ich, du Scheißkerl, und dann denke ich ... Ich weiß nicht, was ich denke. Ich bringe alles durcheinander. Du weißt schon, sie ist ein Scheißkerl, er ist zauberhaft ... am Ende hasst man sein eigenes Kind und liebt den Mann, der es verlassen hat.«

»Ja, so ist das«, sagte Will. Er fing an, sich schäbig vorzukommen, und war unangenehm berührt. Wenn das Gespräch eine Wendung zum Weinerlichen nahm, war es Zeit, Maßnahmen

zu ergreifen. »Du wirst jemand neuen kennen lernen.«

»Meinst du?«

»Na ja. Es muss viele Männer geben, die ... Ich meine, weißt du, du bist sehr ... Du weißt schon. Ich meine, du hast mich kennen gelernt, ich weiß zwar, dass ich nicht zähle, aber ... weißt du, es gibt viele andere ... « Er verstummte hoffnungsvoll. Wenn sie nicht anbiss, war es aus. »Warum zählst du nicht?« Volltreffer. »Weil ... ich weiß nicht ... «Plötzlich stand Marcus vor ihnen und hüpfte von einem Fuß auf den anderen, als würde er gleich in die Hose machen. »Ich glaube, ich habe eine Ente getötet.«

9

Marcus konnte es nicht fassen. Eine tote Ente. Na schön, er hatte versucht, sie mit einem Stück Sandwich am Kopf zu treffen, aber versucht hatte er schon alles Mögliche, und nichts davon hatte je geklappt. Er hatte *versucht*, den höchsten Punktestand im Stargazer-Spiel im Kebabladen auf der Hornsey Road zu erreichen - nichts. Er hatte eine Woche lang in jeder Mathestunde *versucht*, Nickys Gedanken zu lesen, indem er auf seinen Hinterkopf starrte - nichts. Es wurmte ihn wirklich, dass bei seinem einzigen geglückten Versuch etwas herausgekommen war, was er nun wirklich nicht allzu dringend gewollt hatte. Und überhaupt, seit wann starben Vögel daran, dass sie von einem Sandwich getroffen wurden? Kinder verbrachten bestimmt ihr halbes Leben damit, Dinge nach den Enten im Regent's Park zu schmeißen. Wieso war gerade er an eine so schlappe Ente geraten? Ihr musste irgendwas gefehlt haben. Wahrscheinlich war sie sowieso kurz vor dem Herzinfarkt oder so was gewesen; es war nur ein Zufall. Aber selbst wenn es so war, würde ihm niemand glauben. Falls es Zeugen gab, würden sie nur gesehen haben, wie das Brot die Ente direkt am Hinterkopf traf und sie daraufhin umkippte. Sie würden zwei und zwei zusammenzählen und dabei fünf rausbekommen, und er würde für ein Verbrechen ins Gefängnis wandern, das er nie begangen hatte.

Will, Suzie, Megan und Marcus standen auf dem Pfad am Rand des Weihers und starrten auf den im Wasser treibenden Kadaver.

»Lässt sich jetzt auch nicht mehr ändern«, sagte Will, der trendy Typ, der hinter Suzie her war. »Lass sie einfach. Wo ist

denn das Problem?«

»Na ja ... angenommen, mich hat einer gesehen?«

»Glaubst du das?«

»Ich weiß nicht. Kann sein. Kann sein, dass sie gesagt haben, sie würden es dem Parkwächter sagen.«

»Kann es *sein*, dass dich jemand gesehen hat, oder war es so? Kann es *sein*, dass jemand gesagt hat, er würde es dem Parkwächter sagen, oder war es so?« Marcus konnte den Kerl nicht leiden, also antwortete er ihm nicht.

»Was schwimmt da neben ihr?«, fragte Will. »Ist das das Brot, das du nach ihr geworfen hast?«

Marcus nickte unglücklich.

»Das ist kein Sandwich, das ist ein verdammtes Baguette. Kein Wunder, dass sie umgekippt ist. Damit hättest du sogar mich töten können.«

»Oh, Marcus, was sollte denn das?«

»Nichts.«

»Ja, sieht ganz so aus.« Marcus hasste ihn jetzt noch mehr. Für wen hielt sich dieser Will?

»Ich bin nicht sicher, ob ich es war.« Er würde seine Theorie antesten. Wenn Suzie ihm nicht glaubte, würden es die Polizei und die Richter erst recht nicht tun.

»Wie bitte?«

»Ich glaube, sie war krank. Ich glaube, sie wäre sowieso gestorben.« Niemand sagte irgendwas; Will schüttelte ärgerlich den Kopf. Marcus kam zu dem Schluss, dass er mit dieser Verteidigungsstrategie seine Zeit verschwendete, obwohl es die Wahrheit war.

Sie starrten so gebannt auf den Tatort, dass sie den Parkwächter erst bemerkten, als er direkt neben ihnen stand. Marcus wurde es mulmig. Jetzt war er dran.

»Eine Ihrer Enten ist gestorben«, sagte Will. Seine Stimme klang, als sei es das Traurigste, was er je gesehen hatte. Marcus

schaute zu ihm hoch; vielleicht hasste er ihn doch nicht.

»Mir wurde gesagt, Sie hätten etwas damit zu tun«, sagte der Parkwächter. »Sie wissen, dass das strafbar ist, oder?«

»Ihnen wurde gesagt, ich hätte etwas damit zu tun?«, sagte Will. »Ich?«

»Vielleicht nicht Sie selbst, aber Ihr Junge hier.«

»Wollen Sie damit sagen, dass Marcus die Ente getötet hat? Marcus *liebt* Enten, nicht wahr, Marcus?«

»Ja. Das sind meine Lieblingstiere. Na ja, die zweitliebsten. Nach Delfinen. Aber sie sind definitiv meine Lieblingsvögel.«

Das war Schwachsinn, weil er alle Tiere hasste, aber er dachte, es würde helfen.

»Mir wurde gesagt, er hätte mordsmäßig große Baguettes nach ihr geworfen.«

»Das hat er, aber ich habe das jetzt unterbunden. So sind Jungs nun mal«, sagte Will. Marcus hasste ihn wieder. Er hätte wissen müssen, dass er ihn verpfeifen würde.

»Also hat er sie getötet?«

»0 Gott, nein. Tut mir Leid, jetzt verstehe ich. Nein, er hat mit Brot nach dem Kadaver geworfen. Ich glaube, er wollte ihn versenken, weil sich Megan hier so aufgeregt hat.«

Der Parkwächter betrachtete die schlafende Gestalt im Buggy.

»Sie sieht nicht sehr aufgeregt aus.«

»Nein. Hat sich in den Schlaf geweint, das arme Herzchen.«

Es entstand ein Schweigen. Marcus war klar, dass das der entscheidende Moment war; der Aufseher konnte sie entweder alle für Lügner halten und die Polizei rufen oder so was, oder die Sache auf sich beruhen lassen.

»Dann muss ich wohl reinwaten und sie holen«, sagte er. Sie waren aus dem Schneider. Marcus würde nicht für ein Verbrechen ins Gefängnis gehen, das er wahrscheinlich - na gut, möglicherweise - nicht begangen hatte.

»Ich hoffe, das ist nicht irgendeine Seuche«, sagte Will mitfüh-

lend, als sie zu den anderen zurückgingen.

In diesem Moment sah Marcus seine Mutter - oder glaubte sie zu sehen. Sie stand direkt vor ihnen, mitten auf dem Weg, und sie lächelte; er winkte und drehte sich um, um Suzie zu sagen, dass seine Mutter gekommen war, aber als er zurückschaute, war sie nicht da. Er kam sich dumm vor und sagte nie jemandem ein Wort davon.

Marcus hatte nie begriffen, warum Suzie darauf bestanden hatte, ihn in die Wohnung zu begleiten. Er war früher schon mit ihr unterwegs gewesen, und sie hatte ihn dann einfach vor der Tür abgesetzt, gewartet, bis er die Tür aufgeschlossen hatte, und war dann gefahren. Aber an diesem Tag parkte sie das Auto, hob Megan aus dem Kindersitz und begleitete ihn. Sie konnte später selbst nicht erklären, warum.

Will war nicht eingeladen, aber er kam mit hinein, und Marcus hinderte ihn nicht daran. Alles in diesen zwei Minuten war auf geheimnisvolle Weise einprägsam, auch damals schon: der Weg die Treppe hinauf, die Kochgerüche, die im Flur hingen, das Muster des Teppichs. Nachher glaubte er sich auch zu erinnern, nervös gewesen zu sein, aber das bildete er sich wohl ein, denn es hatte keinen Grund gegeben, nervös zu sein. Dann steckte er den Schlüssel ins Schloss und öffnete die Tür, und ein neuer Abschnitt seines Lebens begann, rumms, ohne jede Warnung.

Seine Mutter lag halb auf, halb neben dem Sofa: Ihr Kopf hing nach unten. Sie war kalkweiß, und auf dem Teppich war eine Lache von Erbrochenem, aber an ihr selbst war nichts - entweder hatte sie so viel Verstand gehabt, von sich weg zu kotzen, oder sie hatte einfach Glück gehabt. Im Krankenhaus sagten sie ihm, es sei ein Wunder, dass sie nicht an ihrem

eigenen Erbrochenen erstickt wäre. Die Kotze war grau und klumpig, und das Zimmer stank.

Er konnte nicht sprechen. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Er weinte auch nicht. Dafür war es viel zu ernst. Also stand er nur da. Aber Suzie ließ den Kindersitz fallen, rannte zu ihr hin und begann sie anzuschreien und zu ohrfeigen. Suzie musste die leere Tablettenflasche sofort gesehen haben, aber Marcus entdeckte sie erst später, als die Sanitäter kamen, darum war er zunächst verwirrt: Er konnte nicht verstehen, wie Suzie so wütend auf jemanden sein konnte, dem es nicht gut ging.

Suzie brüllte Will an, er solle den Notarzt rufen, und befahl Marcus, starken Kaffee zu machen; seine Mutter bewegte sich jetzt und gab einen entsetzlichen, klagenden Laut von sich, wie er ihn noch nie gehört hatte und niemals wieder hören sollte. Suzie weinte, und dann fing Megan auch an, und in wenigen Sekunden war aus dem beängstigenden, lähmenden Schweigen im Raum lautstarke, beängstigende Panik geworden.

»Fiona! Wie konntest du das tun?«, kreischte Suzie. »Du hast ein Kind. Wie konntest du das tun?«

Erst da hatte Marcus den Eindruck, dass all das ein schlechtes Licht auf ihn warf.

Marcus hatte schon einiges gesehen, hauptsächlich auf Video bei anderen zu Hause. Er hatte in *Hellhound 3* gesehen, wie ein Kerl einem anderen Kerl ein Auge mit einem Kebabspieß austach. In *Boilerhead - The Return* hatte er gesehen, wie einem Mann sein Gehirn aus der Nase kam. Er hatte gesehen, wie Arme mit einem einzigen Machetenhieb abgetrennt wurden, er hatte Babys gesehen, die an der Stelle Schwerter hatten, wo ihre Pimmel sein sollten, er hatte Aale aus dem Bauchnabel einer Frau kommen sehen. Nichts davon hatte ihm je den

Schlaf geraubt oder Alpträume verursacht. Okay, im wirklichen Leben hatte er noch nicht viel gesehen, aber bis jetzt hatte er nicht geglaubt, dass es darauf ankam: Schockeffekte sind Schockeffekte, wo immer man ihnen begegnet. Was ihn an dem hier so fertig machte, war, dass es so gar nichts wirklich Schockendes an sich hatte, nur ein bisschen Kotze und Gekreische, und er konnte sehen, dass seine Mutter nicht tot war oder so was. Aber das hier war mit Abstand das Schaurigste, was er je gesehen hatte, und er wusste in dem Moment, als er den Raum betrat, dass es etwas war, was er für sein ganzes Leben nicht vergessen würde.

10

Als der Notarzt kam, gab es eine lange, komplizierte Diskussion darüber, wer mit ins Krankenhaus fahren würde und wie. Will hoffte, man würde ihn zu Hause absetzen, aber daraus wurde nichts. Die Notärzte wollten nicht Suzie und Marcus und das Baby mitnehmen, also musste er schließlich Marcus und Megan in Suzies Auto hinfahren, während sie mit Marcus' Mutter im Krankenwagen fuhr. Er versuchte, sich an sie zu hängen, verlor sie aber, sobald sie auf die Hauptstraße fuhren. Er wäre zu gerne so gefahren, als hätte er ein blinkendes Blaulicht auf dem Dach, auf der falschen Straßenseite und über so viele rote Ampeln, wie er wollte, aber er zweifelte, ob es ihm die beiden Mütter vor ihm gedankt hätten.

Auf dem Rücksitz schrie Megan immer noch; Marcus starrte grimmig durch die Windschutzscheibe.

»Sieh mal, ob du irgendwas mit ihr machen kannst«, sagte Will.

»Was zum Beispiel?«

»Ich weiß nicht. Denk dir was aus.«

»Denken Sie sich was aus.«

Das war nur fair, dachte Will. Von einem Kind zu erwarten, unter diesen Umständen überhaupt etwas zu denken, war wahrscheinlich unvernünftig.

»Wie fühlst du dich?«

»Ich weiß nicht.«

»Sie kommt wieder in Ordnung.«

»Ja. Wird sie wohl. Aber ... darum geht es nicht, oder?«

Will wusste, dass es nicht darum ging, aber er war überrascht,

wie schnell Marcus das gerafft hatte; zum ersten Mal kam ihm der Gedanke, dass der Junge vielleicht ziemlich helle war.

»Was meinst du?«

»Denken Sie mal selber nach.«

»Hast du Angst, sie könnte es wieder tun?«

»Halten Sie einfach den Mund, ja?«

Das tat er, und die Fahrt zum Krankenhaus verlief so still, wie das mit einem brüllenden Baby möglich war.

Als sie ankamen, hatte man Fiona bereits irgendwohin gebracht, und Suzie saß mit einem Styroporbecher in der Hand im Wartezimmer. Marcus stellte den Kindersitz mitsamt der chole-
rischen Insassin neben ihr ab.

»Und was tut sich hier?« Will konnte es gerade noch vermeiden, sich die Hände zu reiben. Er ging in alldem vollkommen auf - man konnte fast sagen, er genoss es.

»Ich weiß nicht. Sie pumpen ihr den Magen aus oder so. Sie hat im Krankenwagen ein bisschen geredet. Sie hat nach dir gefragt, Marcus.«

»Wie nett von ihr.«

»Das hat überhaupt nichts mit dir zu tun, Marcus, das weißt du doch, oder? Ich meine, du bist nicht der Grund, warum sie ... warum sie hier ist.«

»Woher weißt du das?«

»Ich weiß es eben.« Sie sagte es mit Wärme und Humor, schüttelte dabei den Kopf und fuhr Marcus durchs Haar, aber alles an ihrem Tonfall und ihren Gesten war falsch: Sie gehörten zu anderen, stilleren, häuslicheren Umständen, und auch wenn sie für einen Zwölfjährigen angemessen gewesen wären, waren sie nicht angemessen für den ältesten Zwölfjährigen der Welt, zu dem Marcus plötzlich geworden war. Marcus stieß ihre Hand weg.

»Hat irgendwer Kleingeld? Ich möchte mir was aus dem Auto-

maten ziehen.«

Will gab ihm eine Hand voll Silbergeld, und er zog ab.

»Verdammt noch mal«, sagte Will. »Was soll man einem Kind sagen, dessen Mutter gerade versucht hat, sich umzubringen?«

Er war einfach nur neugierig, aber zum Glück kam die Frage heraus, als sei sie rhetorisch gemeint und daher teilnahmsvoll. Er wollte nicht wie jemand klingen, der sich einen richtig schönen Krankheit-der-Woche-Film ansah.

»Ich weiß nicht«, sagte Suzie. Sie hatte Megan auf dem Schoß und versuchte sie dazu zu bringen, an einer Salzstange zu kauen. »Aber wir werden uns etwas einfallen lassen müssen.«

Will wusste nicht, ob er Teil von »wir« war oder nicht, aber es spielte ohnehin keine Rolle. So fesselnd er das heutige Abendprogramm auch fand, beabsichtigte er doch keineswegs, es zu wiederholen: Diese Bande war einfach zu abgedreht.

Der Abend zog sich hin. Megan weinte, wimmerte dann und schlief schließlich ein; Marcus unternahm mehrere Gänge zum Automaten und kam mit Coladosen, KitKats und Chipstüten zurück. Keiner von ihnen sprach viel, obwohl Marcus gelegentlich über die Leute murrte, die in der Notaufnahme warteten.

»Diese Typen kotzen mich an. Die sind betrunken, die meisten jedenfalls. Sehen Sie sich die bloß an. Die haben sich alle geprügelt.«

Das stimmte. Praktisch jeder im Raum war auf die eine oder andere Art ein Versager - ein Penner, Trinker oder Junkie, oder einfach verrückt. Die wenigen Leute, die aus reinem Pech hier waren (eine Frau, die von einem Hund gebissen worden war und auf ihre Spritze wartete, und eine Mutter mit einem kleinen Mädchen, das aussah, als hätte es sich den Knöchel bei einem Sturz gebrochen), sahen besorgt, blass, erschöpft aus; der heutige Abend war für sie wirklich eine Abweichung vom Norma-

len. Aber die anderen hatten einfach ihr alltägliches Chaos in eine andere Umgebung verlegt. Für sie war es kein Unterschied, ob sie Passanten auf der Straße nachgrölten oder in der Notaufnahme eines Krankenhauses Schwestern beschimpften - das gehörte zum Geschäft.

»Meine Mum ist nicht wie diese Leute.«

»Niemand hat gesagt, dass sie das ist«, sagte Suzie. »Aber angenommen, sie denken, sie wäre es?«

»Das tun sie nicht.«

»Vielleicht ja doch. Sie hat Drogen genommen, oder? Sie ist vollgekotzt hier angekommen, oder? Wie sollen sie den Unterschied merken?«

»Natürlich merken sie den Unterschied. Und wenn nicht, sagen wir es ihnen.«

Marcus nickte, und Will konnte sehen, dass Suzie das Richtige gesagt hatte: Wer würde Fiona für einen Sozialfall halten, wenn sie solche Freunde hatte? Aber dieses Mal, dachte Will, stellte Marcus die falsche Frage. Die richtige Frage war: Welchen verdammt Unterschied machte das schon? Denn wenn die einzigen Dinge, die Fiona von den anderen unterschieden, Suzies beruhigende Autoschlüssel und Wills teure Freizeitklamotten waren, dann hatte sie immer noch Probleme. Man musste in der eigenen Seifenblase leben. Man konnte sich nicht in die eines anderen drängen, denn dann wäre es keine Seifenblase mehr. Will kaufte seine Kleidung, seine CDs, seine Autos, seine Möbel und seine Drogen für sich und nur für sich allein; wenn Fiona sich diese Dinge nicht leisten konnte und keine entsprechende eigene Seifenblase hatte, dann war das ihr Problem.

Wie auf ein Stichwort kam eine Frau zu ihnen, um sie zu sprechen - sie war keine Ärztin oder Schwester, sondern irgendetwas Offizielles.

»Hallo. Sind Sie mit Fiona Brewer gekommen?«

»Ja. Ich bin ihre Freundin Suzie, und das ist Will, und das ist Fionas Sohn Marcus.«

»Schön. Wir werden Fiona über Nacht dabethalten, und natürlich wollen wir nicht, dass Sie hier bleiben müssen. Hat Marcus einen Platz, wo er bleiben kann? Ist zu Hause noch jemand, Marcus?«

Marcus schüttelte den Kopf.

»Er übernachtet heute bei mir«, sagte Suzie.

»Okay, aber dazu muss ich die Erlaubnis seiner Mutter einholen«, sagte die Frau.

»Natürlich.«

»Zu ihr würde ich am liebsten hingehen«, sagte Marcus, als sie ihm schon den Rücken zugekehrt hatte. Sie drehte sich lächelnd um. »Nicht, dass es irgendwen interessiert.«

»Natürlich tut es das«, sagte Suzie.

»Meinst du?«

Die Frau kam wenige Minuten später zurück, lächelnd und nickend, als habe Fiona gerade ein Baby geboren und nicht nur die Erlaubnis zum Übernachten außer Haus gegeben.

»Ihr ist es recht. Ich soll Ihnen danken.«

»Gut. Dann komm, Marcus. Du kannst mir helfen, das Schlafsofa auszuklappen.«

Suzie setzte Megan wieder in den Kindersitz, und sie gingen raus auf den Parkplatz.

»Bis bald«, sagte Will. »Ich rufe dich an.«

»Ich hoffe, mit Ned und Paula kommt alles in Ordnung.«

Da war wieder dieser Moment totaler Leere: Ned und Paula, Ned und Paula ... ah, ja, seine Exfrau und sein Sohn.

»Oh, da habe ich keine Sorge. Danke.« Er küsste Suzie auf die Wange, boxte Marcus auf den Arm, winkte Megan zu und suchte sich dann ein Taxi. Es war alles sehr interessant gewesen, aber jede Nacht brauchte er das nicht.

11

Er lag auf dem Küchentisch; gerade stellte er die Blumen in die Vase, wie Suzie es ihm gesagt hatte, als er ihn entdeckte. Gestern Abend waren alle so in Eile und so durcheinander gewesen, dass ihn niemand bemerkt hatte. Er nahm ihn in die Hand und setzte sich.

*Lieber Marcus,
ich vermute, dass, was auch immer ich in diesem Brief schreibe, bei Dir nur Hass auf mich zurückbleibt. Vielleicht ist das etwas zu endgültig: vielleicht wirst Du, wenn Du älter bist, etwas anderes als Hass empfinden. Aber ganz sicher wirst Du noch sehr lange denken, dass ich etwas Falsches, Dummes, Selbstüchtiges, Liebloses getan habe. Darum möchte ich den Versuch machen, Dir alles zu erklären, auch wenn es nichts hilft.*

Hör zu. Ein großer Teil von mir weiß, dass ich etwas Falsches, Dummes, Selbstüchtiges, Liebloses tue. Sogar der größte Teil von mir. Das Problem ist, dass es nicht mehr dieser Teil ist, der mich kontrolliert. Das ist ja so schrecklich an der Krankheit, an der ich in den letzten Monaten gelitten habe - sie hört einfach auf nichts und niemanden. Sie will nur ihren Willen haben. Ich hoffe, Du musst nie erleben, wie das ist.

Nichts davon hat irgendwas mit Dir zu tun. Ich fand es schön, Deine Mum zu sein, immer, auch wenn es hart war und mir manchmal schwergefallen ist. Und ich weiß nicht, warum es mir nicht genügt, Deine Mum zu sein, aber es genügt nicht. Es ist auch nicht so, als sei ich zu unglücklich, um weiterzuleben.

So ein Gefühl ist das nicht. Es ist mehr so, als wäre ich müde und gelangweilt, und die Party dauert schon viel zu lange, und ich will nur noch heim. Ich fühle mich ausgebrannt, und es gibt nichts mehr, worauf ich mich freuen könnte, also mache ich lieber Schluss. Wie kann ich mich so fühlen, wenn ich Dich habe? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, wenn ich nur Deinetwillen weitermachen würde, würdest Du es mir nicht danken, und ich glaube, wenn Du das hier erst überwunden hast, wird es Dir besser gehen als vorher. Wirklich. Du kannst zu Deinem Dad ziehen, oder zu Suzie, die immer gesagt hat, sie würde sich um Dich kümmern, falls mir etwas passiert. Ich werde immer bei Dir sein, wenn ich kann. Ich glaube, wenn einer Mutter etwas passiert, wird ihr das erlaubt, auch wenn es ihre eigene Schuld war. Ich würde gern noch mehr schreiben, aber ich weiß einfach nicht mehr weiter.

*Ich liebe Dich,
Mum.*

Er saß immer noch am Küchentisch, als sie mit Suzie und Megan aus dem Krankenhaus zurückkam; sie sah sofort, was er gefunden hatte.

»Scheiße, Marcus. Den hatte ich vergessen.«

»Du hast ihn vergessen. Du hast einen Abschiedsbrief vergessen?«

»Na ja, ich hätte nicht gedacht, dass ich mich noch mal daran erinnern müsste.« Darüber lachte sie. Sie lachte. Das war ganz seine Mutter. Wenn sie nicht beim Frühstück in ihre Cornflakes heulte, lachte sie über den eigenen Selbstmord.

»Jesus«, sagte Suzie. »Das war es also? Ich hätte ihn nicht hier absetzen dürfen, ehe ich dich abholen ging. Ich dachte, es wäre nett, wenn er ein bisschen aufräumen würde.«

»Suzie, ich glaube ehrlich nicht, dass du dir etwas vorzuwerfen

hast.«

»Ich hätte daran denken müssen.«

»Vielleicht sollten Marcus und ich uns unter vier Augen unterhalten.«

»Natürlich.«

Suzie und seine Mutter umarmten sich, und Suzie kam zu ihm und gab ihm einen Kuss.

»Sie ist okay«, flüsterte Suzie laut genug, dass seine Mutter es hören konnte. »Mach dir keine Sorgen um sie.«

Als Suzie gegangen war, setzte Fiona den Wasserkessel auf und setzte sich zu ihm an den Tisch.

»Bist du böse auf mich?«

»Was glaubst du?«

»Wegen des Briefs?«

»Wegen des Briefs, wegen dem, was du getan hast, wegen allem.«

»Das kann ich verstehen. Aber ich bin nicht mehr dieselbe wie am Samstag, falls dir das hilft.«

»Was, das alles ist einfach so weggegangen?«

»Nein, aber ... im Moment geht es mir besser.«

»Im Moment« nützt mir nichts. Ich sehe, dass es dir im Moment besser geht. Du hast gerade Wasser aufgesetzt. Aber was passiert, wenn du deinen Tee getrunken hast? Was passiert, wenn ich wieder in die Schule muss? Ich kann nicht die ganze Zeit hier sein und auf dich aufpassen.«

»Nein, das weiß ich. Aber wir müssen beide aufeinander aufpassen. Das sollte keine einseitige Sache sein.«

Marcus nickte, aber er war ganz woanders, an einem Ort, an dem Worte nicht zählten. Er hatte ihren Brief gelesen, und es interessierte ihn nicht länger, was sie sagte; was zählte, waren ihre Taten. Heute würde sie nichts mehr tun. Sie würden ihren Tee trinken, und heute Abend würden sie sich etwas zu essen bestellen und fernsehen und das Gefühl haben, es sei der Be-

ginn neuer, besserer Zeiten. Aber diese Zeiten würden vorübergehen, und dann würde alles wieder anders sein. Er hatte seiner Mutter immer vertraut - oder vielmehr, er hatte ihr nie *nicht* vertraut. Aber für ihn würde es nie mehr so sein wie früher.

Zwei waren nicht genug, das war das Problem. Er hatte immer geglaubt, zwei sei eine gute Zahl und dass er es hassen würde, in einer drei- oder vier- oder fünfköpfigen Familie zu leben. Aber jetzt sah er den Sinn darin: Wenn einer unter die Räder kam, war man nicht auf sich allein gestellt. Doch wie konnte man Familienzuwachs bekommen, wenn niemand da war, der die Sache, nun ja, einfädelte? Er würde einen Weg finden müssen. »Ich mache den Tee«, sagte er fröhlich. Wenigstens hatte er jetzt etwas, woran er arbeiten konnte.

Sie beschlossen, sich einen ruhigen, normalen Abend zu machen. Sie bestellten ein Curry nach Hause, und Marcus holte im Zeitschriftenladen ein Video, aber er brauchte ewig dazu: In allem, was er sich ansah, kam irgendwas mit Tod vor, und er wollte nichts sehen, was mit Tod zu tun hatte. Genauer gesagt, er wollte nicht, dass seine Mutter etwas sah, was mit Tod zu tun hatte, obwohl er nicht genau wusste, warum. Was konnte schon passieren, wenn seine Mutter sah, wie Stephen Seagal irgendeinem Kerl den Kopf wegpustete? Das war nicht die Art von Tod, die sie heute Abend aus ihren Gedanken verbannen wollten. Die Art von Tod, an die sie nicht zu denken versuchten, war der stille, traurige, reale Tod, nicht der Blamblam-was-soll's-Tod. (Die Leute glaubten, Kinder würden den Unterschied nicht kennen, aber natürlich kannten sie ihn.) Am Ende nahm er *Und ewig grüßt das Murmeltier*, der ihm zusagte, weil er neu auf Video war und weil auf der Coverrückseite stand, er sei lustig.

Sie machten den Film erst an, als das Essen da war; Fiona ser-

vierte, und Marcus spulte das Video so weit vor, dass die Trailer und Werbefilme vorbei waren und sie beim ersten Bissen Pappadam gleich den richtigen Einstieg hatten. Es stimmte, was auf der Coverrückseite gestanden hatte: ein lustiger Film. Dieser Typ steckte immer wieder in ein und demselben Tag fest, obwohl sie nicht erklärten, wie es dazu gekommen war, was Marcus ziemlich schwach fand: Er wusste gerne, wie die Dinge zusammenhingen. Vielleicht basierte der Film auf einer wahren Geschichte, und es hatte wirklich so einen Typ gegeben, der immer wieder in ein und demselben Tag feststeckte, ohne zu wissen, wie es dazu gekommen war. Das beunruhigte Marcus. Mal angenommen, er wachte morgen auf, und es wäre wieder gestern, mit der Ente, dem Krankenhaus und allem? Lieber gar nicht daran denken.

Doch dann änderte sich der Film, und plötzlich ging es nur noch um Selbstmord. Dieser Typ hatte es dermaßen satt, hundert Jahre lang immer wieder denselben Tag zu erleben, dass er sich umbringen wollte. Aber es hatte keinen Zweck. Egal, was er tat, er wachte trotzdem am nächsten Morgen auf (nur war es nicht der nächste Morgen. Es war dieser eine Morgen, derselbe Morgen, an dem er immer aufwachte.)

Marcus war wirklich wütend. Auf der Coverrückseite hatte nichts von einem Selbstmord gestanden, und trotzdem versuchte in dem Film ein Kerl etwa dreitausend Mal, sich umzubringen. Okay, es gelang ihm nicht, aber das machte es nicht lustig; seiner Mutter war es auch nicht gelungen, aber niemand hatte Lust dazu, eine Komödie darüber zu drehen. Warum war da kein Warnhinweis? Es musste jede Menge Leute geben, die sich eine gute Komödie ansehen wollten, kurz nachdem sie versucht hatten, sich umzubringen. Angenommen, sie suchten sich alle diese aus?

Zuerst war Marcus still, so still, dass er fast zu atmen aufhörte, Er wollte nicht, dass seine Mutter seine Atemzüge hörte, für

den Fall, dass sie denken könnte, sie seien lauter als sonst, weil er aufgeregter war.

Aber dann ertrug er es nicht länger, und er machte den Film mit der Fernbedienung aus.

»Was ist denn?«

»Ich wollte bloß das da sehen.« Er deutete auf den Bildschirm, auf dem ein Mann mit französischem Akzent und Kochmütze einem der Gladiators beizubringen versuchte, wie man einen Fisch aufschneidet und ausnimmt.

Die Sendung sah nicht aus wie eine von denen, die Marcus sich sonst ansah, besonders, da er Kochen hasste. Und Fisch. Und Gladiators riss ihn auch nicht vom Hocker.

»Das? Warum willst du dir das ansehen?«

»Wir kochen in der Schule, und sie haben gesagt, wir sollten uns das als Hausaufgabe ansehen.«

»Au revoir«, sagte der Mann mit der Kochmütze. »Bis dann«, sagte der Gladiator. Sie winkten, und die Sendung war vorbei.

»Dann hast du morgen Ärger«, sagte seine Mutter. »Warum hast du mir nicht gesagt, dass du das heute Abend sehen musstest?«

»Ich hab's vergessen.«

»Na, dann können wir uns ja jetzt den Rest des Films ansehen.«

»Willst du das wirklich?«

»Ja. Er ist lustig. Findest du ihn nicht lustig?«

»Er ist nicht sehr realistisch, oder?«

Sie lachte. »Oh, Marcus! Ich muss mir mit dir Sachen ansehen, wo Leute aus explodierenden Hubschraubern auf Zugdächer springen, und du beschwerst dich über mangelnden Realismus.«

»Ja, aber man sieht, wie sie es machen. Man kann wirklich sehen, wie sie diese Sachen machen. Man kann aber nicht mit Sicherheit wissen, ob er wirklich immer wieder am selben Tag

aufwacht, weil sie das ja auch einfach so tun können, oder?«

»Du redest einen Stuss.«

Das war ja toll. Er versuchte seiner Mutter zu ersparen, sich einen Mann ansehen zu müssen, der am laufenden Band Selbstmord beging, und sie nannte ihn einen Idioten.

»Mum, du musst doch wohl wissen, warum ich ausgemacht habe?«

»Nein.«

Er konnte es nicht glauben. Sie musste doch bestimmt ständig daran denken, genau wie er?

»Wegen dem, was du tun wolltest.«

Sie sah ihn an.

»Tut mir Leid, Marcus, ich verstehe dich immer noch nicht.«

»Diese ... Sache.«

»Marcus, du bist ein sprachgewandter Junge. Du kannst es doch besser.«

Sie trieb ihn zum Wahnsinn. »Die letzten fünf Minuten hat er dauernd versucht, sich umzubringen. Wie du. Ich wollte es nicht sehen, und ich wollte nicht, dass du es siehst.«

»Ah.« Sie griff nach der Fernbedienung und schaltete den Fernseher aus. »Es tut mir Leid. Ich war wohl sehr schwer von Begriff, was?«

»Ja.«

»Da habe ich gar keinen Zusammenhang gesehen. Unglaublich. Gott.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich muss meinen Kopf zusammenhalten.«

So langsam kam Marcus bei seiner Mutter nicht mehr mit. Noch bis vor kurzem hatte er immer gedacht, sie sei ... nicht *perfekt*, weil sie stritten und sie ihn manches nicht machen ließ, was er machen wollte, und so weiter, aber er war nie auf den Gedanken gekommen, sie sei dumm oder verrückt oder im Unrecht. Selbst wenn sie sich stritten, sah er ein, worum es ihr ging: Sie sagte die Sachen, die Mütter so sagen mussten. Aber

im Moment verstand er sie überhaupt nicht. Er hatte die Heulerei nicht verstanden, und nun, wo er erwartet hatte, sie würde sich doppelt so elend fühlen wie vorher, war sie völlig normal. Er begann, an sich selbst zu zweifeln. War ein Selbstmordversuch etwa gar keine so große Sache? Gab es danach nicht lange Gespräche darüber, und Tränen und Umarmungen? Offenbar nicht. Man setzte sich einfach aufs Sofa, sah sich Videos an und benahm sich, als sei nichts geschehen.

»Soll ich den Film wieder anmachen?«, fragte er sie. Das war ein Test. Die alte Mum würde wissen, dass er es nicht so meinte.

»Wenn es dir nichts ausmacht?«, sagte sie. »Ich würde gerne sehen, wie er ausgeht.«

12

Den Tag rumzukriegen war für Will eigentlich nie ein Problem gewesen. Er war nicht unbedingt stolz auf seine lebenslange Leistungsverweigerung, aber er war stolz auf sein Talent, sich im großen Ozean von Zeit, der ihm zur Verfügung stand, über Wasser zu halten; ein weniger einfallsreicher Mann, meinte er, wäre vielleicht untergegangen und ertrunken.

Die Abende waren kein Problem; er hatte Bekannte. Er wusste nicht, woher er sie kannte, weil er niemals Kollegen gehabt hatte und mit seinen Freundinnen nicht mehr sprach, sobald sie zu Exfreundinnen wurden. Aber es gelang ihm, im Vorbeigehen Leute aufzugabeln - Typen, die mal in Plattenläden gearbeitet hatten, in denen er oft kaufte, Typen, mit denen er Fußball oder Squash spielte, Typen eines Pub-Rateteams, in dem er mal mitgemacht hatte, so was eben - und die genügten ihm auch. Für den unwahrscheinlichen Fall irgendeiner depressiven Selbstmordneigung oder den noch unwahrscheinlicheren Fall eines gebrochenen Herzens wären sie wohl keine Hilfe, aber für eine Runde Pool oder einen Drink und ein Curry waren sie genau richtig.

Nein, die Abende waren kein Problem; es waren die Tage, die seine Geduld und seinen Einfallsreichtum auf die Probe stellten, weil alle diese Leute dann auf der Arbeit waren - sofern sie nicht wie John, Vater von Barney und Imogen, im Erziehungsurlaub waren und Will sie ohnehin nicht sehen wollte. Seine Technik, mit den Tagen fertig zu werden, bestand darin, sich Aktivitäten als Zeiteinheiten von jeweils dreißig Minuten auszudenken; ganze Stunden, fand er, waren entmutigender,

und für die meisten Dinge, die man tagsüber tun konnte, brauchte man eine halbe Stunde. Die Zeitung lesen, ein Bad nehmen, die Wohnung aufräumen, *Home and Away* und *Countdown* sehen, ein schnelles Kreuzworträtsel auf der Toilette, frühstücken und zu Mittag essen, in die Läden im Viertel gehen ... Damit waren neun Einheiten eines Zwanzig-Einheiten-Tages (er machte sich keine Gedanken um die Abende, an denen er tat, wozu er Lust hatte) schon mit dem Allernotwendigsten ausgefüllt. Er hatte tatsächlich ein Stadium erreicht, in dem er sich fragte, wie seine Freunde Leben *und* Job unter einen Hut brachten. Das Leben kostete so viel Zeit, wie konnte man da am selben Tag arbeiten und Zeit für ein Bad finden? Er hatte den Verdacht, dass einige seiner Bekannten sehr unreinliche Lebensgewohnheiten hatten.

Gelegentlich, wenn ihn die Stimmung überkam, bewarb er sich um Stellen, die auf den Medienseiten im *Guardian* ausgeschrieben waren. Er mochte die Medienseiten, weil er sich für die meisten angebotenen Stellen qualifiziert fühlte. Wie schwierig konnte es sein, das Hausjournal der Bauindustrie zu redigieren, einen Kleinkunstworkshop zu leiten oder Werbetexte für Ferienkataloge zu schreiben? Überhaupt nicht schwierig, stellte er sich vor, also schrieb er beharrlich Briefe, in denen er potentiellen Arbeitgebern darlegte, warum er genau der Mann war, den sie suchten. Er fügte sogar einen Lebenslauf bei, obwohl der so gerade eben auf die zweite Seite weiterlief; die Seiten hatte er, eine Glanzleistung, mit Eins und Drei beschriftet, so dass man denken konnte, Seite zwei, die Seite mit den näheren Einzelheiten seiner brillanten Karriere, sei irgendwo verloren gegangen. Er stellte sich vor, die Leute wären so beeindruckt von dem Brief, so geblendet von seinen vielseitigen Interessen, dass sie ihn zu einem Vorstellungsgespräch einladen würden, bei dem er dann nur seine schillernde Persönlichkeit wirken lassen musste. Allerdings hatte er nie von

irgendwem gehört, obwohl er gelegentlich einen Formbrief mit einer Absage erhielt.

In Wirklichkeit war es ihm egal. Er bewarb sich um die Jobs mit derselben Geisteshaltung, mit der er sich zur freiwilligen Mitarbeit in der Volksküche gemeldet hatte, und mit derselben Geisteshaltung, mit der er Neds Vater geworden war: Das alles war eine traumhafte, alternative Realität, die sein reales Leben, worin auch immer das bestand, nicht im mindesten berührte. Er brauchte keinen Job. Er fühlte sich auch so ganz wohl. Er las viel; er sah sich nachmittags Filme an; er ging joggen; er machte für sich und seine Freunde gerne ein schönes Essen; er reiste ab und zu nach Rom und New York und Barcelona, wenn die Langeweile besonders akut wurde ... er konnte nicht sagen, dass der Wunsch nach Veränderung sehr heftig in ihm brannte.

Jedenfalls war er heute Morgen leicht irritiert von den seltsamen Ereignissen des Wochenendes. Aus irgendeinem Grund - möglicherweise, weil er im Verlauf eines durchschnittlichen Zwanzig-Zeiteinheiten-Kreuzworträtsel-auf-dem-Klo-Tages sehr selten mit echten Dramen konfrontiert wurde - wanderten seine Gedanken immer wieder zu Marcus und Fiona, und er fragte sich, wie es ihnen ging. Außerdem kam ihm, in Ermangelung einer Anzeige im *Media Guardian*, die ihn hätte fesseln können, die eigenartige und wahrscheinlich ungesunde Idee, sich irgendwie in ihre Leben einzumischen. Vielleicht brauchten Fiona und Marcus ihn mehr als Suzie. Vielleicht konnte er ... für diese beiden wirklich etwas tun. Er könnte ein onkelhaftes Interesse an ihnen entwickeln, ein wenig Halt und Heiterkeit in ihr Leben bringen. Er würde sich mit Marcus anfreunden, ihn ab und zu irgendwohin mitnehmen - zu Arsenal, möglicherweise. Und vielleicht würde Fiona gerne mal schön zu Abend essen oder ins Theater gehen.

Am späten Vormittag rief er Suzie an. Megan machte ein

Schläfchen, und Suzie hatte sich gerade mit einer Tasse Kaffee hingesetzt.

»Ich wollte mal hören, wie die Dinge stehen«, sagte er.

»Nicht allzu schlimm, denke ich. Sie arbeitet heute noch nicht, aber Marcus ist wieder zur Schule gegangen. Und bei dir?«

»Alles bestens, danke.«

»Du klingst so fröhlich. Hat sich alles geklärt?«

Wenn er fröhlich klang, musste es wohl so sein. »Oh, ja. Schwamm drüber.«

»Und Ned geht es gut?«

»Ja, wunderbar. Stimmt's, Ned?« Warum hatte er das getan? Es war eine vollkommen unnötige Ausschmückung. Warum konnte er es nicht einfach lassen?

»Gut.«

»Hör mal, glaubst du, ich könnte Marcus und Fiona irgendwie helfen? Mit Marcus mal was unternehmen oder so?«

»Würdest du denn gerne?«

»Natürlich. Er wirkte ... « Wie? Wie wirkte Marcus denn, außer leicht verrückt und etwas feindselig? »Er wirkte nett. Wir sind gut klargekommen. Vielleicht könnte ich, na ja, an neulich anknüpfen.«

»Soll ich Fiona einfach mal fragen?«

»Danke. Und es wäre nett, dich und Megan bald mal wieder zu sehen.«

»Ich brenne immer noch darauf, Ned kennen zu lernen.«

»Wir müssen uns mal verabreden.«

So, da hatte er es also: eine riesige, glückliche Großfamilie. Wohl wahr, zu dieser Familie gehörten ein unsichtbarer Zweijähriger, ein bekloppter Zwölfjähriger und seine suizidale Mutter; aber wie es der Teufel wollte, war das genau die Art von Familie, mit der man enden musste, wenn man im Grunde Familien nicht ausstehen konnte.

Will kaufte sich ein *Time Out* und las es (mehr oder weniger)

von vorne bis hinten durch, um etwas zu finden, wozu ein Zwölfjähriger an einem Samstagnachmittag möglicherweise Lust haben könnte - genauer gesagt nach etwas, das Marcus verdeutlichen würde, dass er es hier nicht mit dem durchschnittlichen, peinlich unhippen Sechsenddreißigjährigen zu tun hatte. Er fing mit der Kinder-Rubrik an, kam aber bald zu dem Schluss, dass Marcus nicht das Kind für Linolschnitte war, oder das Kind für Puppentheater, oder überhaupt ein Kind; mit zwölf Jahren hatte er seine Kindheit hinter sich. Will versuchte sich zu erinnern, was er in dem Alter gerne gemacht hatte, aber es fiel ihm nichts ein, obwohl er noch gut wusste, was er verabscheut hatte. Was er verabscheute, waren die Dinge, zu denen die Erwachsenen ihn nötigten, so gut es diese Erwachsenen auch meinten. Vielleicht wäre das Coolste, was er für Marcus tun konnte, ihm am Samstagnachmittag freien Auslauf zu geben - ihm etwas Geld zu geben, ihn mit nach Soho zu nehmen und ihn dann sich selbst zu überlassen. Er musste sich allerdings eingestehen, dass er damit, obwohl es Punkte auf dem Coolometer einbrächte, auf der Verantwortungs- und In-loco-parentis-Skala weniger gut abschneiden würde: Sollte Marcus sich für eine Stricherkarriere entscheiden und seine Mutter ihn nie wiedersehen, würde sich Will verantwortlich fühlen, es möglicherweise sogar bedauern.

Kino? Spielhallen? Eislaufen? Museen? Kunstgalerien? Brent Cross? McDonald's? Jesus, wie kam irgendwer durch die Kindheit, ohne in einen mehrjährigen Tiefschlaf zu fallen? Wäre er gezwungen, seine Kindheit noch einmal zu durchleben, würde er ins Bett gehen, sobald *Schwarzer Peter* seinen Reiz verlor, und darum bitten, erst geweckt zu werden, wenn er volljährig war. Kein Wunder, dass junge Menschen sich Verbrechen, Drogen und Prostitution zuwandten. Sie wandten sich Verbrechen, Drogen und Prostitution zu, weil sie heutzu-

tage im Angebot waren, eine aufregende, farbenfrohe und schmackhafte Palette neuer Möglichkeiten, die ihm noch versagt geblieben waren. Die eigentliche Frage war, warum seine Generation so apathisch, so kreuzbrav gesetzestreu gewesen war - besonders, wenn man bedachte, dass es selbst an den billigsten Zerstreuungen für Teenager gefehlt hatte, den australischen Soaps und den Chicken McNuggets, die Jugendlichen in der modernen Gesellschaft als Unterhaltung geboten wurden.

Er war noch dabei, sich den Kopf zu zerbrechen, ob die British-Gas-Ausstellung des Tierfotografen des Jahres wohl noch öder sein konnte, als sie sich anhörte, als das Telefon klingelte.

»Hi, Will, hier ist Marcus.«

»Hi. Ist ja komisch, gerade habe ich noch gedacht ... «

»Suzie sagte, du wolltest mal was mit mir unternehmen.«

»Na ja, ich dachte nur ... «

»Ich komme, wenn meine Mum auch mit darf.«

»Wie bitte?«

»Ich komme, wenn meine Mum auch mit darf. Und sie hat kein Geld, also darf es entweder nichts kosten, oder du musst uns einladen.«

»Schön. Hey, sprich dich ruhig aus, Marcus. Nimm bloß kein Blatt vor den Mund,«

»Ich weiß nicht, wie ich es sonst sagen soll. Wir sind pleite. Du nicht. Du zahlst.«

»Schon gut, war nur ein Witz.«

»Oh. Habe ich nicht mitbekommen.«

»Nein. Hör mal, für mich ist das kein Problem, weißt du. Ich dachte bloß, es wäre besser, wenn nur wir beide was unternehmen.«

»Warum?«

»Damit deine Mum mal ausspannen kann?«

»Na, hm.«

Plötzlich, reichlich verspätet, begriff er. Ausspannen sollte Marcus' Mutter am letzten Wochenende; sie hatte ihre Mußestunden dazu genutzt, sich eine Flasche Pillen in den Hals zu kippen und sich den Magen auspumpen zu lassen.

»Tut mir Leid, Marcus. Ich war wohl etwas schwer von Begriff.«

»Ja.«

»Natürlich kann deine Mum mitkommen. Das wäre toll.«

»Ein Auto haben wir auch nicht. Du musst mit deinem kommen.«

»Okay.«

»Du kannst deinen kleinen Jungen mitbringen, wenn du willst.«

Er lachte. »Vielen Dank.«

»Schon gut«, sagte Marcus großmütig. »Ist nur fair.« Sarkasmus, merkte Will, war eine Sprache, die Marcus eigenartig verwirrend fand, was sie für Will wiederum absolut unwiderstehlich machte.

»Er ist am Samstag wieder bei seiner Mutter.«

»Schön. Komm so gegen halb eins bei uns vorbei. Weißt du noch, wo wir wohnen? Wohnung 2, 31 Craysfield Road, Islington, London N1 2SF.«

»England, die Erde, das Universum.«

»Ja«, sagte Marcus ausdruckslos - die schlichte Antwort eines schlichten Gemüts.

»Gut. Bis dann.«

Am Nachmittag ging Will zu Mothercare, um einen Kindersitz zu kaufen. Er hatte nicht vor, sich die ganze Wohnung mit Bettchen und Töpfchen und Kinderstühlen voll zu stellen, aber er hatte das Gefühl, wenn er anfing, an Wochenenden Leute herumzuchauffieren, sollte er zumindest einige Zugeständnisse

an Neds Existenz machen.

»Das ist sexistisch, wissen Sie«, sagte er selbstgefällig zu der Verkäuferin.

»Bitte?«

»Mothercare. Was ist mit den Vätern?« Sie lächelte höflich.

»Fathercare«, setzte er hinzu, nur für den Fall, dass sie ihn nicht verstanden hatte.

»Sie sind der erste Mensch, der so etwas sagt.«

»Wirklich?«

»Nein.« Sie lachte. Er kam sich vor wie Marcus.

»Nun ja. Und womit kann ich Ihnen dienen?«

»Ich suche einen Kindersitz.«

»Ja.« Sie waren in der Abteilung für Kindersitze. »Nach welchem Fabrikat suchen Sie?«

»Weiß nicht. Irgendeins. Das billigste?« Er lachte anbiedernd.

»Was kaufen die meisten Leute?«

»Nun ja. Nicht das billigste. Sie machen sich normalerweise Sorgen um die Sicherheit.«

»Ah. Ja.« Er hörte auf zu lachen. Sicherheit war ein ernstes Anliegen. »Hat keinen Zweck, ein paar Pfund zu sparen, wenn er dann durch die Windschutzscheibe fliegt, was?«

Am Ende - möglicherweise, um seine vorherige Herzlosigkeit zu überkompensieren - kaufte er den teuersten Kindersitz im Laden, einen gigantischen, gepolsterten, leuchtend blauen Apparat, der aussah, als würde Ned frühestens herauswachsen, wenn er selbst Vater war.

»Er wird begeistert sein«, sagte er zu der Verkäuferin, als er ihr die Kreditkarte reichte.

»Jetzt sieht er noch hübsch aus, aber es wird nicht lange dauern, bis er ihn mit seinen Keksen und Chips und was nicht allem eingesaut hat.«

An Kekse und Chips und was nicht alles hatte Will nicht ge-

dacht, also machte er auf dem Heimweg Halt, um Schoko Crossies und ein paar Tüten Cheese & Onion zu kaufen, zerdrückte alles und verteilte die Krümel großzügig über seine Neuerwerbung.

13

Anders, als er Will erzählt hatte, machte Marcus sich keine großen Sorgen, seine Mutter allein zu lassen. Er wusste, wenn sie wieder so etwas versuchen würde, dann nicht in nächster Zeit, denn fürs Erste war sie noch in dieser seltsam gelassenen Stimmung. Aber Will zu sagen, er wolle seine Mutter mitnehmen, war eine Möglichkeit, sie und Will zusammenzubringen, und danach, vermutete er, müsste es kinderleicht sein. Seine Mutter war hübsch, und Will hatte Geld, also könnten sie mit Will und seinem Kind zusammenleben, dann wären sie zu viert, und vier waren doppelt so gut wie zwei. Und vielleicht könnten sie, wenn sie wollten, noch ein Baby bekommen. Seine Mutter war nicht zu alt. Sie war achtunddreißig. Mit achtunddreißig konnte man noch Kinder kriegen. Damit wären sie dann zu fünft, und es käme nicht so drauf an, ob einer von ihnen starb. Na ja, es käme schon drauf an, aber wenigstens würde dann keiner von ihnen, er oder seine Mutter oder Will oder Wills kleiner Junge, ganz alleine zurückbleiben. Marcus war gar nicht mal sicher, ob er Will mochte oder nicht, aber das fiel nicht mehr ins Gewicht; er sah, dass er kein übler Kerl war, oder ein Säufer, oder gewalttätig, also musste er genügen.

Es war nicht so, als wüsste er nichts von Will: Marcus hatte ihn überprüft. Eines Nachmittags hatte er auf dem Heimweg von der Schule Will beim Einkaufen gesehen, und er war ihm nach Hause gefolgt wie ein Privatdetektiv. Im Grunde hatte er nicht viel über ihn herausbekommen, außer, wo er wohnte und in welche Läden er ging. Aber er schien allein zu sein - keine Freundin, keine Frau und auch kein kleiner Junge. Es sei denn,

der kleine Junge wäre mit der Freundin zu Hause. Aber wenn Will eine Freundin hatte, warum versuchte er dann, Suzie anzubaggern?

»Um wie viel Uhr kommt dieser Typ?«, fragte seine Mutter. Sie räumten die Wohnung auf und hörten dabei *Exodus* von Bob Marley.

»Etwa in zehn Minuten. Du ziehst dich doch um, oder?«

»Warum?«

»Weil du wie ein Wrack aussiehst, und er geht mit uns zum Lunch ins Planet Hollywood.« Letzteres wusste Will noch nicht, weil Marcus es ihm noch nicht gesagt hatte, aber er würde nichts dagegen haben.

Sie sah ihn an. »Warum ist es so wichtig, was ich trage?«

»Planet Hollywood.«

»Was ist damit?«

»Ich will nicht, dass du da wie eine alte Schlampe aussiehst. Falls dich einer von ihnen sieht.«

»Falls wer mich sieht?«

»Bruce Willis oder so.«

»Die sind nicht da, Marcus.«

»Sie sind dauernd da. Außer sie arbeiten. Und sogar dann versuchen sie, Filme in London zu drehen, damit sie zum Lunch hingehen können.«

Fiona lachte und lachte. »Wer hat dir das denn erzählt?«

Ein Junge in der Schule, Sam Lovell, hatte ihm das erzählt. Wenn Marcus jetzt so überlegte, hatte Sam ihm schon ein paar Sachen erzählt, die sich später als unwahr herausgestellt hatten: dass Michael Jackson und Janet Jackson dieselbe Person seien und dass Mr. Harrison, der Französischlehrer, einer von den Beatles gewesen sei. »Das ist doch bekannt.«

»Willst du trotzdem hingehen, auch wenn wir keine Stars zu Gesicht bekommen?«

Wollte er eigentlich nicht, aber das musste sie nicht erfahren.

»Ja. Klar.«

Seine Mutter zuckte mit den Achseln und ging sich umziehen. Will kam noch in die Wohnung, ehe sie losgingen. Er stellte sich vor, was Marcus ziemlich dämlich fand, da jeder jeden bereits kannte.

»Hi. Ich bin Will«, sagte er. »Wir haben uns ... Tja, ich ...«

Aber er wusste offenbar nicht, wie er ihr auf höfliche Art sagen sollte, dass er sie letzte Woche weggetreten und völlig bekotzt auf dem Sofa hatte liegen sehen, also sprach er nicht weiter und lächelte nur.

»Ich bin Fiona.« Seine Mutter sah gut aus, fand Marcus. Sie trug ihre besten Leggings und einen weiten, flauschigen Jumper, sie trug zum ersten Mal seit dem Krankenhaus wieder Make-up und ein Paar hübsche, baumelnde Ohringe, die ihr irgendwer aus Zimbabwe geschickt hatte. »Danke für alles, was Sie letztes Wochenende getan haben. Das war wirklich nett von Ihnen.«

»War mir ein Vergnügen. Ich hoffe, Sie sind ... Ihnen geht es ... «

»Meinem Magen geht es gut. Aber wahrscheinlich bin ich noch immer ein bisschen plemplem im Kopf. So was steckt man nicht so einfach weg, nicht wahr?«

Will sah schockiert aus, aber sie lachte nur. Marcus hasste es, wenn sie Witze bei Leuten machte, die sie noch nicht gut kannten.

»Hast du dich entschieden, wo wir hingehen wollen, Marcus?«

»Planet Hollywood.«

»0 Gott. Ehrlich?«

Ja. Soll genial sein.«

»Ach, wirklich? Wir lesen offenbar nicht dieselben Restaurantkritiken.«

»Das war kein Restaurantkritiker. Das sagt Sam Lovell von

meiner alten Schule.«

»Oh, na in dem Fall ... gehen wir.«

Will öffnete die Tür und bat Fiona mit einem Wink hinaus.

Marcus war nicht sicher, was ihn erwartete, aber er hatte das Gefühl, es könnte etwas daraus werden.

Sie ließen das Auto stehen, weil Will sagte, Planet Hollywood sei am Leicester Square und sie würden dort nicht parken können, also nahmen sie den Bus. Auf dem Weg zur Bushaltestelle zeigte Will ihnen sein Auto.

»Das ist meins. Das mit dem Kindersitz hinten drin. Seht euch das an. Was für eine Sauerei.«

»Mann o Mann«, sagte Fiona.

»Aber wirklich«, sagte Marcus. Mehr fiel ihnen dazu nicht ein, also gingen sie weiter.

Vor dem Planet Hollywood warteten Massen von Menschen auf Einlass, und es regnete. Sie waren die Einzigen in der ganzen Schlange, die Englisch sprachen.

»Bist du sicher, dass du da reingehen willst?«, fragte ihn seine Mutter.

»Ja. Wo soll man denn auch sonst hingehen?« Falls irgendwer mit einem halbwegs erträglichen Vorschlag kam, würde er ihn annehmen. Er wollte nicht zwischen lauter Franzosen und Italienern rumstehen. So hatte er sich das nicht vorgestellt.

»Um die Ecke ist ein Pizza Express«, sagte Will.

»Nein, danke.«

»Sonst liegst du mir immer in den Ohren, wir sollen Pizza essen gehen«, sagte seine Mutter.

»Stimmt ja gar nicht.« Es stimmte schon, aber Pizza war zu billig, fand er.

Sie stellten sich schweigend wieder an. Wenn das so weiterging, würde niemand irgendwen heiraten. Es war zu nass und

zu scheußlich.

»Sag mir, warum du ins Planet Hollywood möchtest, und ich lasse mir was einfallen, wo es so ähnlich ist«, sagte Will.

»Ich weiß nicht. Weil es berühmt ist. Und es gibt das Essen, das ich mag. Pommes und so.«

»Wenn mir also irgendwas Berühmtes einfällt, wo man Pommes bekommt, dann können wir dahin gehen?«

»Ja. Aber es muss meine Art von berühmt sein, nicht deine Art.«

»Was bedeutet das?«

»Es muss was Berühmtes sein, das Kinder kennen. Du kannst nicht einfach behaupten, es wäre berühmt, denn wenn ich nie davon gehört habe, ist es auch nicht berühmt.«

»Wenn ich also zum Beispiel Twenty-Eight sagen würde, würdest du da nicht hinwollen.«

»Nee. Nicht berühmt. Nie davon gehört.«

»Aber da gehen berühmte Leute hin.«

»Wie wer?«

»Schauspieler und so.«

»Welche Schauspieler?«

»Ich würde sagen, irgendwann sind sie alle schon mal da gewesen. Aber sie sagen es einem nicht im Voraus. Ich will dir nichts vormachen, Marcus. Vielleicht treffen wir, wenn wir hingehen, Tom Cruise und Nicole Kidman. Vielleicht sehen wir aber auch überhaupt keinen. Aber sie machen gute Fritten. Die Sache ist die, wir stehen hier bestimmt noch eine Stunde, und wenn wir dann drin sind, sehen wir sowieso niemanden, für den sich die Warterei gelohnt hätte.«

»Na schön.«

»Im Ernst?«

»Ja.«

»Guter Mann.«

In diesen Twenty-Eight-Laden kamen niemals berühmte Leute.

Das sah man gleich. Es war ganz nett, und die Pommes waren gut, aber es war bloß normal; sie hatten nichts an den Wänden, wie Clint Eastwoods Jacke zum Beispiel oder die Maske, die Michael Keaton in *Batman* getragen hatte. Es gab noch nicht mal irgendwelche signierten Fotos. Das indische Restaurant bei ihnen zu Hause an der Ecke war kein bisschen berühmt, aber selbst da gab es ein signiertes Foto von irgendeinem, der mal für Arsenal gespielt hatte. Aber es störte ihn nicht weiter. Die Hauptsache war, dass sie saßen und im Trockenen waren und dass Will und seine Mutter sich endlich unterhalten konnten. Zuerst brauchten sie ein wenig Hilfe; niemand sagte ein Wort, bis der Kellner kam, um ihre Bestellung aufzunehmen.

»Champignonomelette und Fritten, bitte. Und eine Cola«, sagte Marcus.

»Ich nehme das Schwertfischsteak«, sagte Will. »Keine Gemüsebeilage, nur einen Salat.«

Fiona hatte Schwierigkeiten, sich zu entscheiden.

»Warum nimmst du nicht das Schwertfischsteak?«, sagte Marcus.

»Ummmm ... «

Er versuchte, seine Mutter über den Tisch hinweg auf sich aufmerksam zu machen, ohne dass Will es merkte. Er nickte heftig, einmal, und dann hustete er.

»Alles in Ordnung, Herzchen?«

Er hatte einfach das Gefühl, es könnte helfen, wenn seine Mutter dasselbe Essen wie Will bestellte. Er wusste nicht, warum. Es war ja nicht so, dass man sich über Schwertfischsteak stundenlang unterhalten konnte oder so was, aber vielleicht würde es ihnen zeigen, dass sie etwas gemeinsam hatten, dass sie über manche Dinge ähnlich dachten. Auch wenn das nicht stimmte.

»Wir sind Vegetarier«, sagte Marcus. »Aber wir essen Fisch.«

»Ihr seid also keine echten Vegetarier.«
»Wir essen nicht sehr oft Fisch. Manchmal Fish and Chips. Zu Hause gibt es nie Fisch, stimmt's?«
»Nicht oft, nein.«
»Niemals.«
»Oh, jetzt blamier mich nicht so.«
Er wusste nicht, wieso er sie blamierte, wenn er sagte, dass es bei ihnen nie Fisch gab - fanden Männer es attraktiv, wenn Frauen Fisch zubereiteten? Warum? -, aber das war das Letzte, was er wollte.
»Na schön«, sagte er. »Nicht niemals. Manchmal.«
»Soll ich in ein paar Minuten wiederkommen?«, sagte der Kellner. Marcus hatte vergessen, dass er noch da war.
»Ummmm ... «
»Nimm den Schwertfisch«, sagte Marcus.
»Ich nehme die Penne Pesto«, sagte seine Mutter. »Mit einem gemischten Salat.«
Will bestellte ein Bier, und seine Mutter bestellte ein Glas Weißwein. Wieder sagte niemand etwas.

Marcus hatte keine Freundin und auch nie eine gehabt, nicht mal annähernd, außer man zählte Holly Garrett mit, was er nicht tat. Aber eins wusste er: Wenn ein Mädchen einen Jungen kennen lernte und sie beide keinen Freund und keine Freundin hatten, und sie beide gut aussahen, und sie sich einigermaßen leiden konnten, dann konnten sie auch gleich miteinander gehen. Was sprach dagegen? Will hatte keine Freundin, außer man zählte Suzie mit, was er nicht tat, und seine Mutter hatte keinen Freund, also ... ? Es wäre für sie alle das Beste. Je mehr er darüber nachdachte, desto offensichtlicher erschien ihm das.

Nicht, dass er einen Ersatzvater gebraucht hätte. Darüber hatte

er mit seiner Mutter gesprochen, vor Ewigkeiten. Sie hatten eine Fernsehsendung über die Familie gesehen, und eine fette, blöde Toryfrau hatte gesagt, jeder müsse einen Vater und eine Mutter haben, und seine Mutter war wütend und später depressiv geworden. Damals, vor der Sache mit dem Krankenhaus, hatte er die Toryfrau für dumm gehalten und das auch seiner Mutter gesagt, aber damals war ihm noch nicht klar gewesen, dass zwei eine gefährliche Zahl war. Jetzt, wo er es wusste, war er nicht sicher, ob das seine Meinung über die Toryfrau änderte; ihm war es egal, ob die Familie, die er sich wünschte, nur aus Männern, nur aus Frauen oder nur aus Kindern bestand. Er wollte einfach mehr Leute.

»Sitzt nicht nur so da«, sagte er plötzlich.

Will und seine Mutter sahen ihn an.

»Ihr habt es gehört. Sitzt nicht nur da. Unterhaltet euch.«

»Ich bin sicher, das kommt noch«, sagte Will.

»Bis euch beiden was einfällt, ist das Essen vorbei«, murrte Marcus.

»Worüber sollen wir denn reden?« fragte Will. »Irgendwas. Politik. Filme. Morde. Mir egal.«

»Ich bin nicht sicher, ob Konversation so funktioniert«, sagte seine Mutter.

»Wie sie funktioniert, solltet ihr mittlerweile wissen. Ihr seid alt genug.«

»Marcus!«

Aber Will lachte. »Er hat recht. Wir beide zusammen haben ... ich weiß nicht, wie alt Sie sind, Fiona, aber wir beide zusammen haben mindestens sechzig Jahre Konversationserfahrung und müssten eigentlich in der Lage sein, ein Gespräch anzufangen.«

»Dann los.«

»Also.«

»Nach Ihnen.«

Sie lachten beide, aber keiner von ihnen sagte etwas.

»Will«, sagte Marcus.

»Ja, Marcus«, sagte Will.

»Was hältst du von John Major?«

»Nicht viel.«

»Was ist mit dir, Mum?«

»Du weißt, was ich von ihm halte.«

»Sag es Will.«

»Nicht viel.«

So wurde das nichts. »Warum?«

»Oh, Marcus, lass uns in Ruhe. Du machst es nur schwerer, nicht einfacher. Du machst uns verlegen. Wir fangen gleich schon an zu reden.«

»Wann?«

»Hör auf.«

»Warst du schon mal verheiratet, Will?«

»Marcus, gleich werde ich ziemlich sauer.«

»Ist schon gut, Fiona. Nein, war ich nicht. Du denn?«

»Nein, natürlich nicht. Ich bin nicht alt genug.«

»Oh.«

»Jetzt frag Mum.«

»Fiona, waren Sie schon mal verheiratet?«

»Nein.«

Einen Moment lang war Marcus verwirrt; als er noch ein richtiges Kind gewesen war, ein kleines Kind, hatte er immer geglaubt, man müsse verheiratet sein, um Mutter oder Vater zu werden, so wie man zum Autofahren einen Führerschein brauchte. Er wusste jetzt, dass das nicht stimmte, und er wusste auch, dass seine Eltern nie verheiratet gewesen waren, aber irgendwie waren Ideen, mit denen man aufgewachsen war, schwer abzuschütteln.

»Wolltest du heiraten, Mum?«

»Nicht unbedingt. Es war mir nicht wichtig.«
 »Warum machen es andere Leute dann?«
 »Oh, aus allen möglichen Gründen. Sicherheit. Druck der Familie. Abwegige romantische Anwandlungen.«
 Will lachte darüber. »Zynikerin«, sagte er.
 Marcus verstand es nicht, aber das war gut: Jetzt hatten seine Mutter und Will etwas, was nicht er angefangen hatte.
 »Sehen Sie Marcus' Vater noch?«
 »Manchmal. Nicht sehr oft. Marcus besucht ihn öfter. Was ist mit Ihnen? Sehen Sie Ihre Ex noch?«
 »Ähmmm ... Na ... Ja. Dauernd. Sie hat Ned heute Morgen abgeholt.« Er sagte das irgendwie komisch, fand Marcus. So, als hätte er es vergessen und sich dann wieder erinnert.
 »Und das klappt?«
 »Oh, das ist in Ordnung. Manchmal verstehen wir uns ganz gut.«
 »Wie kommt es, dass Ned bei Ihnen lebt? Ich meine, ich bin sicher, Sie sind ein toller Vater und so, aber normalerweise läuft das doch anders, oder?«
 »Stimmt schon. Sie machte damals gerade so eine Kramer-gegen-Kramer-Phase durch. Sie wissen schon, so einen Selbstfindungstrip.«
 »Und, hat sie sich selbst gefunden?«
 »Nicht so richtig. Ich weiß nicht, ob das jemals jemandem gelingt, was meinen Sie?«
 Das Essen kam, aber die beiden Erwachsenen merkten es kaum; Marcus machte sich glücklich über sein Omelett mit Pommes her. Würden sie bei Will einziehen, fragte er sich, oder etwas Neues kaufen?

14

Will war völlig klar, dass Fiona nicht sein Typ war. Zunächst mal sah sie nicht so aus, wie er es bei Frauen schätzte - ja, er bezweifelte, dass Aussehen ihr überhaupt wichtig war. Dafür hatte er kein Verständnis. Jeder Mensch, ob Mann oder Frau, hatte seiner Meinung nach Wert auf sein Äußeres zu legen, selbst wenn das Rohmaterial nicht das allerbeste war - es sei denn, man hatte keinerlei Interesse an der sexuellen Seite des Lebens, dann bitte. Dann konnte man tun, was man wollte. Einstein zum Beispiel... Will wusste nicht das mindeste über Einsteins Privatleben, aber auf den Fotos sah er wie jemand aus, der andere Dinge im Kopf hatte. Doch Fiona war nicht Einstein. Vielleicht war sie so schlau wie Einstein, konnte man nie wissen, aber nach dem Gespräch zu urteilen, das sie beim Lunch geführt hatten, war sie eindeutig an Beziehungen interessiert, warum gab sie sich also nicht mehr Mühe? Warum hatte sie keinen vernünftigen Haarschnitt statt dieser krausen Matte, warum zog sie nicht etwas an, das aussah, als käme es ihr darauf an? Das verstand er überhaupt nicht.

Und sie war einfach zu hippiemäßig. Ihm war jetzt klar, warum Marcus so komisch drauf war. Sie glaubte an Alternativkram wie Aromatherapie und vegetarische Ernährung und die Ökologie, lauter Sachen, die ihm so ziemlich scheißegal waren. Wenn sie sich öfter trafen, würden sie sich entsetzlich streiten, das wusste er, und das würde sie aufregen, und im Moment lag ihm nichts ferner, als sie aufregen zu wollen.

Er musste gestehen, dass ihr Selbstmordversuch das Einzige war, was sie für ihn attraktiv machte. Das war schon interessant

- beinahe sexy, auf eine irgendwie morbide Art. Aber wie konnte man daran denken, mit einer Frau auszugehen, die sich jeden Moment umbringen könnte? Vorher hatte er es schon heftig gefunden, mit einer Mutter auszugehen; wie heftig wäre es dann erst, mit einer selbstmordgefährdeten Mutter auszugehen? Aber er wollte es nicht so enden lassen. Er hatte noch immer die vage Vorstellung, Fiona und Marcus könnten die Volksküchen und die Jobs aus dem *Media Guardian* ersetzen, möglicherweise auf Dauer. Er würde schließlich nicht allzu viel dafür tun müssen - gelegentlich ein Schwertfischsteak, ab und zu der Besuch eines miesen Films, den er sich vielleicht sowieso angesehen hätte. Was würde ihn das schon kosten? Es war ein gutes Stück einfacher, als gestrandeten Existenzen Essen aufzunötigen. Gutes tun! Menschen helfen! Das war der Weg, der vor ihm lag. Aus seiner Sicht hatte er Angie geholfen, indem er mit ihr geschlafen hatte (obwohl dabei zugegebenermaßen eine Spur Eigennutz mitgespielt hatte), und jetzt würde er herausfinden, ob man jemandem auch helfen konnte, ohne mit ihm zu schlafen. Das musste doch möglich sein. Anderen war es gelungen, Mutter Teresa und Florence Nightingale und so, wenn er auch ahnte, dass sein Stil ein wenig anders sein würde, falls er ins Gute-Taten-Business einsteigen sollte.

Nach dem gemeinsamen Lunch machten sie keine weiteren Pläne. Sie verließen das Restaurant, spazierten durch Covent Garden, nahmen die U-Bahn zurück in den Londoner Norden, und er war rechtzeitig zum *Sports Report* wieder zu Hause. Aber er spürte, dass sie alle etwas angefangen hatten, das noch nicht beendet war.

Nach wenigen Tagen hatte er seine Meinung vollkommen geändert. Er hatte kein Interesse an guten Taten. Er hatte kein Interesse an Marcus und Fiona. Ihm würde, da war er sicher,

schon der Gedanke an sie so peinlich sein, dass ihm kalter Schweiß ausbrach. Er würde sie nie wieder sehen; er zweifelte sogar, ob er je wieder in die Nähe von Holloway gehen würde, für den Fall, dass er sie dort träfe. Er wusste, dass seine Reaktion übertrieben war, aber nicht sehr. Singen! Wie konnte man sich mit jemandem einlassen, der einen zum Singen nötigte! Er hatte gewusst, dass die beiden nicht ganz sauber tickten, aber ... Es hatte ganz alltäglich angefangen, mit einer Einladung zum Abendessen, und auch wenn ihm das Essen nicht schmeckte -irgendwas Vegetarisches mit Kichererbsen und Reis und Dosentomaten -, hatten sie sich doch nett unterhalten. Fiona hatte ihm von ihrer Arbeit als Musiktherapeutin erzählt, und Marcus erzählte Fiona, dass Will ein paar Millionen Pfund pro Minute verdiente, weil sein Vater einen Song geschrieben hatte. Will half beim Abwasch, und Fiona machte ihnen eine Tasse Tee, und dann setzte sie sich ans Klavier und begann zu spielen.

Sie war nicht schlecht. Ihr Klavierspiel war besser als ihre Stimme, aber auch an ihrer Stimme war nichts auszusetzen, sie ging gerade so, war nur etwas dünn, und sie konnte durchaus den Ton halten. Nein, es war nicht die Qualität, die ihn peinlich berührte, es war die Hingabe. Er hatte schon früher Menschen gekannt, die zur Gitarre gegriffen oder sich ans Klavier gesetzt hatten (wenn auch seit längerem nicht mehr), aber sie hatten sich selbst nie zu ernst genommen: Sie hatten idiotische Songs gespielt oder sie idiotisch gesungen oder ein schrilles Spektakel daraus gemacht - sie hatten alles getan, um zu zeigen, dass sie es nicht ernst meinten.

Fiona meinte es ernst. Sie meinte »Knocking On Heaven's Door« ernst, und dann meinte sie »Fire and Rain« ernst, und dann meinte sie »Both Sides Now« ernst. Nichts stand zwischen ihr und den Songs; sie war in ihnen. Sie schloss sogar

beim Singen die Augen.

»Möchten Sie sich neben mich stellen, damit Sie den Text lesen können?«, fragte sie ihn nach »Both Sides Now«. Er saß am Tisch und starrte krampfhaft auf Marcus, bis Marcus auch zu singen anfang, woraufhin er eingehend die Wand betrachtete.

»Hmmm ... was kommt als Nächstes?«

»Irgendwelche Wunschtitel?«

Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn sie etwas gespielt hätte, wozu sie nicht die Augen schließen konnte, »Roll Out the Barrel«, zum Beispiel, oder »Knees Up, Mother Brown«, aber die Stimmung war bereits vorgegeben. »Irgendwas.«

Sie wählte »Killing Me Softly With His Song«. Ihm blieb nichts anderes übrig, als sich neben sie zu stellen und hier und da zähneknirschend die eine oder andere Textsilbe herauszupressen. »Smile ... While ... Boy ... Ling ... « Er wusste, natürlich wusste er es, dass dieser Song nicht ewig dauern konnte, dass der Abend nicht ewig dauern konnte, dass er bald gemütlich zu Hause im Bett liegen würde, dass es ihn nicht umbringen würde, mit einer depressiven Hippieschlampe und ihrem durchgeknallten Sohn ein paar Liedchen am Klavier zu trällern. Das alles wusste er, aber er *empfand* es nicht so. Mit diesen Leuten konnte er rein gar nichts anfangen, das sah er jetzt ein. Es war dumm von ihm gewesen, zu glauben, hier könnte sich etwas für ihn ergeben.

Als er heimkam, legte er eine CD von den Pet Shop Boys auf und sah sich *Prisoner - Cell Block H* ohne Ton an. Er wollte Leute hören, die es nicht ernst meinten, er wollte Leute sehen, über die er lachen konnte. Außerdem betrank er sich; er tat Eis in ein Glas und kippte sich einen Scotch nach dem anderen rein. Und als der Scotch zu wirken begann, wurde ihm klar, dass Menschen, die Dinge ernst nahmen, viel eher dazu neigten, sich umzubringen, als Menschen, die das nicht taten: Er

konnte sich nicht erinnern, je den leisesten Wunsch verspürt zu haben, sein Leben zu beenden, und er konnte sich schwer vorstellen, dass es einmal so weit kommen würde. Dazu war er letzten Endes nicht engagiert genug. Man musste engagiert sein, um vegetarisch zu leben, man musste engagiert sein, um »Both Sides Now« mit geschlossenen Augen zu singen - letzten Endes musste man engagiert sein, um Mutter zu sein. Er dagegen ließ nichts an sich heran, und das, so wusste er, würde ihm ein langes und depressionsfreies Leben garantieren. Zu glauben, gute Taten würden ihn weiterbringen, war ein großer Fehler gewesen. Das taten sie nicht. Sie trieben einen zum Wahnsinn. Fiona tat Gutes, und es hatte sie in den Wahnsinn getrieben: Sie war verletzlich, verstört, lebensunfähig. Will hatte das perfekte System, das ihn reibungslos von hier bis ins Grab befördern würde. Das wollte er sich jetzt nicht kaputt-machen.

Fiona rief ihn noch einmal an, kurz nach dem zermürbenden Abendessen; sie hinterließ eine Nachricht auf seinem Anrufbeantworter, auf die er nicht reagierte. Suzie rief ihn ebenfalls an, und obwohl er sie sehen wollte, hatte er den Verdacht, dass sie Fionas wegen anrief, deshalb war er ausweichend und unverbindlich. Es sah so aus, als sei die Nummer mit den allein erziehenden Müttern ausgereizt, und er richtete sich darauf ein, sein altes Leben wieder aufzunehmen, das er geführt hatte, bevor er Angie kennen lernte. Vielleicht war es besser so.

Er ging Platten kaufen, er ging Klamotten kaufen, er spielte ein wenig Tennis, er ging in den Pub, er sah fern, er ging mit Freunden ins Kino und in Konzerte. Zeiteinheiten wurden mühelos ausgefüllt. Er hatte sogar wieder angefangen, nachmittags Bücher zu lesen; eines Donnerstags, als er gerade einen James-Ellroy-Thriller zur Hälfte durchhatte, in dieser schreck-

lichen, trostlosen Zeit zwischen *Countdown* und den Nachrichten, klingelte es an der Tür.

Er rechnete mit jemandem, der Putzlappen und Scheuerbürsten verkaufte, daher blickte er ins Leere, als er die Tür öffnete, denn sein Besucher war einen guten Kopf kleiner als der Durchschnittshausierer.

»Ich wollte dich besuchen«, sagte Marcus.

»Oh. Na schön. Komm rein.« Er sagte das einigermaßen herzlich, soweit er es beurteilen konnte, aber aus irgendeinem Grunde stieg Panik in ihm auf.

Marcus marschierte ins Wohnzimmer, setzte sich aufs Sofa und sah sich alles sehr genau an.

»Du hast kein Kind, oder?«

Das mochte eine Erklärung für die Panik sein.

»Na ja«, sagte Will, als wolle er eine sehr lange und sehr verwickelte Story vom Stapel lassen, deren Details ihm momentan entfallen waren.

Marcus stand auf und ging in der Wohnung herum.

»Wo ist dein Klo? Ich muss ganz dringend pinkeln.«

»Gleich da den Flur runter.«

Während Marcus fort war, versuchte sich Will eine Story zurechtzulegen, die das völlige Fehlen sämtlicher Verweise auf Ned erklären konnte, aber ihm fiel nichts ein. Er konnte Marcus entweder erklären, dass er *natürlich* ein Kind habe und dass das Nichtvorhandensein von Kind und Kinderausstattung einfach ... einfach etwas war, worüber er später nachdenken würde; oder er konnte in Tränen ausbrechen und bekennen, ein erbärmlicher Hochstapler zu sein. Er entschied sich gegen die zweite Version.

»Du hast nur ein Schlafzimmer«, sagte Marcus, als er zurückkam.

»Hast du hier rumgeschnüffelt?«

»Ja. Du hast nur ein Schlafzimmer, du hast kein Kinderspiel-

zeug im Badezimmer, hier ist auch kein Spielzeug ... Du hast nicht mal Fotos von ihm.«

»Und was geht dich das an?«

»Nichts. Außer, dass du mich und meine Mum und die Freundin meiner Mum angelogen hast.«

»Wer hat dir gesagt, wo ich wohne?«

»Ich bin dir mal nach Hause gefolgt.«

»Von wo?«

»Ich habe dich draußen rumlaufen sehen und bin dir nachgegangen.«

Das klang plausibel. Er lief oft draußen herum, und Suzie oder Fiona oder der Frau von SPAT hatte er nicht gesagt, wo er wohnte, also war das die einzige Erklärung.

»Warum?«

»Weiß nich. Nur so.«

»Warum gehst du nicht einfach nach Hause, Marcus?«

»Na schön. Aber ich sage es meiner Mum.«

»Ooooooh. Jetzt habe ich aber Angst.«

Will spürte, wie er einen Abhang hinunter auf dieses panikbesetzte Schuldgefühl zuschlitterte, das er seit seiner Schulzeit nicht mehr empfunden hatte, und es erschien ihm ganz natürlich, sich hinter denselben Phrasen zu verschanzen, die er damals benutzt hatte. Er konnte Marcus keine Erklärung geben, außer der Wahrheit - dass er ein Kind erfunden hatte, um Frauen kennen zu lernen -, und die Wahrheit klang viel schmieriger, als sie je hatte sein sollen.

»Dann geh doch, wenn du willst.«

»Lass uns ein Geschäft machen. Ich sage meiner Mum nichts, wenn du mit ihr ausgehst.«

»Warum willst du, dass deine Mutter mit einem wie mir ausgeht?«

»Ich finde dich gar nicht so schlimm. Ich meine, du hast zwar gelogen, aber davon abgesehen scheinst du in Ordnung zu sein.

Und sie ist unglücklich, und ich glaube, sie hätte gerne einen Freund.«

»Marcus, ich kann nicht mit irgendwem ausgehen, nur weil du es gerne möchtest. Ich muss diesen Menschen auch mögen.«

»Was stimmt mit ihr nicht?«

»Gar nichts stimmt mit ihr nicht, aber ... «

»Du willst mit Suzie ausgehen, was?«

»Darüber will ich mit dir nicht sprechen.«

»Das dachte ich mir.«

»Ich habe nichts gesagt. Ich habe nur gesagt, dass ... Hör mal, ich will darüber wirklich nicht mit dir sprechen. Geh nach Hause.«

»Okay. Aber ich komme wieder.« Und dann ging er.

Als Will sich seine wilde Geschichte zurechtgelegt hatte und SPAT beigetreten war, hatte er sich süße kleine Kinder vorgestellt, nicht Kinder, die es fertig bringen würden, ihn aufzuspielen und zu Hause zu besuchen. Er hatte sich vorgestellt, ihre Welt zu betreten, aber er hatte nicht vorausgesehen, dass sie in seine Welt eindringen könnten. Er war ein Besucher im Leben anderer; auf Gegenbesuche legte er keinen Wert.

15

Marcus war nicht blöd. Okay, er stellte sich manchmal blöd an, mit der Singerei zum Beispiel, aber er war nicht dumm-blöd, nur verschusselt-blöd. Ihm war sofort klar, dass die Dinge, die er über Will wusste - das mit kein Kind und keine Exfrau haben -, zu gut waren, um sie sofort auszuplaudern; sie waren etwas wert. Wäre er nach seinem ersten Besuch in Wills Wohnung geradewegs nach Hause gegangen und hätte seiner Mutter und Suzie gleich alles erzählt, wäre es aus und vorbei gewesen. Sie hätten ihm verboten, mit Will zu reden, und das wollte er nicht.

Er wusste nicht genau, warum er das nicht wollte. Er wusste nur, dass er seine Information nicht sofort preisgeben wollte, genau so, wie er Geburtstagsgeld nie sofort ausgeben wollte: Er wollte es in der Hosentasche behalten, während er sich umsah und sich darüber klar wurde, was es wert war. Er wusste, dass er Will nicht dazu bringen konnte, mit seiner Mutter auszugehen, wenn der keine Lust hatte, aber vielleicht konnte er ihn zu etwas anderem bringen, zu etwas, an das er bis jetzt noch nicht gedacht hatte. Also fing er an, Will fast täglich nach der Schule zu besuchen, um auf eine Idee zu kommen.

Als er zum ersten Mal wiederkam, war Will nicht sehr erfreut, ihn zu sehen. Will blieb einfach mit der Hand an der Klinke im Türrahmen stehen.

»Was ist?«, sagte Will.

»Nichts. Ich dachte, ich schaue mal rein.« Darüber musste Will lächeln, obwohl Marcus nicht einsah, warum. »Was machst du gerade?«

»Was ich mache?«

»Genau.«

»Fernsehen.«

»Was siehst du dir an?«

»*Countdown*.«

»Was ist das?« Marcus wusste, was das war. Jedes Kind, das je von der Schule nach Hause gekommen war, wusste, was das war: Es war die langweiligste Sendung in der Geschichte des Fernsehens.

»Eine Quizsendung. Worte und Zahlen.«

»Oh. Ob die mir gefällt?« Natürlich würde sie ihm nicht gefallen. Sie gefiel niemandem, außer der Mutter der Freundin seines Vaters.

»Ich weiß nicht, ob mich das interessiert.«

»Ich könnte sie mir mit dir zusammen ansehen, wenn du willst.«

»Das ist sehr nett von dir, Marcus, aber das schaffe ich auch allein.«

»Ich bin gut in Anagrammen. Und in Mathe. Ich könnte eine große Hilfe sein, wenn dir was dran liegt, gut abzuschneiden.«

»Du weißt also doch, was *Countdown* ist.«

»Ja. Ich erinnere mich wieder. Das sehe ich gerne. Ich gehe, wenn es aus ist.«

Will sah ihn an und schüttelte den Kopf. »Ach, zum Teufel, dann komm rein.«

Marcus war sowieso schon fast drin. Er setzte sich auf Wills breites cremefarbenes Sofa, streifte die Schuhe ab und legte die Beine hoch. Es war so dämlich, wie er es in Erinnerung hatte, *Countdown*, aber er beschwerte sich nicht und bat auch nicht darum, etwas anderes sehen zu dürfen. (Will hatte Kabel, wie Marcus sich für später merkte.) Er saß nur geduldig da. Will tat nichts, während die Sendung lief. Er brüllte die Antworten nicht in den Fernseher, und er schnalzte auch nicht mit der

Zunge, wenn jemand einen Fehler machte. Er rauchte nur.

»Man braucht Papier und Bleistift, um richtig mitzumachen«, stellte Marcus am Schluss fest.

»Tja, stimmt.«

»Hast du das schon mal gemacht?«

»Manchmal.«

»Und warum heute nicht?«

»Ich weiß nicht. Lieber Himmel.«

»Hättest du ruhig machen können. Hätte mir nichts ausgemacht.«

»Das ist wirklich nett von dir.«

Er machte mit der Fernbedienung den Fernseher aus, und sie saßen schweigend da.

»Was willst du, Marcus? Hast du keine Hausaufgaben zu machen?«

»Doch. Willst du mir helfen?«

»Das habe ich nicht gemeint. Ich meine, warum gehst du nicht nach Hause und machst sie?«

»Ich mache sie nach dem Abendessen. Du solltest nicht rauchen, weißt du.«

»Ja, ich weiß. Danke für den Hinweis. Wann kommt deine Mutter nach Hause?«

»Ungefähr jetzt.«

»Und?«

Marcus ignorierte ihn und begann die Wohnung zu durchstöbern. Beim letzten Mal war ihm nur aufgefallen, dass es keinen Ned gab, und vieles andere war ihm entgangen: die schicke Stereoanlage, Hunderte von CIs und Tausende von Platten und Tapes, die Schwarzweißfotos von Leuten mit Saxophonen und die Filmplakate an der Wand, die Parkettböden, der Teppich. Die Wohnung war klein, das überraschte Marcus. Wenn Will so viel verdiente, wie Marcus glaubte, dann konnte Will sich

eine viel größere als die leisten. Aber cool war sie. Wenn Marcus eine eigene Wohnung gehabt hätte, hätte sie genauso aussehen müssen, nur dass er wahrscheinlich andere Filmplakate ausgesucht hätte. Will hatte Plakate von alten Filmen, von denen Marcus nie gehört hatte - *Frau ohne Gewissen*, *Tote schlafen fest*. Marcus hätte unbedingt *Liebling, ich habe die Kinder geschrumpft* genommen, und *Free Willy*, und ... nein *Hellhound 3* oder *Boilerhead* hätte er nicht genommen. Nicht mehr. Seit dem Tag der toten Ente war ihm die Lust auf solche Sachen vergangen.

»Nette Wohnung.«

»Danke.«

»Ist aber ziemlich klein.«

»Für mich ist sie groß genug.«

»Aber du könntest auch eine größere haben, wenn du wolltest.«

»Ich bin mit dieser sehr zufrieden.«

»Du hast viele CDs. Mehr als jeder andere, den ich kenne.«

Marcus ging hin, um sie sich anzusehen, auch wenn er eigentlich nicht wusste, wonach er suchte. »Iggy Pop«, sagte er und lachte über den komischen Namen, aber Will sah ihn nur an. »Wer sind die Leute an der Wand? Die mit den Saxophonen und Trompeten?«

»Saxophonisten und Trompeter.«

»Aber wer sind die? Und warum sind sie an deiner Wand?«

»Das ist Charlie Parker, und das ist Chet Baker. Und sie sind an meiner Wand, weil ich ihre Musik mag und weil sie cool sind.«

»Warum sind sie cool?«

Will seufzte. »Ich weiß nicht. Wahrscheinlich, weil sie Drogen genommen haben und gestorben sind.«

Marcus schaute ihn an, um zu sehen, ob er ihn auf den Arm nahm, aber das schien nicht der Fall zu sein. Marcus würde an

seinen Wänden keine Bilder von Leuten haben wollen, die Drogen genommen hatten und gestorben waren. Er würde solche Sachen lieber vergessen wollen, anstatt sie jeden Tag vor Augen zu haben.

»Möchtest du irgendwas? Eine Tasse Tee oder eine Cola oder so was?«

»Ja, okay.«

Marcus folgte ihm in die Küche. Sie war nicht wie ihre Küche zu Hause. Sie war viel kleiner und weißer, und es gab viel mehr Apparate, die alle aussahen, als seien sie nie benutzt worden. Zu Hause hatten sie einen Entsafter und eine Mikrowelle, beide voller Flecken, die mit der Zeit schwarz geworden waren.

»Was ist das?«

»Espressomaschine.«

»Und das?«

»Eismaschine. Was möchtest du?«

»Ich nehme ein Eis, wenn du welches machst.«

»Mache ich nicht. Das dauert Stunden.«

»Dann kann man es ja gleich im Laden kaufen.«

»Cola?«

»Ja.«

Will reichte ihm eine Dose, und er riss sie auf.

»Siehst du denn den ganzen Tag fem?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Was machst du denn dann?«

»Lesen. Einkaufen. Freunde treffen.«

»Schönes Leben. Bist du als Kind zur Schule gegangen?«

»Ja, klar.«

»Warum? Ich meine, eigentlich musstest du doch gar nicht, oder?«

»Wie kommst du denn darauf? Was glaubst du, wozu die Schule da ist?«

»Damit man einen Job bekommt.«

»Was ist mit Lesen und Schreiben?«

»Das kann ich schon seit ein paar Jahren, und ich gehe immer noch zur Schule. Weil ich später einen Job brauche. Du hättest mit sechs oder sieben von der Schule abgehen und dir den ganzen Mist sparen können. Man muss doch nicht Geschichte lernen, um einkaufen zu geben oder zu lesen, oder?«

»Kommt darauf an, ob du was über Geschichte lesen willst.«

»So was liest du also?«

»Nicht oft, nein.«

»Okay, warum bist du dann zur Schule gegangen?«

»Halt die Klappe, Marcus.«

»Wenn ich wüsste, dass ich keinen Job bräuchte, würde ich es lassen.«

»Magst du die Schule nicht?« Will machte sich eine Tasse Tee. Als er die Milch eingegossen hatte, gingen sie wieder ins Wohnzimmer und setzten sich aufs Sofa.

»Nein. Ich finde sie zum Kotzen.«

»Warum?«

»Das ist nichts für mich. Ich bin kein Typ für die Schule. Ich habe dafür das falsche Persönlichkeitsprofil.« Seine Mutter hatte ihm vor einiger Zeit von Persönlichkeitsprofilen erzählt, kurz nachdem sie umgezogen waren. Sie seien beide introvertiert, hatte sie gesagt, was für sie vieles schwieriger mache -zum Beispiel neue Freunde kennen zu lernen und sich an neuen Schulen und neuen Arbeitsplätzen einzugewöhnen. Sie hatte das so gesagt, als müsse er sich danach besser fühlen, aber natürlich hatte es überhaupt nicht geholfen, und er verstand nicht, wie um alles in der Welt ihm das ihrer Meinung nach helfen sollte: Soweit er sehen konnte, bedeutete introvertiert zu sein nur, dass man es gar nicht erst zu versuchen brauchte.

»Schikanieren dich die anderen?«

Marcus sah ihn an. Woher wusste er das? Es musste schlimmer stehen, als er dachte, wenn andere es merkten, noch ehe er etwas gesagt hatte.

»Eigentlich nicht. Nur ein paar Kinder.«

»Und womit ärgern sie dich?«

»Nichts Besonderes. Nur, na ja, meine Haare und die Brille. Und das Singen und so.«

»Was ist das mit dem Singen?«

»Ach, das ist nur ... manchmal singe ich, ohne es zu merken.«
Will lachte.

»Das ist nicht witzig.«

»Tut mir Leid.«

»Ich kann nichts dafür.«

»An den Haaren könntest du was ändern.«

»Was denn?«

»Sie schneiden lassen.«

»Wie wer?«

»Wie wer! So wie du willst.«

»Ich habe sie so, wie ich will.«

»Dann musst du die anderen Kinder ertragen. Warum willst du deine Haare so haben?«

»Weil es so wächst, und weil ich es hasse, zum Friseur zu gehen.«

»Das sehe ich. Wie oft gehst du denn?«

»Nie. Meine Mum schneidet es mir.«

»Deine Mum? Du lieber Himmel. Wie alt bist du? Zwölf? Ich würde sagen, du bist alt genug, um dir selbst die Haare schneiden zu lassen.«

Dieses »alt genug« interessierte Marcus. Das bekam er nicht oft zu hören. »Meinst du?«

»Klar. Zwölf. In vier Jahren kannst du heiraten. Willst du dir dann auch noch von deiner Mum die Haare schneiden lassen?«

Marcus glaubte nicht, dass er in vier Jahren heiraten würde, aber er verstand, was Will ihm damit sagen wollte.

»Das würde ihr nicht passen, oder?«, sagte er.

»Wem?«

»Meiner Frau. Wenn ich eine Frau hätte, obwohl ich nicht glaube, dass ich eine haben werde. Nicht in vier Jahren.«

»Daran hatte ich eigentlich nicht gedacht. Ich dachte, du würdest dir vielleicht wie ein ziemlicher Trottel vorkommen, wenn deine Mutter vorbeikommen müsste, um so was alles zu machen. Dir deine Haare schneiden und deine Fußnägel schneiden und dir den Rücken schrubben.«

»Ach so, ja. Verstehe, was du meinst.«

Und, ja, er verstand, was Will meinte, und, ja, Will hatte Recht. Unter solchen Umständen würde er sich wie ein Trottel fühlen. Aber man konnte das alles auch anders betrachten: Wenn seine Mutter in vier Jahren noch vorbeikam, um ihm die Haare zu schneiden, bedeutete das, dass in der Zwischenzeit nichts Schreckliches geschehen war. In seinem momentanen Gemütszustand wäre er durchaus bereit gewesen, sich dafür alle paar Monate zum Trottel zu machen.

Marcus besuchte Will in diesem Herbst häufig, und nach dem dritten oder vierten Mal spürte er, dass Will sich an ihn gewöhnte. Beim zweiten Mal hatten sie einen kleinen Streit gehabt - Will wollte ihn wieder nicht reinlassen, und Marcus musste energisch werden, aber schließlich erreichten sie ein Stadium, in dem Marcus nur noch zu klingeln brauchte und Will einfach die Tür offen ließ, ohne abzuwarten, wer kam; er ging einfach zurück ins Wohnzimmer und wartete darauf, dass Marcus nachkam. Einige Male war Will nicht da, aber Marcus wusste nicht, ob das Absicht war, und er wollte es auch nicht wissen, also fragte er nicht.

Am Anfang sprachen sie über nichts Besonderes, aber als die

Besuche schließlich zur Gewohnheit wurden, schien Will zu glauben, sie müssten sich richtig unterhalten. Allerdings war er darin nicht besonders gut. Beim ersten Gespräch dieser Art unterhielten sie sich gerade über den dicken Kerl, der in *Countdown* alles gewann, als Will sagte: »Und, wie geht's zu Hause?«, ohne dass Marcus dafür einen Grund sehen konnte. »Du meinst meine Mum?«

»Wen sonst?«

Es war so offensichtlich, dass Will lieber über den fetten Kerl in *Countdown* geredet hätte, als über das, was damals passiert war, dass Marcus einen Moment lang Zorn in sich aufsteigen spürte, weil er diese Wahl nicht hatte. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er pausenlos über den fetten Kerl in *Countdown* nachgedacht, aber das gelang ihm nicht, weil er an zu viel anderes zu denken hatte. Aber er war nicht lange ärgerlich. Es war nicht Wills Schuld, zumindest bemühte er sich, auch wenn es ihm schwer fiel.

»Ihr geht's gut, danke«, sagte Marcus, und zwar in einem Ton, als ginge es ihr immer gut.

»Nein, du weißt schon ... «

»Ja, ich weiß. Nein, nichts in der Art.«

»Macht dir das noch Sorgen?«

Er hatte seit dem Abend, an dem es geschehen war, nicht mehr darüber gesprochen, und selbst damals hatte er nicht ausgesprochen, was er wirklich empfand. Was er empfand, pausenlos, an jedem einzelnen Tag, war eine entsetzliche Angst. Tatsächlich war sein Hauptgrund dafür, nach der Schule zu Will zu gehen, die Rückkehr in seine Wohnung hinauszuzögern; er konnte zu Hause nicht mehr die Treppe hinaufgehen, ohne auf seine Füße zu schauen und an den Tag der toten Ente zu denken. Immer, wenn der Moment kam, in dem er den Schlüssel ins Schloss stecken musste, schlug ihm das Herz bis zum Hals und seine Hände wurden feucht, und wenn er sah, dass seine

Mutter die Nachrichten schaute oder kochte oder am Esstisch ihre Arbeit vorbereitete, fehlte nicht viel, und er hätte heulen müssen, oder kotzen, oder sonst was. »Ein bisschen. Wenn ich dran denke.«

»Wie oft denkst du daran?«

»Weiß nich.« Andauernd, andauernd, andauernd. Konnte er Will das sagen? Er wusste es nicht. Er konnte es seiner Mutter nicht sagen, er konnte es seinem Vater nicht sagen, er konnte es Suzie nicht sagen; sie würden alle furchtbaren Stress deswegen machen. Seine Mutter würde verzweifeln, Suzie würde darüber reden wollen, sein Vater würde wollen, dass er zurück nach Cambridge zog ... darauf konnte er verzichten. Warum also irgendwem irgendwas davon erzählen? Was hätte das gebracht? Das Einzige, was er wollte, war ein Versprechen von irgendwem, ganz egal wem, dass so etwas nie wieder geschehen würde, und das konnte ihm niemand geben.

»Scheiße, verdammte«, sagte Will. »Entschuldigung, das sollte ich nicht sagen, wenn du dabei bist, was?«

»Macht nichts. Die in der Schule sagen das dauernd.«

Und das war es. Das war alles, was Will sagte: »Scheiße, verdammte.« Marcus wusste nicht, warum Will geflucht hatte, aber Marcus gefiel es; er fühlte sich danach besser. Es war ernst gemeint, es war nicht übertrieben, und es zeigte ihm, dass er sich nicht lächerlich machte, wenn er solche Angst hatte.

»Jetzt kannst du auch gleich zu *Neighbours* dableiben«, sagte Will. »Sonst verpasst du den Anfang.« Marcus sah *Neighbours* sonst nie und wusste nicht, wie Will jetzt darauf kam, aber er blieb trotzdem. Er hatte das Gefühl, das gehöre sich so. Sie sahen es sich schweigend an, und als die Abspannmusik begann, sagte Marcus höflich danke und ging heim.

16

Will merkte, dass er Marcus' Besuche ins Gewebe seines Tages einarbeitete. Das war nicht schwierig, da seine Tage ziemlich ausgeleiert und reich an großen und geräumigen Löchern waren, aber auch die hätte er mit anderen, einfacheren Dingen wie weiteren Einkaufsbummeln oder weiteren nachmittäglichen Kinobesuchen ausfüllen können; man konnte nicht behaupten, Marcus sei ein vollwertiger Ersatz für einen miesen Film mit Steve Martin und einen Beutel Lakritzkonfekt. Es lag nicht daran, dass er sich schlecht benahm, wenn er kam, denn das tat er nicht, und es lag nicht daran, dass man mit ihm nicht reden konnte, denn das konnte man. Marcus war einfach deshalb schwierig, weil er regelmäßig den Eindruck erweckte, als mache er auf diesem Planeten nur Zwischenstation auf seinem Weg nach anderswo, nach irgendwo, wohin er vielleicht besser passte. Phasen der Geistesabwesenheit, in denen er mit seinen Gedanken ganz weit weg zu sein schien, wechselten ab mit Phasen, in denen er - wohl, um diese Ausfälle zu kompensieren - eine Frage nach der anderen stellte.

Ein- oder zweimal hatte Will das Gefühl gehabt, dem nicht gewachsen zu sein, und war auf einen Einkaufsbummel oder ins Kino gegangen; meistens aber war er um Viertel nach vier zu Hause und wartete auf das Klingeln - manchmal, weil er zu faul war rauszugehen, manchmal, weil er das Gefühl hatte, Marcus etwas schuldig zu sein. Was er ihm schuldete und warum, wusste er nicht, aber er sah, dass er im Augenblick eine wichtige Rolle im Leben des Jungen spielte, und da es niemanden gab, in dessen Leben er sonst eine Rolle spielte, bestand

nicht die Gefahr, dass er sich emotional verausgaben könne. Trotzdem war es ein wenig lästig, sich jeden Nachmittag mit einem kleinen Jungen zu beschäftigen. Will würde froh sein, wenn Marcus irgendwo einen anderen Lebensinhalt fand.

Beim dritten oder vierten Besuch fragte er Marcus nach Fiona und wünschte sich nachher, er hätte es nicht getan, weil nicht zu übersehen war, dass es dem Jungen immer noch schwer zu schaffen machte. Will konnte es ihm nicht verübeln, doch ihm fiel nichts Tröstliches oder Hilfreiches ein, also fluchte er schließlich nur teilnahmsvoll und - wenn man Marcus' Alter bedachte - deplaziert. Diesen Fehler würde Will nicht wieder machen. Falls Marcus über seine selbstmordgefährdete Mutter sprechen wollte, konnte er das mit Suzie, mit einer Schulpsychologin oder sonst wem tun, mit jemandem, dem dazu etwas mehr als ein Kraftausdruck einfiel.

Das Dumme war, dass Will sich sein ganzes Leben lang um jede Realität herumgedrückt hatte. Schließlich war er Sohn und Erbe des Mannes, der »Santa's Super Sleigh« geschrieben hatte. Der Weihnachtsmann, an dessen Existenz die meisten Erwachsenen berechnete Zweifel hegten, kam für alles auf, was er aß und trank, worauf er saß und worin er lebte; man konnte getrost sagen, dass er die Realität nicht mit der Muttermilch aufgesogen hatte. Er sah die harte Wirklichkeit gerne in *Eastenders* und *The Bill*, und er hörte Joe Strummer, Curtis Mayfield und Kurt Cobain gerne über irgendeine harte Wirklichkeit singen, aber noch nie hatte die harte Wirklichkeit auf seinem Sofa gesessen. Kein Wunder also, dass er, nachdem er ihr eine Tasse Tee gemacht und einen Keks angeboten hatte, nichts mehr mit ihr anzufangen wusste.

Manchmal gelang ihnen ein Gespräch über Marcus' Leben, ohne die Zwillingsschule und Zuhause zu berühren.

»Mein Dad trinkt jetzt keinen Kaffee mehr«, sagte Marcus an

einem Abend plötzlich, nachdem Will über eine Koffeinvergiftung geklagt hatte (das Berufsrisiko des Nichtstuers, wie er vermutete).

Will hatte sich nie viele Gedanken über den Vater von Marcus gemacht. Marcus schien so sehr das Produkt seiner Mutter zu sein, dass die Vorstellung, er könne einen Vater haben, geradezu absurd wirkte.

»Was macht denn dein Vater?«

»Er ist Sozialarbeiter in Cambridge.«

Das passte wie die Faust aufs Auge. Diese Leute stammten samt und sonders aus einem anderen Land, einem Land, das voll von Dingen war, die Will nicht kannte und nicht brauchen konnte, Musiktherapeuten etwa, Streetworkern, Bioläden mit Pinnwänden, Duftölen, kunterbunten Pullovern und komplizierten europäischen Romanen und Gefühlen; Marcus war die Frucht ihrer Lenden.

»Und was macht er da?«

»Weiß nicht. Er verdient aber nicht viel.«

»Siehst du ihn oft?«

»Ziemlich oft. Manchmal am Wochenende. In den großen Ferien. Er hat eine Freundin, die Lindsey heißt. Sie ist nett.«

»Oh.«

»Soll ich noch mehr über ihn erzählen?«, fragte Marcus hilfsbereit. »Mach' ich, wenn du willst.«

»Willst du denn noch mehr über ihn erzählen?«

»Ja. Wir reden zu Hause nicht viel über ihn.«

»Und, was willst du sagen?«

»Weiß nicht. Ich könnte dir sagen, was für ein Auto er hat und ob er raucht.«

»Okay, raucht er?« Will ließ sich durch die etwas exzentrischen Sprünge in Marcus' Konversation nicht mehr aus dem Konzept bringen.

»Nein. Hat er aufgegeben«, sagte Marcus so triumphierend, als

sei ihm Will in die Falle getappt.

»Ah.«

»Ist ihm aber schwer gefallen.«

»Darauf wette ich. Fehlt dir dein Vater?«

»Wie meinst du das?«

»Na ja, du weißt schon ... Keine Ahnung ... Fehlt er dir? Du weißt doch, wie ich das meine.«

»Ich sehe ihn doch. Wie kann ich ihn da vermissen?«

»Würdest du ihn gerne öfter sehen?«

»Nein.«

»Oh. Na dann ... «

»Kann ich noch eine Cola haben?«

Will verstand zuerst nicht, warum Marcus auf seinen Vater zu sprechen gekommen war, aber es war schon viel wert, über etwas zu reden, das Marcus nicht an die schrecklichen Misere in seiner unmittelbaren Umgebung erinnerte. Der Triumph über das Nikotin war zwar nicht Marcus' persönlicher Triumph, kam dem aber noch am nächsten, da ihm sein eigenes Leben zur Zeit noch weniger zu bieten hatte.

Will sah, wie traurig das war, aber er sah auch, dass es nicht sein Problem war. Kein Problem war sein Problem. Sehr wenige Menschen waren in der glücklichen Lage, sagen zu können, dass sie keine Probleme hatten - aber auch das war nicht sein Problem. Will sah darin keinen Grund, sich zu schämen, sondern einen Anlass zu wilden, zügellosen Feiern; sechsunddreißig Jahre alt geworden zu sein, ohne je ernsthaften Schwierigkeiten zu begegnen, hielt er für einen denkwürdigen Rekord, und obwohl er nichts dagegen hatte, Marcus die eine oder andere Dose Cola zu spendieren, war er nicht bereit, sich auf dieses erbärmliche Scheißspiel einzulassen, das Marcus Leben nannte. Warum auch?

In der folgenden Woche wurde Wills Rendezvous mit Count-

down von einem Geräusch unterbrochen, das klang, als würden Steinchen an sein Wohnzimmerfenster prasseln, unmittelbar gefolgt von einem lang anhaltenden, verzweifelten und hartnäckigen Klingeln an der Haustür. Will wusste, dass es Ärger gab - ohne Ärger warf niemand Steine an seine Fenster, und es klingelte nicht Sturm an der Tür, sagte er sich - und im ersten Moment war er versucht, den Fernseher lauter zu stellen und das Ganze einfach zu ignorieren. Aber schließlich siegte so etwas wie Selbstachtung über die Feigheit und trieb ihn vom Sofa an die Haustür.

Marcus stand auf den Stufen, und irgendwelche Bonbons hagelten auf ihn nieder, steinförmige, steinharte Brocken, die leicht ebenso viel Schaden anrichten konnten wie echte Steine. Das merkte Will, weil er selbst ein paar Volltreffer abbekam. Er schob Marcus ins Haus und konnte dann die Artillerie ausmachen, zwei gemein aussehende Teenager mit kurzen Stoppelhaaren.

»Habt ihr sie noch alle?«

»Wer sind Sie?«

»Wer ich bin, geht dich nichts an. Wer zum Teufel seid ihr?«

Will konnte sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal Lust verspürt hatte, irgendwen zu verprügeln, aber er hatte jetzt große Lust, diese beiden zu verprügeln. »Verpisst euch.«

»Oooo-wah«, sagte einer von ihnen kryptisch. Daraus sollte er wohl entnehmen, dass er ihnen keine Angst einjagen konnte, vermutete Will, aber die gespielte Tapferkeit verlor ein wenig durch ihren prompten und hastigen Rückzug. Der überraschte und erleichterte ihn. Will wäre in einer Million Jahren nicht vor sich selbst weggerannt (genauer gesagt, in dem zugegeben unwahrscheinlichen Fall, dass Will sich selbst in einer dunklen Gasse begegnen würde, würden beide Wills mit dem gleichen Affenzahn in entgegengesetzte Richtungen fliehen). Aber er

war jetzt erwachsen, und obwohl es stimmte, dass Teenager keinerlei Respekt mehr kannten, alle ab ins Arbeitslager und so weiter und so fort, riskierten nur die sehr bösen oder sehr bewaffneten die Konfrontation mit jemandem, der größer und älter als sie war. Als Will ins Haus zurückging, fühlte er sich größer und älter und war gar nicht unzufrieden mit sich selbst. Marcus hatte sich einen Keks genommen und saß nun auf dem Sofa und sah fern. Er sah genau so aus wie immer, vom Programm gefesselt, den Keks halb zum Mund geführt; äußerlich ließ er keinerlei Zeichen von Beunruhigung erkennen. Wenn dieser Junge, der sich da auf dem Sofa *Countdown* ansah, je terrorisiert worden war, dann war das Jahre her und längst vergessen.

»Wer waren die denn?«

»Wer?«

»Wer? Na, die Jungen, die gerade versucht haben, dir mit Bonbons die Schädeldecke zu zertrümmern.«

»Ach die«, sagte Marcus, die Augen noch auf den Bildschirm gerichtet. »Ich weiß nicht, wie sie heißen. Die sind in der Neunten.«

»Und ihre Namen weißt du nicht?«

»Nein. Sie haben mich einfach auf dem Heimweg von der Schule verfolgt. Also dachte ich, ich gehe besser nicht nach Hause, damit sie nicht rauskriegen, wo ich wohne. Ich dachte, ich komme lieber hierhin.«

»Herzlichen Dank.«

»Dir werden sie keine Bonbons an den Kopf schmeißen. Sie waren hinter mir her.«

»Kommt so was denn oft vor?«

»Mit Bonbons haben sie noch nie geschmissen. Das ist ihnen heute erst eingefallen. Gerade eben.«

»Ich rede nicht von den Bonbons. Was ich meine, ist... dass äl-

tere Kinder dich umzubringen versuchen.«

Marcus sah ihn an.

»Ja. Das habe ich dir doch erzählt.«

»Aber so dramatisch hat es damals nicht geklungen.«

»Wie meinst du das?«

»Du hast gesagt, ein paar Kinder hätten dich geärgert. Du hast nicht gesagt, dass dich Leute, die du nicht mal kennst, verfolgen und mit Zeug beschmeißen.«

»Damals haben sie das noch nicht gemacht«, sagte Marcus geduldig. »Darauf sind sie gerade erst gekommen.«

Will verlor bald die Geduld; hätte er irgendwelche Süßwaren zur Hand gehabt, hätte er selbst angefangen, damit nach Marcus zu schmeißen. »Marcus, um Himmels willen, ich rede nicht von den verdammten Bonbons. Musst du immer alles so gottverdammst wörtlich nehmen? Ich habe kapiert, dass sie das vorher noch nie gemacht haben. Aber sie schikanieren dich schon Gott weiß wie lange.«

»Oh, ja. Nicht diese beiden, aber ... «

»Nein, okay, okay, nicht diese beiden. Aber andere wie sie.«

»Ja. Viele andere.«

»Schön. Das ist alles, was ich wissen wollte.«

»Du hättest ja fragen können.«

Will ging in die Küche und setzte Wasser auf, allein schon, um sich mit etwas zu beschäftigen, worauf keine Gefängnisstrafe stand, aber er konnte die Sache nicht so auf sich beruhen lassen.

»Und was beabsichtigst du dagegen zu tun?«

»Wie meinst du das?«

»Willst du das für die nächsten soundso viel Jahre so weitergehen lassen?«

»Du bist wie die Lehrer in der Schule.«

»Was sagen die?«

»Oh, du weißt schon. ›Geh ihnen aus dem Weg.‹ Als ob ich

mich denen extra in den Weg stelle.«

»Aber das muss dich doch unglücklich machen.«

»Na ja, irgendwie schon. Ich denke einfach nicht dran. Wie damals, als ich von diesem Klettergerüst gefallen bin und mir das Handgelenk gebrochen habe.«

»Das ist mir zu hoch.«

»Da habe ich auch versucht, nicht dran zu denken. Es ist passiert, und ich habe mir gewünscht, es wäre nicht passiert, aber so ist das Leben, oder?«

Manchmal hörte sich Marcus an, als sei er hundert Jahre alt, und es brach Will das Herz.

»Aber so muss das Leben nicht sein, oder?«

»Weiß nicht. Sag du es mir. Ich habe nichts gemacht. Ich bin nur auf eine neue Schule gekommen, und das habe ich davon. Ich weiß nicht, warum.«

»Was war mit deiner alten Schule?«

»Da war es anders. Da waren nicht alle Kinder gleich. Es gab kluge und dicke und beliebte und komische. Dort bin ich mir nicht anders vorgekommen. Hier komme ich mir anders vor.«

»So anders können die Kinder hier auch nicht sein. Kinder sind Kinder.«

»Und wo sind dann die ganzen Komischen?«

»Vielleicht sind sie nur anfangs komisch, bis sie sich anpassen. Komisch sind sie immer noch, aber sie fallen nicht mehr auf. Das Problem ist, du fällst den anderen Kindern auf. Du machst dich zur Zielscheibe.«

»Ich muss mich also unsichtbar machen?« Angesichts der Größe dieser Aufgabe schnaubte Marcus nur. »Wie soll ich das anstellen? Hast du in deiner Küche eine Maschine, die mich unsichtbar macht?«

»Du musst dich nicht unsichtbar machen. Du musst dich nur tarnen.«

»Was, mit einem Schnurrbart und so was?«

»Na sicher, mit einem Schnurrbart. Niemand würde einen Zwölfjährigen mit Schnurrbart auffällig finden, stimmt's?«

Marcus sah ihn an. »Du machst Witze. Jeder würde das auffällig finden. Ich wäre der Einzige in der ganzen Schule.«

Will hatte das mit dem Sarkasmus ganz vergessen. »Okay, dann kein Schnurrbart. Schlechte Idee. Aber wie wäre es, wenn du dieselben Kleider, dieselbe Frisur und dieselbe Brille wie alle anderen tragen würdest? Innen drin kannst du so komisch sein, wie du willst. Mach nur was an deinem Äußeren.«

Sie fingen mit seinen Füßen an. Marcus trug Schuhe, von denen Will nicht geglaubt hatte, dass sie noch hergestellt würden, einfache schwarze Slipper, deren einziger erkennbarer Daseinszweck darin bestand, ihren Besitzer Schulkorridore hinauf und hinab zu tragen, ohne dabei dem aufsichtsführenden Lehrer aufzufallen.

»Magst du diese Schuhe?«, fragte Will Marcus. Sie gingen die Holloway Road entlang, um sich Turnschuhe anzusehen. Marcus spähte durch die Vorabenddämmerung auf seine Schuhe hinunter und stieß prompt mit einer dicken Frau zusammen, die mehrere prall gefüllte Lo-Cost-Tüten schleppte.

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, ob du sie magst?«

»Es sind meine Schulschuhe. Ich brauche sie nicht zu mögen.«

»Man kann alles mögen, was man trägt, wenn man sich Mühe gibt.«

»Magst du alles, was du trägst?«

»Ich trage nichts, was ich scheußlich finde.«

»Was machst du dann mit Sachen, die du scheußlich findest?«

»Ich kaufe sie nicht, so einfach ist das.«

»Ja, weil du keine Mum hast. Es tut mir Leid, das sagen zu müssen, aber du hast keine.«

»Ist schon gut. Damit habe ich mich abgefunden.«

Der Turnschuhladen war riesengroß und brechend voll, und in

der Beleuchtung sahen alle Kunden kränklich aus; alle hatten einen Grünstich, egal welcher Hautfarbe sie waren. Als Wills Blick zufällig auf einen Spiegel fiel, sah er mit Entsetzen, dass sie ohne weiteres als Vater und Sohn durchgehen konnten; irgendwie hatte er sich selbst als Marcus' älteren Bruder sehen wollen, aber das Spiegelbild ließ den scharfen Gegensatz von Alt und Jung hervortreten - Wills Dreitagebart und seine Krähenfüße neben Marcus' glatten Wangen und strahlend weißen Zähnen. Und das Haar ... Will war stolz darauf, dass sich bei ihm auch nicht die kleinste kahle Stelle zeigte, aber er hatte dennoch weniger davon auf dem Kopf als Marcus, beinahe so, als hätte es sich im Lauf des Lebens stellenweise verschlissen.

»Welche würden dir gefallen?«

»Ich weiß nicht.«

»Dann müssen es wohl Adidas sein.«

»Warum?«

»Weil die alle tragen.«

Die Schuhe waren nach Herstellerfirmen sortiert, und die Adidas-Abteilung zog deutlich mehr Käufer an als die anderen im Laden.

»Schafe«, sagte Marcus, als sie darauf zingingen. »Määäääh.«

»Wo hast du das denn her?«

»Das sagt meine Mum immer, wenn sie findet, dass Leute keinen eigenen Kopf haben.«

Will fiel plötzlich wieder ein, dass ein Junge an seiner alten Schule eine Mutter wie Fiona gehabt hatte - sie war nicht ganz genau wie sie gewesen, denn Will hatte den Eindruck, dass Fiona mit ihren LPs aus den Siebzigern, den politischen Ansichten aus den Achtzigern und der Fußlotion aus den Neunzigern ein eigentümlich zeitgenössisches Gewächs war, aber sie war definitiv eine Sechziger-Jahre-Ausgabe von Fiona. Für Stephen Fullicks Mutter war das Fernsehen etwas gewesen, das Leute zu Robotern machte, darum hatten sie zu Hause kein

Gerät. »Hast du *Thunderb* ...«, fing Will jeden Montagmorgen an, ehe er sich besann und rot wurde, als sei der Fernseher ein kürzlich verstorbener Elternteil. Und welchen Vorteil hatte es Stephen Fullick gebracht? Er war, soweit Will wusste, weder ein visionärer Dichter noch ein wilder Maler geworden; wahrscheinlich fristete er sein Leben in irgendeinem Anwaltsbüro in der Provinz, genau wie alle anderen von der Schule. Er hatte ohne jeden erkennbaren Nutzenjahrelang leiden müssen.

»Der ganze Zweck dieser Expedition, Marcus, besteht darin, dir beizubringen, ein Schaf zu werden.«

»Ach nee?«

»Natürlich. Du willst nicht, dass man dich bemerkt. Du willst nicht anders aussehen. Määäähh!«

Will suchte ein Paar Basketballboots von Adidas aus, die cool, aber relativ unspektakulär aussahen.

»Was hältst du von denen?«

»Sie kosten sechzig Pfund.«

»Mach dir keine Gedanken über den Preis. Wie gefallen sie dir?«

»Gut, ja.«

Will winkte einen Verkäufer heran und bat ihn, die richtige Größe zu bringen, und Marcus stapfte eine Weile auf und ab. Er betrachtete sich im Spiegel und versuchte, sich ein Lächeln zu verkneifen.

»Du findest dich cool, oder?«, sagte Will.

»Ja. Nur ... nur dass jetzt der Rest von mir überhaupt nicht mehr dazu passt.«

»Dann polieren wir den Rest von dir das nächste Mal auf.«

Anschließend machte sich Marcus mit seinen Turnschuhen, die er in die Schultasche gestopft hatte, direkt auf den Heimweg; Will ging zu Fuß heim und strahlte über seine eigene Großzügigkeit. Das meinten die Leute also mit Hochgefühl! Er

konnte sich nicht erinnern, je so gut drauf gewesen zu sein, so mit sich selbst im Einklang, so überzeugt von seinem eigenen Wert. Und das hatte ihn - unglaublich - nur ganze sechzig Pfund gekostet! Wie viel hätte er für ein vergleichbares chemisch erzeugtes Hochgefühl bezahlen müssen? (Wahrscheinlich um die fünfundzwanzig Pfund, wenn er genau überlegte, aber chemisch erzeugte Hochgefühle waren unbestreitbar minderwertig.) Er hatte einen unglücklichen Jungen vorübergehend glücklich gemacht, und das, ohne sich einen Vorteil davon zu versprechen. Er wollte noch nicht einmal mit der Mutter des Jungen schlafen.

Am folgenden Tag tauchte Marcus tränenüberströmt bei Will auf, mit pitschnassen schwarzen Socken, wo seine Adidasboots hätten sein sollen; sie hatten sie ihm natürlich gestohlen.

17

Hätte sie ihn gefragt, hätte Marcus seiner Mutter gesagt, woher die Turnschuhe kamen, aber sie fragte nicht, weil sie sie gar nicht bemerkte. Okay, seine Mutter war nicht der scharfsichtigste Mensch der Welt, aber die Turnschuhe erschienen ihm so groß und weiß und eigenartig und alle Aufmerksamkeit auf sich ziehend, dass Marcus das Gefühl hatte, er träge gar keine Schuhe, sondern etwas Lebendes - vielleicht ein Paar Kaninchen.

Aber sie merkte, dass sie weg waren. Typisch. Die Kaninchen, etwas, das man nie an Füßen sieht, hatte sie nicht bemerkt, aber die Socken, die genau da waren, wo sie hingehörten, fielen ihr auf.

»Wo sind deine Schuhe?«, kreischte sie, als er nach Hause kam. (Will hatte ihn gefahren, aber es war November, und es war nass, und auf dem kurzen Weg über den Bürgersteig und die Treppe zum Hauseingang hoch waren die Socken wieder klatschnass geworden.) Er schaute auf seine Füße, und im ersten Moment sagte er gar nichts: Er spielte mit dem Gedanken, völlig überrascht zu tun und ihr zu sagen, er wisse es nicht, aber ihm wurde schnell klar, dass sie ihm nicht glauben würde.

»Gestohlen«, sagte er schließlich.

»Gestohlen? Warum sollte irgendwer deine Schuhe stehlen wollen?«

»Weil ... « Er würde die Wahrheit sagen müssen. Das Problem war nur, dass die Wahrheit noch sehr viel mehr Fragen nach sich ziehen würde. »Weil sie schön waren.«

»Es waren ganz gewöhnliche schwarze Halbschuhe.«

»Nein, waren sie nicht. Es waren neue Adidas-Turnschuhe.«
»Und wo hast du neue Adidas-Turnschuhe her?«
»Will hat sie mir gekauft.«
»Will wer? Will, der Typ, der uns zum Lunch eingeladen hat?«
»Ja, Will. Der Typ von SPAT. Er ist so was wie mein Freund.«
»Er ist so was wie dein Freund?«

Marcus irrte sich nicht. Sie hatte noch sehr viel mehr Fragen, nur die Art, wie sie sie stellte, war ein wenig langweilig: Sie wiederholte einfach das Letzte, was er gesagt hatte, hängte am Schluss ein Fragezeichen an und brüllte.

»Ich gehe nach der Schule in seine Wohnung.«
»DU GEHST NACH DER SCHULE IN SEINE WOHNUNG?« Oder:
»Na ja, weißt du, in Wirklichkeit hat er gar kein Kind.«
»IN WIRKLICHKEIT HAT ER GAR KEIN KIND?«

Und so weiter. Na, jedenfalls, das Ende vom Lied war, dass er ziemlichen Ärger bekam, wenn auch vielleicht nicht ganz so viel wie Will.

Marcus zog seine alten Schuhe wieder an, und dann gingen er und seine Mutter schnurstracks zu Wills Wohnung. Fiona brüllte Will an, kaum dass sie eingetreten waren, und am Anfang, als sie ihn wegen SPAT und seines Phantasiesohns herunterputzte, machte er ein beschämtes und entschuldigendes Gesicht - er hatte keine Antwort auf irgendeine ihrer Fragen, also stand er nur da und blickte betreten zu Boden. Aber nach einer Weile wurde er selbst wütend.

»Okay«, sagte Fiona gerade. »Und was zum Teufel habe ich von diesen kleinen Teeparties nach der Schule zu halten?«

»Bitte?«

»Was bringt einen erwachsenen Mann dazu, sich Tag für Tag mit einem Zwölfjährigen abzugeben?«

Will sah sie an. »Wollen Sie damit andeuten, was ich glaube,

dass Sie andeuten?«

»Ich deute gar nichts an.«

»Ich glaube, das stimmt nicht ganz, wie? Sie deuten an, dass ich mit Ihrem Sohn ... rumgemacht habe.«

Marcus sah Fiona an. War es das, worüber sie sich aufregte? Rummachen?

»Ich frage nur, warum Sie Zwölfjährige in Ihrer Wohnung bewirten.«

Will verlor die Geduld. Er wurde rot im Gesicht und fing an zu brüllen.

»Scheiße, ich habe ja wohl keine andere Wahl, oder? Ihr Sohn kreuzt hier jeden verdammten Abend uneingeladen auf. Manchmal wird er von irgendwelchen Schlägerkommandos verfolgt. Ich könnte ihn draußen sich selbst überlassen, aber zu seiner eigenen Sicherheit habe ich ihn reingelassen. Das nächste Mal kann er mich gern haben. Sie können mich beide mal. Und jetzt dürfen Sie sich verpissen, wenn das alles ist.«

»Nun, das ist noch lange nicht alles. Warum haben Sie ihm ein teures Paar Turnschuhe gekauft?«

»Weil ... na, ich meine, sehen Sie ihn sich an.« Sie sahen ihn an. Selbst Marcus sah sich an.

»Was stimmt mit ihm nicht?«

Will sah sie an. »Sie haben keine Ahnung, wie? Sie haben wirklich keine Ahnung.«

»Wovon?«

»Marcus geht in der Schule durch die Hölle, wissen Sie. Die nehmen ihn an jedem einzelnen beschissenen Tag der Woche auseinander, und Sie machen sich Sorgen darüber, woher er seine Turnschuhe hat und ob ich ihn missbrauche.«

Plötzlich fühlte sich Marcus erschöpft. Er hatte nie richtig begriffen, wie die Dinge lagen, bis Will zu brüllen anfang, aber es stimmte, er wurde wirklich an jedem einzelnen beschissenen Tag der Woche auseinander genommen. Bis eben hatte er die

Tage der Woche niemals auf diese Weise verknüpft: Jeder Tag war ein schlechter Tag, aber er überlebte, indem er sich vormachte, jeder der schlechten Tage sei vom Tag davor irgendwie losgelöst. Jetzt sah er ein, wie dumm das war und wie beschissen alles lief, und er wollte sich ins Bett legen und bis zum Wochenende nicht wieder aufstehen.

»Marcus kommt gut zurecht«, sagte seine Mutter. Zuerst konnte er nicht glauben, dass sie das gesagt hatte, und dann, nachdem er Zeit gehabt hatte, die Worte in seinen Ohren nachklingen zu lassen, versuchte er, sie anders auszulegen. Vielleicht gab es einen anderen Marcus? Vielleicht gab es etwas anderes, mit dem er gut zurechtkam, etwas, das ihm entfallen war? Aber natürlich gab es keinen anderen Marcus, und er kam mit überhaupt nichts gut zurecht; seine Mutter war einfach nur blind und dumm und verrückt.

»Das ist nicht Ihr Ernst«, sagte Will.

»Ich weiß, dass er einige Zeit braucht, um sich an seiner neuen Schule einzugewöhnen, aber ... «

Will lachte. »Ja. Lassen wir ihm ein paar Wochen Zeit, dann renkt sich alles ein, wie? Wenn sie erst mal aufhören, seine Schuhe zu stehlen und ihm auf dem Nachhauseweg aufzulauern, wird es wunderbar.«

Das stimmte nicht. Sie waren alle verrückt. »Das glaube ich nicht«, sagte Marcus. »Es dauert länger als ein paar Wochen.«

»Schon gut, ich weiß«, sagte Will. »War nur ein Witz.«

Marcus fand nicht, dass in Gesprächen dieser Art Witze angebracht waren, aber wenigstens konnte er daraus schließen, dass einer hier die Sachlage verstand. Aber wie kam es, dass es Will war, den er erst zwei Minuten kannte, und nicht seine Mutter, die er, na ja, schon sein Leben lang kannte?

»Ich finde Sie ein wenig melodramatisch«, sagte Fiona. »Sie haben wohl nicht viel Erfahrung im Umgang mit Kindern.«

Marcus wusste nicht, was das »melo« in »melodramatisch« be-

deuten sollte, aber es machte Will noch wütender.

»Ich war selbst mal ein Scheißkind«, sagte Will.

Er fluchte jetzt viel.

»Und ich bin in die beschissene Schule gegangen. Ich kenne den Unterschied zwischen Kindern, die sich anpassen können, und Kindern, die kreuzunglücklich sind, also erzählen Sie mir keinen Scheiß, ich wäre melodramatisch. Muss ich mir das jetzt etwa von jemandem anhören, der ... «

»Aua!«, rief Marcus. »Cowabunga!«

Sie starrten ihn beide an, und er starrte zurück. Er wusste nicht, wie er diesen Ausbruch erklären sollte; er hatte die beiden ersten Laute von sich gegeben, die ihm einfielen, weil er sah, dass Will auf das Thema Krankenhaus kommen würde, und das wollte er nicht. Es war nicht fair. Nur weil seine Mutter schwer von Begriff war, hieß das noch nicht, dass Will das Recht hatte, ihr das vorzuhalten. So wie er es sah, war die Sache mit dem Krankenhaus ernster als die Sache mit den Bonbons und den Turnschuhen, und niemand sollte diese beiden Dinge durcheinander bringen.

»Was ist denn mit dir los?«, fragte Will.

Marcus zuckte die Achseln. »Nichts. Nur ... ich weiß nicht. Mir war nur zum Schreien.«

Will schüttelte den Kopf. »Himmel«, sagte er. »Was für eine Familie.«

Marcus hatte das Gezeter des Nachmittags zwar nicht genossen, aber als es vorbei war, wusste er, wozu es gut gewesen war. Seine Mutter wusste nun, dass Will kein Kind hatte, was vielleicht gut so war, und sie wusste, dass er Will an den meisten Tagen nach der Schule besuchen ging, was wahrscheinlich auch gut so war, denn in letzter Zeit hatte er ihr viele Ausreden erzählen müssen und deswegen ein schlechtes Gewissen gehabt. Und, das war am allerwichtigsten, sie wusste von dem,

was in der Schule vorging, weil Will es ihr sozusagen buchstabiert hatte. Marcus war nicht fähig gewesen, es ihr zu buchstabieren, weil er nie fähig gewesen war, das Wort als Ganzes zu sehen, aber es kam nicht darauf an, wer es getan hatte; wichtig war nur, dass Fiona es verstand.

»Du gehst da nicht wieder hin«, sagte sie auf dem Weg nach Hause.

Marcus hatte gewusst, dass sie das sagen würde, und er wusste auch, dass er sich nicht daran halten würde, aber er muckte trotzdem auf.

»Warum nicht?«

»Wenn du irgendwas zu sagen hast, sagst du es mir. Wenn du neue Klamotten haben willst, besorge ich sie dir.«

»Aber du weißt nicht, was ich brauche.«

»Dann sag es mir.«

»Ich weiß nicht, was ich brauche. Nur Will weiß, was ich brauche.«

»Mach dich nicht lächerlich.«

»Es ist wahr. Er weiß, was Kinder tragen.«

»Kinder tragen das, was sie am Morgen anziehen.«

»Du weißt, was ich meine.«

»Du meinst, dass er sich für trendy hält und dass er weiß, welche Turnschuhe modern sind, obwohl er Gott weiß wie alt ist und von nichts sonst die leiseste Ahnung hat.«

Das war genau das, was er meinte. Genau darin war Will gut, und Marcus war froh, ihn gefunden zu haben.

»Wir brauchen solche Menschen nicht. Wir kommen auch auf unsere Art zurecht.«

Marcus schaute aus dem Busfenster und dachte darüber nach, ob das stimmte, und er kam zu dem Schluss, dass es nicht stimmte, dass sie beide überhaupt nicht zurechtkamen, von welcher Seite aus man es auch betrachtete.

»Wenn du Probleme hast, hat das nichts mit den Schuhen zu

tun, die du trägst, das sage ich dir gratis.«

»Nein, ich weiß, aber ... «

»Marcus, vertrau mir, okay? Ich bin seit zwölf Jahren deine Mutter. Und ich mache meine Sache nicht allzu schlecht. Ich denke mir etwas dabei. Ich weiß, was ich tue.«

So hatte Marcus seine Mutter noch nie betrachtet, als jemanden, der wusste, was er tat. Er hatte auch nie geglaubt, dass sie nicht wusste, was sie tat; es war nur so, dass das, was sie mit ihm tat (was sie für ihn tat? was sie ihm antat?), nie im Geringsten diesen Eindruck gemacht hatte. Er hatte das Muttersein immer als etwas Selbstverständliches betrachtet, so wie Auto fahren zum Beispiel: Die meisten Leute konnten es, und etwas falsch machen konnte man dabei nur, wenn man sich ganz blöd anstellte, wenn man sein Auto gegen einen Bus fuhr oder seinen Kindern nicht beibrachte, bitte und danke und Entschuldigung zu sagen (an der Schule gab es eine Menge Kinder - Kinder, die klauten und schmutzige Wörter sagten und andere Kinder herumschubsten -, deren Mütter und Väter einiges zu erklären hatten). Und so gesehen gab es dabei nicht sehr viel zu denken. Aber seine Mutter schien sagen zu wollen, dass mehr dazu gehörte. Sie sagte ihm, dass sie einem Plan folgte.

Wenn sie einen Plan hatte, dann hatte er eine Wahl. Er konnte ihr vertrauen, ihr glauben, wenn sie sagte, sie wisse, was sie tue; das würde bedeuten, sich mit den Sachen in der Schule abzufinden, weil am Ende alles gut werden würde und sie mehr wusste als er. Oder er konnte entscheiden, dass sie tatsächlich nicht ganz dicht war, dass sie ein Mensch war, der eine Überdosis Schlaftabletten nahm und das anschließend offenbar völlig vergaß. Beides war gleich beängstigend. Er wollte sich nicht mit seiner Lage abfinden, aber wenn er sich dagegen entschied, bedeutete das für ihn, seine eigene Mutter sein zu

müssen, und wie konnte man seine eigene Mutter sein, wenn man erst zwölf war? Er konnte sich selbst beibringen, Entschuldigung und bitte und danke zu sagen, das war leicht, aber mit dem Rest war er überfordert. Er wusste gar nicht, was der Rest war. Er hatte bis heute ja nicht einmal gewusst, dass es einen Rest gab.

Jedes Mal, wenn er darüber nachdachte, kam er auf dasselbe Problem zurück: Sie waren nur zu zweit, und mindestens *-mindestens* - einer von ihnen war übergeschnappt.

In den nächsten paar Tagen begann er genauer darauf zu achten, wie Fiona mit ihm redete. Immer wenn sie davon sprach, was er sehen oder hören oder lesen oder essen konnte und sollte, wurde er neugierig: Gehörte das zum Plan, oder dachte sie es sich einfach je nach Bedarf aus? Es kam ihm nie in den Sinn, sie zu fragen, bis sie ihn in den Laden schickte, um Eier fürs Abendessen zu holen: Ihm ging auf, dass er nur Vegetarier war, weil sie es auch war.

»Wusstest du immer schon, dass ich Vegetarier werde?«

Sie lachte. »Natürlich. Das war keine plötzliche Schnapsidee, weil uns die Würstchen ausgegangen waren.«

»Und findest du das fair?«

»Wie meinst du das?«

»Muss ich nicht das Recht haben, mich selbst zu entscheiden?«

»Das kannst du, wenn du älter bist.«

»Warum bin ich jetzt nicht alt genug?«

»Weil du nicht selbst kochst. Ich will kein Fleisch kochen, also musst du essen, was ich esse.«

»Aber du lässt mich auch nicht zu McDonald's gehen.«

»Soll das eine vorgezogene Teenagerrebellion werden? Ich kann dich nicht daran hindern, zu McDonald's zu gehen.«

»Echt?«

»Wie könnte ich das? Ich wäre bloß enttäuscht, wenn du hin-

gingst.«

Enttäuscht. Enttäuschung. So machte sie es. So machte sie viele Dinge.

»Warum?«

»Ich dachte, du wärest aus Überzeugung Vegetarier.«

»Bin ich ja.«

»Na, dann kannst du nicht zu McDonald's gehen, oder?«

Sie hatte es schon wieder gemacht. Sie sagte ihm immer, er dürfe tun, was er wolle, und dann diskutierte sie mit ihm, bis das, was er wollte, wieder das war, was sie wollte. Das machte ihn langsam sauer.

»Das ist nicht fair.«

Sie lachte. »So ist das Leben, Marcus. Du musst dir darüber klar werden, an was du glaubst, und dann musst du dich daran halten. Das ist hart, aber es ist nicht unfair. Zumindest ist es einfach zu verstehen.«

Irgendetwas daran stimmte nicht, aber er wusste nicht, was. Er wusste nur, dass nicht jeder so dachte. Wenn sie in der Klasse über Dinge wie das Rauchen redeten, waren sich alle einig, dass es schlecht war, aber trotzdem rauchten viele Kinder; wenn sie über Gewaltfilme sprachen, sagten alle, sie seien dagegen, aber sie sahen sie sich trotzdem an. Sie dachten das eine und taten das andere. Bei Marcus zu Hause war es anders. Sie legten fest, was schlecht war, und dann ließen sie für immer die Finger davon. Er sah ein, dass darin eine gewisse Logik lag: Er fand Stehlen falsch und Töten falsch, also stahl er nichts und brachte keine Leute um. War es wirklich so einfach? Er war da nicht so sicher.

Aber er erkannte: das war der springende Punkt. Deswegen trug er Klamotten, über die andere Kinder lachten - weil sie dieses Gespräch über Mode geführt hatten und sich einig gewesen waren, dass Mode dumm war -, und deswegen hörte er Musik, die altmodisch war oder von der noch nie jemand was

gehört hatte - weil sie dieses Gespräch über moderne Popmusik geführt hatten und sich einig waren, dass sie nur eine Masche war, mit der Plattenfirmen das große Geld machten. Deswegen durfte er keine gewalttätigen Computerspiele spielen oder Hamburger essen oder dies und das und sonst was tun. Und er hatte ihr in allem zugestimmt, aber er hatte nicht wirklich zugestimmt; ihm waren nur die Argumente ausgegangen.

»Warum sagst du mir nicht einfach, was ich tun soll? Warum müssen wir immer darüber reden?«

»Weil ich möchte, dass du selbständig denkst.«

»War das dein Plan?«

»Welcher Plan?«

»Als du neulich gesagt hast, du wüsstest, was du tust.«

»Wobei?«

»Beim Muttersein.«

»Habe ich das gesagt?«

»Ja.«

»Oh. Okay. Nun, natürlich will ich, dass du selbständig denkst. Das wollen alle Eltern.«

»Aber es läuft immer darauf raus, dass wir diskutieren und ich verliere und dann tue, was du von mir willst. Die Zeit könnten wir uns sparen. Sag mir nur, was du mir nicht erlaubst, und den Rest sparst du dir.«

»Wie sind wir überhaupt darauf gekommen?«

»Ich habe selbständig nachgedacht.«

»Um so besser.«

»Ich habe selbständig nachgedacht, und ich möchte Will nach der Schule besuchen gehen.«

»Diese Diskussion hast du schon verloren.«

»Ich muss auch mal mit anderen Menschen zusammen sein als nur mit dir.«

»Was ist mit Suzie?«

»Sie ist wie du. Will ist nicht wie du.«

»Nein, er ist ein Lügner, und er arbeitet nicht, und ... «

»Er hat mir diese Turnschuhe gekauft.«

»Ja. Er ist ein reicher Lügner, der nicht arbeitet.«

»Er kennt sich aus mit der Schule und so. Er weiß alles Mögliche.«

»Er weiß alles Mögliche! Marcus, der weiß nicht mal, dass er geboren ist!«

»Siehst du, was ich meine?« Er wurde immer frustrierter. »Ich denke selbständig nach, und du ... es funktioniert einfach nicht. Du gewinnst sowieso.«

»Weil du keine überzeugenden Argumente hast. Es genügt nicht, selbständig nachzudenken. Du musst es mir auch beweisen.«

»Wie beweise ich es dir?«

»Nenn mir einen guten Grund.«

Er konnte ihr einen guten Grund nennen. Es wäre nicht der wahre Grund, und er sagte es nicht gerne und er war ziemlich sicher, dass sie anfangen würde zu weinen. Aber es war ein guter Grund, ein Grund, der sie zum Schweigen bringen würde, und wenn das nötig war, um in einer Diskussion zu überzeugen, würde er ihn vorbringen.

»Weil ich einen Vater brauche.«

Es brachte sie zum Schweigen, und sie fing an zu weinen. Es erfüllte seinen Zweck.

18

Der neunzehnte November. Der gottverdammte neunzehnte November. Das war definitiv ein neuer Rekord, konstatierte Will düster. Im letzten Jahr war es der gottverdammte sechsundzwanzigste November gewesen. Bis Dezember hatte er es seit Jahren nicht mehr geschafft; er sah es kommen, dass er, wenn er erst fünfzig oder sechzig war, den ersten Vortrag von »Santa's Super Sleigh« im Juli oder August zu hören bekam. In diesem Jahr war es eine Straßenmusikerin am Fuß der Rolltreppe in der U-Bahn-Station Angel, eine fröhliche, hübsche junge Frau mit einer Geige, die sich offensichtlich so ihr Musikstudium finanzierte. Will legte all seinen Hass in den finsternen Blick, den er ihr zuwarf, ein Blick, der klarmachen sollte, dass er ihr nicht nur kein Geld geben würde, sondern auch liebend gern ihr Instrument zerschmettert und dann ihren Kopf an die Rolltreppenstufen getackert hätte.

Will hasste Weihnachten aus nachvollziehbarem Grund: Leute klopfen an seine Tür, sangen das Lied, das er mehr als alle anderen auf der Welt hasste, und erwarteten von ihm, ihnen Geld zu geben. Noch schlimmer war es gewesen, als er noch ein Kind war, weil sein Vater Weihnachten ebenfalls aus nachvollziehbarem Grund gehasst hatte (obwohl Will erst sehr viel später erkannt hatte, was dieser nachvollziehbare Grund war - damals dachte er nur, sein Vater habe das Lied genauso satt wie jeder andere)-. Es war eine scheußliche Erinnerung daran, wie vollständig er im Leben versagt hatte. Sein Vater wurde ziemlich oft von Leuten zu »Santas Super Sleigh« interviewt, und sie fragten immer, was er sonst noch geschrieben habe, und dann sagte er es ihnen, spielte ihnen manchmal sogar etwas

vor oder zeigte ihnen Platten, auf denen eines seiner anderen Lieder vertreten war. Dann machten sie ein betretenes Gesicht, gaben mitfühlende Laute von sich und sagten ihm, wie schwer ein Mensch es habe, der nur für eine einzige Sache berühmt sei, die schon lange zurückliege, und fragten ihn, ob dieses Lied sein Leben ruiniert habe oder ob er wünsche, es nie geschrieben zu haben. Dann wurde er wütend und sagte ihnen, sie sollten gefälligst nicht so dumm und herablassend und unsensibel sein, und wenn sie gegangen waren, beklagte er sich bitter, dieses Lied habe sein Leben ruiniert, und er wünschte, es nie geschrieben zu haben. Ein Radiojournalist war sogar hingegangen und hatte eine allein von seinem Interview mit Charles Freeman inspirierte Sendereihe mit dem Titel *One-Hit Wonders* gemacht, in der es ausschließlich um Leute ging, die ein großartiges Buch oder ein berühmtes Lied geschrieben hatten oder in einem einzigen Film aufgetreten waren; der Journalist hatte sogar die Stirn gehabt, Wills Vater um ein weiteres Interview zu bitten, und dieser hatte aus verständlichen Gründen abgelehnt.

Daher war Weihnachten eine Zeit des Zorns, der Bitterkeit, des Bedauerns und der Selbstanklagen, der Saufgelage, der besessenen und lächerlich unzulänglichen Fleißarbeiten (einmal hatte sein Vater am ersten Weihnachtstag in einem zum Scheitern verurteilten Versuch, zu beweisen, dass sein Talent noch nicht erschöpft war, ein komplettes und komplett unbrauchbares Musical geschrieben). Es war auch die Zeit der Geschenke am Kamin, aber schon mit neun Jahren hätte Will gerne seine Spirographen und Batmobile gegen etwas Frieden und Wohlgefallen eingetauscht.

Aber die Zeiten änderten sich. Sein Vater starb, und dann seine Mutter, er verlor seinen Stiefbruder und seine Stiefschwester, die sowieso alt und langweilig waren, aus den Augen, Weihnachten verbrachte er normalerweise mit Freunden oder den

Familien von Freundinnen, und geblieben war nur »Santa's Super Sleigh«, der ihm durch den tiefen Schnee die Schecks brachte. Aber das war mehr als genug. Will hatte sich oft gefragt, ob es irgendein anderes dummes Lied gab, in dessen tiefsten Tiefen ebenso viel Schmerz und Verzweiflung und Reue steckten. Er bezweifelte es. Bob Dylans Exfrau hörte sich *Blood on the Tracks* wahrscheinlich nicht allzu oft an, aber *Blood on the Tracks* war anders, darin ging es um Kummer und Enttäuschungen. »Santa's Super Sleigh« war ganz anders gedacht, und trotzdem hatte er jedes Mal das Gefühl, einen steifen Drink, einen Psychiater oder eine Schulter zum Ausheulen zu brauchen, wenn er das Lied in den Wochen vor dem 25. Dezember in einem Kaufhauslift oder aus dem Lautsprecher eines Supermarktes hörte. Vielleicht gab es irgendwo noch andere wie ihn; vielleicht sollte er eine Selbsthilfegruppe für Komponisten erfolgreicher Novelty-Songs ins Leben rufen, reiche, verbitterte Männer und Frauen, die in teuren Restaurants hockten und sich über Hündchen und Vögelchen und Bikinis und Milchmänner und grässliche Tänze unterhielten. In diesem Jahr hatte er keinerlei Pläne für Weihnachten. Es gab keine Freundin, also auch keine Eltern einer Freundin, und obwohl er Freunde hatte, denen er sich aufdrängen konnte, war ihm nicht danach. Er würde zu Hause sitzen, sich Tausende von Filmen ansehen und sich betrinken und zukiffen. Warum nicht? Er hatte sich ebenso wie jeder andere eine Pause verdient, auch wenn es nichts gab, wovon er Pause machen könnte.

Der erste, an den er dachte, als er die Straßenmusikerin an der U-Bahn-Station hörte, war sein Vater, der nicht zu bannende Geist der vergangenen Weihnacht, und der zweite war Marcus. Er wusste nicht, warum. Seit dem Zwischenfall mit den Turnschuhen hatte er nur noch selten an ihn gedacht, und er hatte

keinen Kontakt mehr mit Marcus gehabt, seit ihn Fiona die Woche zuvor aus der Wohnung gezerrt hatte. Vielleicht kam es daher, dass Marcus das einzige Kind war, das er gut kannte, wenn Will auch bezweifelte, dass er sentimental genug war, die widerliche Vorstellung zu schlucken, Weihnachten sei die Zeit der Kinder; die wahrscheinlichere Erklärung war, dass er gewisse Gemeinsamkeiten zwischen Marcus' Kindheit und seiner eigenen sah. Nun war Will kein altkluges Kind mit falschen Turnschuhen gewesen; im Gegenteil, er hatte die richtigen Schuhe, die richtigen Socken, die richtigen Hosen und die richtigen Hemden getragen, und er hatte sich beim richtigen Friseur den richtigen Haarschnitt verpassen lassen. Für Will diente Mode nur einem Zweck: Aufseiten der Coolen und Einflussreichen gegen die Außenseiter und die Schwachen zu stehen, genau dort wollte er hin, und gegen das Tyrannisiertwerden hatte er sich erfolgreich gewehrt, indem er selbst andere unbarmherzig und begeistert tyrannisierte.

Aber in Fionas Wohnung roch es verdächtig nach dem Freemanschen Haushalt: Es beschlich einen dasselbe Gefühl von Hoffnungslosigkeit, Versagen, Ziellosigkeit und blankem Irrsinn. Natürlich war Will mit Geld groß geworden und Marcus nicht, aber man musste nicht in Geld schwimmen, um neurotisch gestört zu sein. Nun gut, Charles Freeman hatte sich mit teurem Maltwhiskey umgebracht, und Fiona hatte versucht, sich mit No-Name-Tranquilizern umzubringen. Die beiden hätten sich auf Parties trotzdem jede Menge zu erzählen gehabt.

Will gefielen die Gemeinsamkeiten, die er entdeckt hatte, nicht besonders, denn sie bedeuteten, dass er, wenn er nur das kleinste bisschen Anstand besaß, Marcus unter seine Fittiche nehmen musste und seine eigenen Erfahrungen im Aufwachsen mit einem irren Elternteil darauf verwenden musste, dem Jungen über das Schlimmste hinwegzuhelfen. Aber dazu hatte er keine

Lust. Das war zu viel Arbeit und erforderte zu viel Umgang mit Leuten, die er nicht verstand und nicht mochte, und überhaupt zog er es vor, *Countdown* alleine zu sehen.

Aber er hatte vergessen, dass sich die Beziehung zu Marcus und Fiona ohnehin seiner Kontrolle zu entziehen schien. Am gottverdammten zwanzigsten November, einen Tag nach dem gottverdammten neunzehnten November, als er sich mehr oder weniger entschieden hatte, Marcus würde es ohne seine Hilfe schaffen müssen, rief ihn Fiona an und redete am Telefon verrücktes Zeug.

»Marcus braucht keinen Vater, und ganz sicher braucht er keinen Vater wie Sie«, sagte sie. Will hatte schon den Faden verloren, ehe sie überhaupt angefangen hatten.

Bis zu diesem Punkt hatte er zur Konversation ein zwar reserviertes, aber ansonsten vollkommen unprovokatives »Hallo, wie geht's?« beigetragen.

»Wie bitte?«

»Marcus scheint zu glauben, er brauche die Gesellschaft eines männlichen Erwachsenen. Eine Vaterfigur. Und irgendwie fiel dabei Ihr Name.«

»Nun, ich kann Ihnen sagen, Fiona, dass ich ihn nicht dazu angestiftet habe. Ich brauche die Gesellschaft eines männlichen Halbwüchsigen nicht, und ich brauche definitiv keine Sohnfigur. So, bitte. Sie und ich stimmen vollkommen überein.«

»Sie werden ihn also nicht wieder sehen, selbst wenn er Sie wieder sehen möchte?«

»Warum nimmt er nicht seinen Vater als Vaterfigur? Wäre das nicht die einfachste Lösung, oder bin ich schwer von Begriff?«

»Sein Vater lebt in Cambridge.«

»Was, Cambridge in Australien? Cambridge in Kalifornien? Wir sprechen doch sicher nicht von dem Cambridge die M 11

runter?«

»Marcus kann nicht die M 11 nehmen. Er ist erst zwölf.«

»Moment, Moment. Sie haben mich angerufen, um mir zu sagen, ich soll mich von Marcus fern halten. Ich habe Ihnen gesagt, dass ich durchaus vorhabe, mich von ihm fern zu halten. Und jetzt sagen Sie mir ... was? Irgendwo habe ich da was verpasst.«

»Sie scheinen es nur ziemlich eilig zu haben, ihn loszuwerden.«

»Also sagen Sie mir *nicht*, ich soll mich von ihm fern halten. Sie sagen mir, ich soll das Sorgerecht beantragen.«

»Sind Sie nicht in der Lage, ein Gespräch zu führen, ohne sich in Sarkasmus zu flüchten?«

»Erklären Sie mir einfach, was Sie von mir wollen, ohne auf halber Strecke Ihre Meinung zu ändern.«

Sie seufzte. »Manchmal sind die Dinge etwas komplizierter, Will.«

»Haben Sie mich angerufen, um mir das mitzuteilen? Dann bin ich vorhin irgendwo falsch abgebogen, glaube ich, ungefähr da, wo ich noch der denkbar unpassendste Mann der Welt dafür war.«

»Mit Ihnen kann man wirklich nicht leicht reden.«

»Dann reden Sie nicht mit mir!« Er brüllte jetzt fast. Er war auf jeden Fall wütend. Sie redeten seit weniger als drei Minuten, und doch hatte er schon jetzt das Gefühl, als wüchse sich diese Unterhaltung zu seiner Lebensaufgabe aus; dass er alle paar Stunden den Hörer neben das Telefon legen würde, um zu essen, zu schlafen und aufs Klo zu gehen, und Fiona ihm den Rest der Zeit immer wieder erst eine Sache und dann das genaue Gegenteil davon sagen würde. »Legen Sie einfach auf! Knallen Sie den Hörer hin. Ich bin ganz bestimmt nicht beleidigt!«

»Ich glaube, darüber müssen wir uns in Ruhe unterhalten, fin-

den Sie nicht auch?«

»Was? Worüber müssen wir uns in Ruhe unterhalten?«

»Über die ganze Sache.«

»Es gibt keine ganze Sache. Es gibt nicht mal eine halbe Sache!«

»Haben Sie morgen Abend Zeit für einen Drink? Vielleicht wäre es besser, wenn wir das bei einem Treffen besprechen. So scheinen wir nicht weiterzukommen.«

Es war sinnlos, sich mit ihr zu streiten. Genauso sinnlos war es, nicht mit ihr zu streiten. Sie verabredeten sich zu einem Drink, und es war bezeichnend für den Grad von Wills Frustration und Verwirrung, dass er imstande war, die Einigung auf eine Zeit und einen Ort als gewaltigen Triumph zu betrachten.

Will war nie mit Fiona alleine gewesen; bisher war immer Marcus dabei, der ihnen sagte, wann und worüber sie reden sollten - abgesehen von dem Tag mit den Turnschuhen, an dem er das Gespräch bestimmt hatte, obwohl er gar nichts sagte. Aber als Will die Drinks geholt hatte - sie waren in einem ruhigen Pub in der Nähe der Liverpool Road, wo sie sicher sein konnten, einen Platz zu bekommen und reden zu können, ohne mit einer Jukebox, einer Grungeband oder einem alternativen Komiker konkurrieren zu müssen -, Fiona gegenüber Platz genommen hatte und sich ein weiteres Mal, ohne es eigentlich zu wollen, vergewissert hatte, dass er sie nicht im Mindesten attraktiv fand, wurde ihm etwas anderes klar: Seit mehr als zwanzig Jahren trank er in Pubs, und kein einziges Mal war er mit einer Frau im Pub gewesen, an der er keinerlei sexuelles Interesse hatte. Er dachte noch einmal nach. Konnte das stimmen? Na schön, er hatte sich nach der Trennung weiter mit Jessica getroffen, der Ex, die ihm ständig vorhielt, er wisse gar nicht, was er im Leben verpasse. Aber da hatte es einmal ein

sexuelles Interesse gegeben, und er wusste, falls Jessica jemals Bedarf an einer diskreten außerehelichen Beziehung anmelden sollte, würde er sich mit Sicherheit um die Stelle bewerben, seinen Namen vormerken lassen.

Nein, es war für ihn definitiv das erste Mal, und er hatte keine Vorstellung davon, welche Regeln in solchen Situationen galten. Offensichtlich war es weder angebracht noch sensibel, ihre Hand zu ergreifen und ihr tief in die Augen zu sehen oder das Gespräch unauffällig auf Sex zu bringen, um der Veranstaltung eine etwas frivoleren Wendung zu geben. Wenn er keine Lust verspürte, mit Fiona zu schlafen, dann bestand natürlich nicht die Notwendigkeit, so zu tun, als sei alles, was sie sagte, hochinteressant. Aber es geschah etwas Seltsames: Es interessierte ihn, größtenteils. Er hing zwar nicht an ihren Lippen, denn auch wenn Fiona sich in vielem auskannte, wovon er nichts verstand, war er fast sicher, dass das meiste davon ziemlich öde war. Aber er konzentrierte sich auf das Gespräch. Er hörte ihr zu, er dachte über das nach, was sie sagte, er antwortete. Er konnte sich nicht erinnern, wann so etwas das letzte Mal passiert war, warum also passierte es jetzt? War es die übliche Ironie des Schicksals - kaum findet man jemanden unattraktiv, schon muss er unglaublich faszinierend sein - oder ging hier etwas vor, über das er nachdenken sollte?

Sie war heute anders. Sie hatte nicht die Absicht, ihm zu sagen, was für ein unmöglicher Mensch er war, und sie wollte ihn nicht beschuldigen, ihren Sohn zu missbrauchen; es war fast so, als habe sie sich damit abgefunden, dass er ihr vorläufig erhalten bleiben würde. Die Konsequenzen für ihn selbst schmeckten Will nicht.

»Es tut mir Leid wegen gestern«, sagte sie.

»Ist schon gut.«

Will zündete sich eine Zigarette an, und Fiona verzog das Gesicht und wedelte mit der Hand nach dem Rauch. Will hass-

te es, wenn Leute so etwas an Orten taten, an denen sie kein Recht dazu hatten. Er würde sich nicht dafür entschuldigen, in einem Pub zu rauchen; ja, er würde sogar im Alleingang so dicke Schwaden erzeugen, dass sie sich gegenseitig nicht mehr sehen konnten.

»Ich war sehr aufgebracht, als ich gestern anrief. Als Marcus sagte, ihm fehle eine männliche Bezugsperson, war das für mich ein Schlag ins Gesicht.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Ihm war schleierhaft, wovon sie sprach. Warum sollte jemand dem, was Marcus sagte, die leiseste Beachtung schenken?

»Wissen Sie, das ist das Erste, woran man denkt, wenn man sich vom Vater seines Sohnes trennt, dass man einen Mann im Haus braucht und so was. Und dann gewinnt der gesunde feministische Menschenverstand. Aber seit Marcus alt genug ist, es zu verstehen, haben wir immer wieder darüber gesprochen, und Marcus hat mir immer versichert, es sei kein Problem. Und dann kam es gestern wie aus heiterem Himmel. Er hat immer gewusst, wie viel Sorgen mir das macht.«

Will wollte damit nichts zu tun haben. Ihm war es gleichgültig, ob Marcus einen Mann in seinem Leben brauchte oder nicht. Warum sollte ihn das kümmern? Es war nicht sein Bier, auch wenn er der in Frage kommende Mann zu sein schien. Er hatte nicht darum gebeten, es zu sein, und außerdem war er fast sicher, falls Marcus einen Mann brauchte, dann keinen wie ihn. Aber als er Fiona jetzt zuhörte, wurde ihm bewusst, dass er Marcus in mancher Hinsicht zumindest besser verstand als sie - möglicherweise, gestand er sich widerstrebend ein, weil er ein Mann war und Fiona nicht, und möglicherweise, weil Marcus, auf seine eigene kindliche und exzentrische Weise, ein verschlagener Mann war. Will kannte sich mit verschlagenen Männern aus.

»Na, da haben Sie es doch«, sagte er unumwunden.

»Was habe ich?«

»Darum hat er es gesagt. Weil er wusste, dass es seinen Zweck erfüllen würde.«

»Welchen Zweck?«

»Irgendeinen Zweck, den er gerade damit verfolgte. Ich vermute, er hat es sich für den Ernstfall aufgehoben. Das war sein Killerargument. Worüber haben Sie sich gestritten?«

»Ich hatte ihm noch einmal gesagt, dass ich gegen seine Freundschaft mit Ihnen bin.«

»Oh.« Das bedeutete nichts Gutes. Wenn Marcus bereit war, seinetwegen das Killerargument zu bringen, hing er tiefer drin, als er befürchtet hatte.

»Verstehe ich Sie richtig? Wollen Sie sagen, dass er mich dort treffen wollte, wo ich am verletzlichsten bin, nur um in einem Streit die Oberhand zu behalten?«

»Na klar hat er das getan.«

»Marcus ist dazu nicht fähig.«

Will schnaubte. »Der ist zu allem fähig.«

»Glauben Sie das wirklich?«

»Er ist ja nicht dämlich.«

»Es ist nicht seine Intelligenz, um die ich mir Sorgen mache. Es ist seine ... emotionale Aufrichtigkeit.«

Will schnaubte wieder. Er hatte vorgehabt, während dieses Gesprächs seine Gedanken für sich zu behalten, aber irgendwie entwichen sie ihm durch die Nase. Auf welchem Planeten lebte diese Frau? Sie war so weltfremd, dass sie ihm als sehr unwahrscheinliche Kandidatin für Depressionen und Selbstmordabsichten erschien, obwohl sie mit geschlossenen Augen sang: Jemand, der allem Irdischen so entrückt war, musste doch unter einem besonderen Schutz stehen? Aber natürlich gehörte das mit zum Problem. Sie saß hier, weil die Cleverness eines Zwölfjährigen sie unsanft auf die Erde zurückgebracht hatte, und wenn Marcus das schaffte, schaffte es auch jeder Lieb-

haber oder Vermieter - jeder Erwachsene, der sie nicht liebte. Weltfremd zu sein war kein Schutz. Warum mussten diese Leute sich das Leben unbedingt so schwer machen? Das Leben war einfach, ein Klacks, eine einfache Rechenaufgabe: Menschen zu lieben und sich von ihnen lieben zu lassen war das Risiko nur wert, wenn die Quoten zu den eigenen Gunsten standen, aber das taten sie eindeutig nicht. Es gab ungefähr neunundsiebzig Fantastilliarden Menschen auf der Welt, und wenn man sehr, sehr viel Glück hatte, wurde man letztendlich von fünfzehn oder zwanzig von ihnen geliebt. Wie schlau musste man sein, um sich auszurechnen, dass sich das Risiko einfach nicht lohnte? Okay, Fiona hatte den Fehler begangen, ein Kind zu bekommen, aber davon ging die Welt nicht unter. An ihrer Stelle hätte Will sich von dem kleinen Aas nicht unterbuttern lassen.

Fiona sah ihn an. »Warum machen Sie das bei allem, was ich sage?«

»Was?«

»Dieses schnaubende Geräusch?«

»Tut mir Leid. Es ist nur ... Ich weiß nichts über, na ja, Entwicklungsstadien und was Kinder können müssen und wann. Aber ich weiß, dass ungefähr jetzt die Zeit anfängt, ab der man keinem männlichen Wesen ein Wort glauben darf, wenn es über seine Gefühle spricht.«

Fiona starrte freudlos in ihr Guinness.

»Und wann hört das auf, Ihrer fachmännischen Meinung nach?« Die letzten beiden Worte waren wie ein Schnitt mit einer rostigen, schartigen Klinge, aber Will ignorierte das.

»Wenn er zwischen siebzig und achtzig ist - dann kann er die Wahrheit in den unpassendsten Momenten dazu benutzen, Leute zu schockieren.«

»Bis dahin bin ich tot.«

»Tja.«

Sie ging ihm an der Bar einen Drink holen und ließ sich dann wieder auf ihren Stuhl plumpsen.

»Aber warum Sie?«

»Ich habe es Ihnen schon gesagt. Er braucht in Wirklichkeit keine männliche Bezugsperson. Das hat er nur gesagt, um seinen Willen durchzusetzen.«

»Ich weiß, ich weiß. Das verstehe ich. Aber warum will er Sie so dringend sehen, dass er mir das antun musste?«

»Ich weiß nicht.«

»Wissen Sie es wirklich nicht?«

»Wirklich nicht.«

»Vielleicht ist es das Beste, wenn er Sie nicht mehr sieht.«

Will sagte nichts. Etwas hatte er zumindest aus dem gestrigen Gespräch gelernt.

»Was meinen Sie?«

»Gar nichts.«

»Wie bitte?«

»Ich meine gar nichts. Sie sind seine Mutter. Sie treffen die Entscheidungen.«

»Aber Sie sind jetzt mit betroffen. Er besucht Sie immer wieder zu Hause. Sie gehen mit ihm Schuhe kaufen. Er führt ein ganz eigenes Leben, das ich nicht kontrollieren kann, also müssen Sie das tun.«

»Ich werde nichts kontrollieren.«

»In diesem Fall ist es besser, dass er Sie nicht mehr sieht.«

»Das hatten wir schon. Was soll ich machen, wenn er bei mir klingelt?«

»Lassen Sie ihn nicht rein.«

»Schön.«

»Ich meine, wenn Sie nicht darüber nachdenken wollen, wie Sie mir helfen können, dann halten Sie sich raus.«

»In Ordnung.«

»Mein Gott, sind Sie ein selbstsüchtiges Arschloch.«

»Warum soll ich nicht selbstsüchtig sein? Außer mir selbst gibt es in meinem Leben niemanden.«

»Nun, jetzt gibt es ihn. Sie können das Leben nicht einfach ausschließen, wissen Sie.« Sie hatte Unrecht, da war er fast sicher. Man konnte das Leben ausschließen. Wenn man ihm nicht die Tür öffnete, wie wollte es dann hereinkommen?

19

Marcus gefiel die Vorstellung nicht, dass seine Mutter sich mit Will unterhielt. Noch vor einer Weile wäre er davon begeistert gewesen, aber er glaubte nicht mehr daran, dass er und seine Mutter und Will und Ned und vielleicht ein weiteres Baby zusammen in Wills Wohnung leben würden. Es fing schon damit an, dass Ned nicht existierte, und dann fing es noch damit an (falls etwas zweimal anfangen konnte), dass Fiona und Will einander nicht besonders mochten, und Wills Wohnung war sowieso nicht annähernd groß genug für sie alle, obwohl sie nicht ganz so viele waren, wie er zuerst angenommen hatte.

Aber jetzt wussten alle zu viel, und es gab zu viele Dinge, von denen er nicht wollte, dass die beiden sie ohne ihn besprachen. Er wollte nicht, dass Will mit seiner Mutter über das Krankenhaus redete, weil sie dann wieder komisch werden könnte; und er wollte nicht, dass Will ihr erzählte, wie Marcus ihn erpresst hatte, mit ihr auszugehen; und er wollte nicht, dass seine Mutter ausplauderte, wie lange er zu Hause fernsehen durfte, damit Will nicht anfing, den Fernseher auszumachen, wenn Marcus ihn besuchte ... Soweit er sehen konnte, bedeutete jedes mögliche Gesprächsthema irgendeine Art von Ärger.

Sie war nur nach dem Tee für ein paar Stunden weg, also brauchten sie keinen Babysitter zu engagieren; er legte die Kette vor die Tür, machte seine Hausaufgaben, sah ein bisschen fern, spielte am Computer und wartete. Um fünf nach neun hörte er das vereinbarte Klingelzeichen. Er ließ sie herein und studierte ihr Gesicht genau, um abzulesen, wie sauer oder

deprimiert sie war, aber sie wirkte ganz normal.

»Hast du dich gut amüsiert?«

»Es ging so.«

»Was bedeutet das?«

»Er ist nicht besonders nett, finde ich.«

»Ich finde schon. Er hat mir diese Turnschuhe gekauft.«

»Tja, du sollst nicht mehr hingehen.«

»Du kannst mich nicht davon abhalten.«

»Nein, aber er wird die Tür nicht mehr öffnen, also ist es Zeitverschwendung.«

»Woher weißt du, dass er die Tür nicht aufmacht?«

»Weil er es mir gesagt hat.«

Marcus konnte richtig hören, wie Will das sagte, aber es beunruhigte ihn nicht. Er wusste, wie laut das Klingeln in der Wohnung war, und er hatte Zeit genug, zu klingeln und zu klingeln und zu klingeln.

Marcus musste wegen der Turnschuhe zur Direktorin. Seine Mutter hatte sich in der Schule beschwert, obwohl er sie gebeten, ja *angefleht* hatte, das nicht zu tun. Jetzt hatte er die Wahl: Er konnte die Direktorin belügen, behaupten, er hätte keine Ahnung, wer seine Schuhe gestohlen habe, und wie ein kompletter Vollidiot dastehen; oder er konnte es ihr sagen und auf dem Nachhauseweg seine Schuhe, seine Jacke, Hemd, Hose, Unterwäsche und möglicherweise ein Auge oder ein Stück seines Ohrs einbüßen. Die Entscheidung würde ihm nicht viel Schlaf rauben.

Er ging am Anfang der großen Pause, zu der Zeit, die ihm seine Klassenlehrerin genannt hatte, aber Mrs. Morrison war noch nicht so weit. Er konnte durch die Tür hören, wie sie irgendwen zusammenschiss. Zuerst wartete er alleine, aber dann setzte sich Ellie McCrae, dieses aufsässige, abgerissene Mädchen aus der Zehnten, das sich selbst ungeschickt die Haare schnitt und

die Lippen schwarz anmalte, auf einen Stuhl ganz außen in der Reihe vor dem Büro. Ellie war berühmt. Sie hatte ständig wegen irgendwas Ärger, meistens wegen ziemlich schlimmer Sachen.

Sie saßen eine Weile schweigend da, dann kam Marcus die Idee, sie anzusprechen; seine Mutter war ständig hinterher, dass er mit Leuten aus der Schule redete.

»Hallo, Ellie«, sagte er. Sie sah ihn an und lachte einmal kurz, schüttelte verbiestert den Kopf und wandte sich wieder ab. Marcus war das egal. Eigentlich musste er fast lachen. Er wünschte, er hätte eine Videokamera dabei. Er würde seiner Mutter zu gerne vorführen, was passierte, wenn man versuchte, mit einem der anderen Kinder in der Schule zu reden, besonders mit einem der älteren, besonders mit einem Mädchen. Ein zweites Mal würde er das nicht versuchen.

»Wieso kennt hier eigentlich jede dreckige kleine Rotznase meinen Namen?«

Marcus konnte nicht glauben, dass sie mit ihm sprach, und als er sie ansah, schienen seine Zweifel berechtigt, denn sie blickte immer noch in die andere Richtung. Er beschloss, sie zu ignorieren.

»Ey, ich rede mit dir. Sei gefälligst nicht so scheißunhöflich.«

»Verzeihung. Ich wusste nicht, dass du mit mir sprichst.«

»Siehst du hier noch eine andere dreckige kleine Rotznase?«

»Nein«, gab Marcus zu.

»Also. Wieso kennst du meinen Namen? Ich habe keinen Schimmer, wer du bist.«

»Du bist berühmt.« Er wusste, sobald er es ausgesprochen hatte, dass es ein Fehler war.

»Wofür bin ich berühmt?«

»Weiß nich.«

»Und ob du das weißt. Ich bin berühmt, weil ich ewig Ärger

habe.«

»Stimmt.«

»Verdammt Scheißdreck.«

Sie saßen wieder eine Weile da. Marcus hatte keine Lust, das Schweigen zu brechen; wenn es schon so viel Ärger gab, wenn man bloß »Hallo, Ellie« sagte, würde er sie sicher nicht fragen, ob sie ein schönes Wochenende hatte.

»Ich habe ewig Ärger, dabei mache ich nie etwas Schlimmes.«

»Natürlich nicht.«

»Woher willst du das wissen?«

»Weil du das gerade gesagt hast.« Marcus hielt das für eine gute Antwort. Wenn Ellie McCrae sagte, sie hätte nichts Schlimmes getan, dann stimmte das auch.

»Wenn du frech wirst, fängst du dir eine.«

Marcus wünschte sich, Mrs. Morrison würde sich etwas beeilen. Obwohl er gerne glauben wollte, dass Ellie noch nie im Leben etwas Schlimmes gemacht hatte, war ihm doch klar, warum manche Menschen das Gegenteil vermuten.

»Weißt du, was ich diesmal angestellt habe?«

»Nichts«, sagte Marcus standhaft.

»Okay. Weißt du, was ich angeblich angestellt habe?«

»Nichts.« Das war sein Text, und an den würde er sich halten.

»Tja, aber sie glauben anscheinend, ich hätte etwas angestellt, sonst säße ich ja nicht hier, oder?«

»Nein.«

»Es ist dieses Sweatshirt. Sie wollen nicht, dass ich es trage, aber ich werde es nicht ausziehen. Also gibt es Ärger.«

Er schaute es sich an. Es war für alle vorgeschrieben, Sweatshirts mit dem Schulabzeichen zu tragen, aber auf Ellies Shirt war ein Typ mit wirren Haaren und Bartstoppeln zu sehen. Er hatte große Augen und sah ein bisschen aus wie Jesus, allerdings etwas moderner und mit blondiertem Haar.

»Ach, wer ist denn das?«, fragte er höflich.

»Den musst du doch kennen.«

»Ähhhm ... ach, klar.«

»Und, wer ist das also?«

»Ähhhm ... habe ich vergessen.«

»Du kennst ihn überhaupt nicht.«

»Stimmt.«

»Das ist unglaublich. Das ist ja so, als wüsste man nicht, wie der Premierminister heißt oder so was.«

»Tja.« Marcus lachte kurz auf, um zu zeigen, dass er, wenn er schon sonst nichts wusste, immerhin wusste, wie blöd er war.

»Und wer ist das nun?«

»Kirk O'Bane.«

»Klar, stimmt ja.«

Er hatte noch nie von Kirk O'Bane gehört, aber schließlich hatte er von niemandem jemals gehört.

»Was macht er?«

»Er spielt bei Manchester United.«

Marcus betrachtete noch einmal das Bild auf dem Sweatshirt, auch wenn es sich nicht vermeiden ließ, dabei auf Ellies Titten zu starren. Er hoffte, sie würde begreifen, dass sein Interesse dem Bild und nicht ihren Titten galt.

»Ehrlich?« Er sah mehr wie ein Sänger als ein Fußballspieler aus. Fußballspieler waren normalerweise nicht depressiv, und dieser Mann sah depressiv aus. Außerdem hätte er nie geglaubt, dass Ellie zu den Menschen gehörte, die sich für Fußball interessieren.

»Klar. Letzten Samstag hat er fünf Tore für sie gemacht.«

»Wow«, sagte Marcus.

Mrs. Morrisons Tür ging auf, und zwei aus der Siebten kamen mit bleichen Gesichtern heraus.

»Komm rein, Marcus«, sagte Mrs. Morrison.

»Tschüs, Ellie«, sagte Marcus. Ellie schüttelte nur den Kopf wie gehabt, immer noch sichtlich darüber verbittert, welcher

Ruf ihr vorauselte. Marcus freute sich nicht auf das Gespräch mit Mrs. Morrison, aber wenn die Alternative dazu hieß, mit Ellie draußen im Flur zu sitzen, würde er das Rektorzimmer jederzeit vorziehen.

Bei Mrs. Morrison platzte ihm der Kragen. Eine ganz dumme Sache, sah er später ein, wenn einem bei der Direktorin seiner neuen Schule der Kragen platzte, aber er konnte nicht anders. Sie war so begriffsstutzig, dass er am Ende einfach laut werden musste. Anfangs lief es noch gut: Nein, er hatte vorher noch nie Ärger mit den Schuhräubern gehabt, nein, er wusste nicht, wer sie waren, und nein, er fühlte sich nicht besonders wohl an der Schule (bis hierher nur eine Lüge). Aber dann begann sie von etwas zu reden, was sie »Überlebensstrategien« nannte, und da wurde er dann sauer.

»Ja, sicher hast du auch selbst schon mal daran gedacht, aber kannst du nicht einfach versuchen, ihnen aus dem Weg zu gehen?«

Hielten ihn denn alle für bescheuert? Glaubten sie, er würde morgens aufstehen und sich vornehmen, die Leute zu finden, die ihn beschimpften und terrorisierten und ihm die Turnschuhe klauten, damit sie ihm wieder etwas tun konnten?

»Das habe ich versucht.« Mehr konnte er in diesem Moment nicht sagen. Er war zu frustriert, um sonst noch irgendwas zu sagen.

»Vielleicht hast du es nicht ernsthaft genug versucht.«

Das war zu viel. Das hatte sie nicht gesagt, weil sie ihm helfen wollte, sondern weil sie ihn nicht mochte. Niemand an seiner Schule mochte ihn, und er verstand wirklich nicht, warum. Ihm reichte es, und er stand auf, um zu gehen.

»Setz dich, Marcus. Ich bin noch nicht fertig mit dir.«

»Aber ich bin mit Ihnen fertig.«

Er hatte nicht gewusst, dass er das sagen würde, und war ver-

blüfft, als es heraus war. Er war noch niemals frech zu einem Lehrer gewesen, hauptsächlich deshalb, weil es noch nie notwendig gewesen war. Nun wurde ihm klar, dass er damit nicht an der allerbesten Stelle angefangen hatte. Wenn man sich Ärger einhandeln wollte, arbeitete man sich vielleicht besser langsam hoch, um Übung zu bekommen. Er hatte gleich ganz oben angefangen, was bestimmt ein Fehler war.

»SETZ DICH HIN.«

Aber das tat er nicht. Er ging raus, wie er reingekommen war, und dann einfach weiter.

Sobald er Mrs. Morrisons Büro verlassen hatte, fühlte er sich anders, besser, als habe er sich losgerissen und würde jetzt durch den freien Raum trudeln. Es war ein wirklich aufregendes Gefühl, und es war viel schöner als das Gefühl festzusitzen, das er vorher gehabt hatte. Bis zu diesem Moment war er nicht in der Lage gewesen, es als »Festsitzen« zu beschreiben, aber genau das war es gewesen. Er hatte sich eingeredet, dass alles normal sei - schwierig, aber normal -, aber nun, nachdem er sich losgerissen hatte, konnte er erkennen, dass es alles andere als normal gewesen war. *Normalerweise* wurden einem nicht die Schuhe gestohlen. *Normalerweise* stellte einen die eigene Englischlehrerin nicht als Spinner hin. *Normalerweise* bekam man keine Karamellbonbons an den Kopf geschmissen. Und das war nur das, was in der Schule abging.

Und nun war er ein Schulschwänzer. Er spazierte die Holloway Road entlang, während alle anderen in der Schule ... tja, die aßen jetzt ihren Lunch, aber er würde nicht umkehren. Bald würde er die Holloway Road (na ja, wahrscheinlich nicht die Holloway Road, denn deren Ende hatte er fast erreicht, und die Lunchpause dauerte noch dreißig Minuten) während der Geschichtsstunde runterspazieren, und dann wäre er ein echter Schulschwänzer. Er fragte sich, ob es bei allen Schulschwänzern mit so einem Mrs.-Morrison-Moment anfang, in dem sie

Rot sahen und weggingen. Das musste wohl so sein. Er hatte immer geglaubt, Schulschwänzer seien ein völlig anderer Menschenschlag, ganz anders als er selbst, sozusagen zum Schulschwänzer geboren, aber das war offensichtlich falsch: Im letzten Mai, ehe sie nach London zogen, im letzten Schuljahr auf seiner alten Schule, war er kein Schulschwänzertyp gewesen, nicht im Geringsten. Er ging zur Schule, hörte auf das, was man ihm sagte, machte seine Hausaufgaben, beteiligte sich am Unterricht. Aber sechs Monate später hatte sich das alles nach und nach verändert.

Wahrscheinlich war das bei Landstreichern genauso, überlegte er. Eines Abends verließen sie ihr Haus und dachten sich, heute Nacht schlafe ich in diesem Ladeneingang da, und wenn man das einmal gemacht hatte, wurde man innerlich ein anderer, ein richtiger Landstreicher, nicht nur jemand, der zufällig mal keinen Platz zum Übernachten gefunden hatte. Und genauso war es mit Verbrechern! Und Drogensüchtigen! Und ... er wollte lieber nicht weiter darüber nachdenken. Wenn er das täte, könnte es am Ende noch so aussehen, als habe der Moment, in dem er Mrs. Morrisons Büro verlassen hatte, sein ganzes Leben verändert, und er war nicht sicher, ob er dafür schon bereit war. Er war ja keiner, der Schulschwänzer, Landstreicher, Mörder oder Drogensüchtiger werden wollte. Er war nur einer, der von Mrs. Morrison die Nase voll hatte. Da gab es ja wohl einen Unterschied.

20

Will liebte es, in London herumzufahren. Er liebte den Verkehr, der ihm das Gefühl erlaubte, er sei ein Mann, der es eilig hatte und ihm unbezahlbare Gelegenheiten für Frust und Ärger bot (andere Menschen unternahmen etwas, um Dampf abzulassen, doch Will musste etwas dafür tun, um unter Druck zu kommen); er liebte es, sich auszukennen, er liebte es, im Strom des städtischen Lebens mitzuschwimmen. Man brauchte weder Job noch Familie, um in London herumzufahren; man brauchte nur ein Auto, und ein Auto hatte Will. Manchmal fuhr er einfach nur herum, und manchmal fuhr er, weil er Musik gerne in einer Lautstärke hörte, die in der Wohnung nicht ohne wütendes Klopfen an der Tür, der Wand oder der Decke möglich war.

Heute hatte er sich einreden können, er müsse nach Waitrose fahren, aber wenn er ehrlich war, hatte die Fahrt nur den einen Grund, dass er aus Vollem Hals zu *Nevermind* mitsingen wollte, und das konnte er zu Hause nicht. Er liebte Nirvana, aber in seinem Alter hatte man deshalb beinahe Schuldgefühle. All diese Wut, all dieser Schmerz und Selbsthass! Will war eigentlich ein wenig ... *angeödet*, aber mehr als das war es eigentlich nicht. Also diente ihm die laute, zornige Rockmusik jetzt eher als Ersatz für wahre Gefühle und nicht dazu, sie auszuleben, und das störte ihn nicht mal besonders. Wer brauchte schon wahre Gefühle?

Die Kassette war gerade umgesprungen, als er Marcus die Upper Street entlang schlendern sah. Seit dem Tag mit den Turnschuhen hatte er ihn nicht mehr gesehen und auch nicht besonders dringend sehen wollen, aber plötzlich überkam ihn so

etwas wie Zuneigung für ihn. Marcus lebte so sehr in seiner eigenen Welt, war so blind und taub für alles und jeden, dass Zuneigung die einzig mögliche Reaktion zu sein schien: Irgendwie schien der Junge gleichzeitig absolut nichts und absolut alles von einem zu erwarten.

Die Zuneigung, die Will empfand, war nicht so heftig, dass sie ihn dazu brachte, anzuhalten oder auch nur zu hupen: Er hatte herausgefunden, dass er sich seine Vorliebe für Marcus viel besser erhalten konnte, wenn er den Fuß nicht vom Gas nahm. Aber es war schon komisch, ihn am helllichten Tag ziellos auf der Straße herumspazieren zu sehen ... Irgendwas gab ihm zu denken. Warum war das so komisch? Weil Will Marcus vorher eigentlich nie am hellen Tag gesehen hatte. Er hatte ihn vorher nur im Halbdunkel der Winternachmittage gesehen. Und warum hatte er ihn immer nur im Halbdunkel der Winternachmittage gesehen? Weil Marcus immer erst nach der Schule zu ihm kam. Aber jetzt war es gerade kurz nach zwei. Marcus sollte jetzt in der Schule sein. Verdammte. Will kämpfte mit seinem Gewissen, rang es zu Boden und hielt es im Schwitzkasten, bis er keinen Mucks mehr von ihm hörte. Was ging es ihn an, ob Marcus zur Schule ging oder nicht? Okay, falsche Frage. Er wusste sehr wohl, was es ihn anging, ob Marcus zur Schule ging oder nicht. Neue Frage: Wie viel ging es ihn an, ob Marcus zur Schule ging oder nicht? Antwort: nicht sehr viel. Das war schon besser. Er fuhr heim.

Punkt 16.15 Uhr, mitten in *Countdown*, klingelte es an der Tür. Hätte Will Marcus an diesem Nachmittag nicht blaumachen sehen, wäre ihm das exakte Timing nicht weiter aufgefallen, aber so war es glasklar: Marcus hatte sich offensichtlich gedacht, dass es Verdacht erregen könnte, wenn er vor 16.15 Uhr bei ihm erschien, und seine Ankunft auf die Sekunde genau abgepasst. Es kam sowieso nicht darauf an; Will würde nicht

öffnen.

Marcus klingelte wieder; Will ignorierte ihn wieder. Beim dritten Klingeln machte er *Countdown* aus und legte *In Utero* auf, weil er hoffte, Nirvana würden das Klingeln effektiver übertönen als Carol Vorderman. Als er bei »Pennyroyal Tea«, dem achten oder neunten Stück, angekommen war, hatte er genug davon, Kurt Cobain und Marcus zuzuhören. Marcus konnte die Musik offensichtlich durch die Tür hören und begleitete sie mit rhythmischem Klingeln. Will gab auf.

»Du dürftest gar nicht hier sein.«

»Ich wollte dich um einen Gefallen bitten.« Nichts in Marcus' Miene oder Stimme ließ erkennen, dass er die gut halbstündige Klingelei im Mindesten lästig oder langweilig gefunden hätte. Erst versuchten sie, sich gegenseitig auszutanzen. Will versperrte Marcus den Weg, aber Marcus gelang es trotzdem, sich in die Wohnung zu drängen.

»0 nein, *Countdown* ist schon aus. Ist der fette Kerl rausgeflogen?«

»Um welchen Gefallen willst du mich bitten?«

»Ich will, dass du mit mir und einer Freundin zum Fußball gehst.«

»Deine Mutter kann mit dir hingehen.«

»Sie mag Fußball nicht.«

»Du auch nicht.«

»Jetzt schon. Ich bin für Manchester United.«

»Warum?«

»Ich mag O'Bane.«

»Wer zum Henker ist O'Bane?«

»Er hat letzten Samstag fünf Tore gemacht.«

»Sie haben null-null in Leeds gespielt.«

»Dann war es wohl am Samstag vorher.«

»Es gibt keinen Spieler, der O'Bane heißt, Marcus.«

»Vielleicht habe ich den Namen falsch verstanden. Aber so

was in der Richtung. Er hat blond gefärbte Haare, einen Bart und sieht aus wie Jesus. Kann ich eine Cola haben?«

»Nein. Bei Man United spielt keiner mit blond gefärbten Haaren und Bart, der wie Jesus aussieht.«

»Sag mal ein paar Spielernamen.«

»Hughes? Cantona? Giggs? Sharpe? Robson?«

»Nein. O'Bane.«

»O'Kane?«

Marcus' Miene hellte sich auf. »Das muss er sein!«

»Spielte vor rund fünfundzwanzig Jahren für Nottingham Forest. Sah nicht wie Jesus aus. Hat sich nicht die Haare gefärbt. Hat niemals fünf Tore gemacht. Wie war's denn heute in der Schule?«

»Okay.«

»Wie war der Nachmittag?«

Marcus sah Will an und versuchte herauszufinden, warum er diese Frage wohl gestellt hatte.

»Okay.«

»Was hattest du denn?«

»Geschichte, und danach ... äh ... «

Will hatte vorgehabt, sich das mit dem Blaumachen für später aufzuheben, wie Marcus sich das mit Ned für später aufgehoben hatte, aber als er ihn jetzt am Haken hatte, konnte er nicht anders, als ihn rauszufischen und im Eimer zappeln zu lassen.

»Heute ist Mittwoch, oder?«

»Äh ... ja.«

»Hast du mittwochs nachmittags nicht eine Doppelstunde Aufder-Upper-Street-Rumlaufen?«

»Wie meinst du das?«

»Ich habe dich heute Nachmittag gesehen.«

»Wie, in der Schule?«

»Tja, in der Schule hätte ich dich kaum sehen können, nicht

wahr, Marcus? Weil du gar nicht da warst.«

»Heute Nachmittag?«

»Ja, heute Nachmittag.«

»Ach, stimmt ja. Ich musste mal kurz weg, etwas besorgen.«

»Du musstest mal kurz weg? Und seit wann darf man einfach mal kurz weg?«

»Wo hast du mich gesehen?«

»Ich bin in der Upper Street an dir vorbeigefahren. Und ich muss sagen, für mich sah es nicht so aus, als hättest du kurz weggemusst. Es sah nach Schuleschwänzen aus.«

»Das war die Schuld von Mrs. Morrison.«

»War es ihre Schuld, dass du kurz weggumusstest? Oder ihre Schuld, dass du geschwänzt hast?«

»Sie hat mir wieder gesagt, ich soll denen aus dem Weg gehen.«

»Ich kann dir nicht folgen, Marcus. Wer ist Mrs. Morrison?«

»Die Direktorin. Weißt du, immer wenn ich Ärger kriege, sagen sie mir, ich soll denen aus dem Weg gehen. Damit meinte sie die Typen mit den Turnschuhen.« Seine Stimme wurde um eine Oktave höher, und er redete jetzt schneller. »Die waren hinter mir her! Wie kann ich ihnen aus dem Weg gehen, wenn sie hinter mir her sind?«

»Okay, okay, reg dich ab. Hast du ihr das gesagt?«

»Klar habe ich das. Sie hat mir gar nicht zugehört.«

»Schön. Dann geh nach Hause und erzähl das deiner Mutter. Es nützt nichts, wenn du mir das sagst. Und du musst ihr auch erzählen, dass du blaugemacht hast.«

»Das sage ich ihr nicht. Sie hat auch ohne mich genug Probleme.«

»Du bist längst ein Problem, Marcus.«

»Warum kannst du nicht mit ihr sprechen? Mit Mrs. Morrison?«

»Du machst wohl Witze. Warum sollte sie auf mich hören?«

»Das würde sie. Sie ...«

Jetzt hör mal zu, Marcus. Ich bin nicht dein Vater, dein Onkel, dein Stiefvater oder sonst was. Ich habe nichts mit dir zu tun. Keine Direktorin wird darauf hören, was ich zu sagen habe, das darf sie gar nicht. Du darfst nicht immer glauben, ich hätte auf alles eine Antwort. Die habe ich nämlich nicht.«

»Du kennst dich aus. Du wusstest auch mit den Turnschuhen Bescheid.«

»Ja, und was waren die für ein durchschlagender Erfolg! Ich meine, die waren ja ein Quell unerschöpflicher Freude, was? Hätte ich dir diese Turnschuhe nicht gekauft, wärest du heute Nachmittag in der Schule gewesen.«

»Und du wusstest über Kirk O'Bane Bescheid.«

»Über wen?«

»Kirk O'Bane.«

»Den Fußballer?«

»Ich glaube nur nicht, dass er Fußballer sein kann. Ellie hat einen von den Witzen gemacht, die du immer machst.«

»Aber sein Vorname ist Kirk?«

»Ich glaube schon.«

»Kurt Cobain, du Trottel.«

»Wer ist Kurt Cobain?«

»Der Sänger von Nirvana.«

»Ich habe mir gedacht, dass er Sänger sein muss. Blond gefärbtes Haar? Sieht ein bisschen wie Jesus aus?«

»Ich schätze schon.«

»Da hast du es«, sagte Marcus triumphierend. »Den kennst du auch.«

»Den kennt jeder.«

»Ich nicht.«

»Nein, du nicht. Aber du bist auch anders, Marcus.«

»Und meine Mutter wird ihn auch nicht kennen.«

»Nein, die wohl auch nicht.«

»Siehst du? Du weißt solche Sachen. Du kannst mir helfen.«
Und da wurde Will zum ersten Mal klar, welche Art von Hilfe Marcus brauchte. Von Fiona hatte er den Eindruck gewonnen, Marcus brauche eine Vaterfigur, jemanden, der ihn behutsam ins Erwachsenenleben führte, aber darum ging es gar nicht: Marcus musste man beibringen, ein Kind zu sein, nicht, erwachsen zu werden. Und das war - zu Wills Pech - genau die Art von Beistand, für den er qualifiziert war. Er konnte Marcus nicht erklären, wie man erwachsen wurde, wie man mit einer selbstmordgefährdeten Mutter umgehen sollte oder irgendetwas dieser Art, aber er konnte ihm erklären, dass Kurt Cobain nicht für Manchester United spielte, und für einen Zwölfjährigen, der Ende 1993 eine weiterführende Schule besuchte, war das vielleicht die wichtigste Information überhaupt.

21

Am nächsten Morgen ging Marcus wieder zur Schule. Es schien niemandem aufgefallen zu sein, dass er am letzten Nachmittag gefehlt hatte: Seine Klassenlehrerin wusste, dass er während der Anwesenheitskontrolle am Nachmittag zu Mrs. Morrison musste, und sein Geschichtslehrer, Mr. Sanford, bemerkte Marcus nicht einmal dann, wenn er da war. Die anderen Kinder in der Klasse hatten sich vielleicht gedacht, dass er blaumachte, aber wie wollte er das je erfahren, wenn sie ohnehin nie mit ihm sprachen?

In der Pause lief er am Getränkeautomaten Ellie über den Weg. Sie trug ihr Kurt-Cobain-Sweatshirt und war mit einer Freundin zusammen.

»Kurt Cobain spielt nicht bei Manchester United«, sagte er zu ihr. Das andere Mädchen aus ihrer Klasse lachte sich halbtot.

»Oh, nein«, sagte Ellie mit gespielter Entsetzen, »haben sie ihn rausgeschmissen?«

Marcus war einen Moment irritiert: Hielt Ellie Kurt Cobain am Ende wirklich für einen Fußballer? Aber dann begriff er, dass sie einen von den Witzen machte, die er nie verstand.

»Ha, ha«, sagte er trocken. Das war die angemessene Reaktion, und er spürte die freudige Erregung, zur Abwechslung mal etwas richtig gemacht zu haben. »Nein, er spielt ... er singt bei Nirvana.«

»Das sind ja tolle Neuigkeiten. Danke.«

»Keine Ursache. Ein Freund von mir hat eine von ihren Platten. *Nevermind*.«

»Die hat jeder. Ich wette, die neue hat er nicht.«

»Vielleicht doch. Er hat alles Mögliche.«

»In welcher Klasse ist der? Ich hätte nicht geglaubt, dass an dieser Schule noch wer auf Nirvana steht.«

»Er ist schon aus der Schule. Er ist ziemlich alt. Das ist Grunge, oder? Nirvana? Ich weiß nicht so richtig, was ich von Grunge halten soll.« Das wusste er wirklich nicht. Will hatte ihm am letzten Abend etwas von Nirvana vorgespielt, und er hatte nie irgendwas Vergleichbares gehört. Am Anfang hatte er nichts als Krach und Geschrei hören können, aber da waren auch ein paar ruhigere Stellen, und zum Schluss hatte er doch eine Melodie ausmachen können. Er glaubte nicht, dass ihm das je so gut wie Joni, Bob oder Mozart gefallen könnte, aber er konnte doch vage begreifen, warum jemand wie Ellie so was mögen würde.

Die beiden Mädchen blickten sich an und lachten noch lauter als beim ersten Mal.

»Und was, glaubst du, könntest du *vielleicht* davon halten?«, fragte Ellies Freundin.

»Na ja«, meinte Marcus. »Es ist ein ziemlicher Krach, aber mit einem guten Beat, und das Foto auf dem Cover ist sehr interessant.« Es war ein Foto von einem Baby unter Wasser, das hinter einem Dollarschein her schwamm. Will hatte irgendwas über das Bild gesagt, aber er wusste nicht mehr, was. »Ich glaube, das Cover soll etwas aussagen. Etwas über die Gesellschaft.«

Die Mädchen schauten sich, schauten ihn an und lachten. »Du bist echt witzig«, sagte Ellies Freundin. »Wer bist du?«

»Marcus.«

»Marcus. Cooler Name.«

»Findest du echt?« Marcus hatte über seinen Namen nicht oft nachgedacht, aber cool hatte er ihn nie gefunden.

»Nein«, sagte Ellies Freundin, und sie lachten wieder. »Man sieht sich, Marcus.«

»Bis dann.«

Das war das längste Gespräch gewesen, das er seit Wochen mit irgendwem an der Schule geführt hatte.

»Also haben wir einen Treffer gelandet«, sagte Will, als Marcus ihm von Ellie und ihrer Freundin erzählte. »Aber ich glaube, deiner zählt nicht.«

Manchmal verstand Marcus kein Wort von dem, was Will sagte, und wenn das geschah, ignorierte Marcus ihn einfach.

»Sie meinten, ich wäre witzig.«

»Du bist witzig. Du bist zum Totlachen. Aber ich weiß nicht, ob man darauf eine ganze Beziehung aufbauen kann.«

»Kann ich Ellie hierhin einladen?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob sie kommen würde, Marcus.«

»Warum?«

»Na ja ... Ich bin nicht sicher, ob ... Wie alt ist sie?«

»Keine Ahnung. Fünfzehn?«

»Ich bin nicht sicher, ob Fünfzehnjährige sich mit Zwölfjährigen abgeben. Ich wette, ihr Freund ist fünfundzwanzig, fährt eine Harley und arbeitet als Roadie für irgendeine Band. Der würde dich aufmischen. Der würde dich wie einen Floh zerquetschen, Alter.«

Daran hatte Marcus gar nicht gedacht.

»Ich will nicht mit ihr gehen. Ich weiß, dass sie nie auf Typen wie mich stehen würde. Aber wir könnten doch zu dir kommen und deine Nirvanaplatten hören, oder nicht?«

»Die kennt sie wahrscheinlich längst.«

Marcus verzweifelte langsam an Will. Warum wollte er nicht, dass er Freundschaften schloss?

»Okay, dann vergiss es eben.«

»Tut mir Leid, Marcus. Es freut mich, dass du heute mit Ellie gesprochen hast, ehrlich. Aber ein zweiminütiges Gespräch mit jemandem, der dich verarscht ... ich sehe einfach nicht, wie daraus etwas Dauerhaftes werden soll.«

Marcus hörte gar nicht mehr richtig hin. Ellie und ihre Freun-

din hatten gesagt, er sei witzig, und wenn er einmal witzig sein konnte, dann konnte er auch wieder witzig sein.

Er sah sie am nächsten Tag am Automaten. Sie lehnten dagegen und verhöhnten jeden, der den Mut aufbrachte, hinzugehen und Geld einzuwerfen. Marcus beobachtete sie eine Weile, ehe er hinüberging.

»Hallo, Ellie.«

»Marcus! Mein Bester!«

Marcus wollte nicht darüber nachdenken, was das bedeuten sollte, also nahm er keine Notiz davon.

»Wie alt ist dein Freund, Ellie?«

Er hatte erst eine Frage gestellt, und schon mussten die Mädchen lachen. Er hatte doch gewusst, dass er es konnte.

»Hundertzwei.«

»Ha, ha.« Er hatte es wieder richtig gemacht. »Neun.«

»Ha, ha.«

»Wieso willst du das wissen? Woher weißt du überhaupt, dass ich einen Freund habe?«

»Mein Freund Will meinte, dein Freund wäre wahrscheinlich fünfundzwanzig, würde eine Harley Davidson fahren und mich wie einen Floh zerquetschen.«

»Ohhh, Marcus.« Ellie legte ihren Arm um seinen Hals und zerzauste ihm das Haar. »Das würde ich niemals zulassen.«

»Gut. Vielen Dank. Ich muss zugeben, dass ich etwas besorgt war, als er das sagte.«

Wieder Gelächter. Ellies Freundin stierte ihn an, als sei er der interessanteste Mensch, dem sie je begegnet war.

»Wie alt ist deine Freundin denn? Wahrscheinlich will sie mich umbringen, was?« Mittlerweile hörten sie gar nicht mehr auf zu lachen. Er konnte nicht sagen, wann ein Lachkrampf aufhörte

und der nächste begann.

»Nein, ich habe nämlich gar keine.«

»Das kann ich nicht glauben. Ein so gut aussehender Junge wie du? Dann müssen wir dir eine besorgen.«

»Ist schon gut, danke. Im Moment will ich eigentlich keine. Ich fühle mich noch nicht reif dafür.«

»Sehr vernünftig.«

Plötzlich stand Mrs. Morrison neben ihnen. »In mein Büro, Ellie. Sofort.«

»Ich ziehe das Sweatshirt nicht aus.«

»Darüber reden wir in meinem Büro.«

»Es gibt nichts zu bereden.«

»Willst du das vor allen Leuten diskutieren?«

Ellie zuckte mit den Schultern: »Wenn's Sie nicht stört, stört's mich auch nicht.«

Ellie war es tatsächlich egal, das konnte Marcus erkennen. Viele Kinder taten so, als hätten sie keine Angst, aber sobald ein Lehrer sie zurechtwies, kuschten sie. Ellie allerdings würde nie kuschen, und es gab nichts, was Mrs. Morrison dagegen tun konnte. Ihm konnte sie aber alles Mögliche antun, und auch Ellies Freundin sah nicht so aus, als würde sie sich gern mit Mrs. Morrison anlegen. Ellie hatte etwas, das ihnen fehlte - oder sie hatten das, was Ellie fehlte, eins von beidem.

»Zoe, Marcus, ich möchte allein mit Ellie reden. Und Marcus, wir beide haben auch noch ein Hühnchen zu rupfen, nicht wahr?«

»Ja, Mrs. Morrison.«

Ellie warf ihm einen Blick zu und grinste, und für einen Augenblick hatte er wirklich das Gefühl, sie drei seien ein Trio. Oder vielleicht eine Pyramide, bei der Ellie an der Spitze und er und Zoe unten waren.

»Weg mit euch.«

Und weg waren sie.

Ellie und Zoe kamen während der Mittagspause zu ihm. Er saß gerade am Tisch, aß seine Sandwiches und hörte zu, wie sich Frankie Ball und Juliet Lawrence über einen Typ aus der Neunten unterhielten, als sie plötzlich auftauchten.

»Guck, da ist er ja!«

»Juhu! Marcus!«

Praktisch alle Kinder im Raum hörten mit dem auf, was sie gerade taten, und drehten sich um. Man konnte sehen, was sie dachten: Ellie und Marcus???? Sogar Nicky und Mark, die seit Wochen nicht mit ihm gesprochen hatten und so taten, als würden sie ihn gar nicht kennen, blickten von ihrem Gameboy auf. Marcus hoffte, dass einer von ihnen ein Leben verloren hatte. Er fühlte sich großartig. Wenn Kurt Cobain persönlich durch die Tür gekommen wäre, um ihn zu suchen, hätte seinen Klassenkameraden der Mund nicht weiter offen stehen können. »Was glotzt ihr alle so? Marcus ist unser Freund, stimmt's, Marcus?«

»Ja«, sagte Marcus.

Wie immer seine Beziehung zu Ellie und Zoe geartet sein mochte, »Ja« war hier eindeutig die richtige Antwort.

»Dann los, gehen wir. Du willst doch wohl nicht die ganze Pause hier abhängen, oder? Komm rüber in unsere Klasse. Reine Zeitverschwendung, mit diesen Typen abzuhängen. Langweilige Wichser.«

Marcus sah einige von ihnen rot werden, aber niemand sagte ein Wort. Konnten sie auch nicht, es sei denn, sie wollten sich auf einen Streit mit Ellie einlassen, aber das wollte offensichtlich keiner riskieren. Was hätte es auch für einen Sinn gehabt? Wenn doch selbst Mrs. Morrison nicht mit Ellie fertig wurde, welche Chance hatten dann Frankie Ball und der ganze Rest?

»Okay«, sagte Marcus. »Augenblick noch.«

Er wollte nur, dass sie warteten, damit der Moment länger dauerte: Er wusste nicht, ob Ellie und Zoe je wieder nach ihm sehen würden, und falls doch, zweifelte er, ob sie wieder aller Welt - oder zumindest dem Teil der Welt, der in seinem Klassenzimmer Pausenbrote aß - verkünden würden, er sei ihr Freund und alle anderen langweilige Wichser. Das wäre wohl zu viel verlangt.

Aber nun, da er sie gebeten hatte, zu warten, hatte er keine Ahnung, worauf sie warten sollten.

»Soll ich ... Wollt ihr, dass ich irgendwas mitbringe?«

»Was zum Beispiel?«, fragte Zoe. »'ne Flasche Bier?«

»Nein, aber so was wie ...«

»Oder Kondome?«, sagte Ellie. »Meinst du das? Wir können nicht in unserer Klasse Sex machen, Marcus, so gerne ich das auch möchte. Da sind zu viele Leute.« Zoe lachte so heftig, dass Marcus schon fürchtete, ihr würde übel werden. Sie hatte die Augen geschlossen und hörte sich an, als würde sie ersticken.

»Nein, weiß ich, ich ... « Vielleicht war es ein Fehler gewesen, sie zu bitten, einen Augenblick zu warten. Er machte aus seinem kurzen Moment des Triumphs eine grässliche Scheußlichkeit, die ein Jahr lang zu dauern schien.

»Uns genügt deine zauberhafte Gesellschaft, Marcus. Aber leg einen Zahn zu, ja?«

Er wusste, dass er einen roten Kopf bekommen hatte, und das mit dem Kondom war heftig gewesen. Aber er schaffte es trotzdem, vor aller Augen von seinem Pult bis dorthin zu gehen, wo Ellie und Zoe standen, und als er da war, gab Ellie ihm einen Kuss. Na schön, er wusste, dass sie ihn auf den Arm nahm, aber darauf kam es nicht an: Es gab nicht viele Leute in seiner Klasse, die Ellie auch nur anspucken, geschweige denn küssen würde. »Schlechte Publicity gibt es nicht«, hatte ihm sein Vater

mal vor Ewigkeiten erklärt, als Marcus ihn gefragt hatte, warum sich irgendein Schauspieler von Noel Edmonds irgendein Zeugs über den Kopf kippen ließ, und jetzt war ihm klar, was er damit gemeint hatte. In gewisser Weise hatte Ellie ihm auch was über den Kopf gekippt, aber das war es hundertprozentig wert gewesen.

Ellies Klassenzimmer lag eine Treppe höher, und der Marsch dorthin verlängerte den guten Teil, den Boah-guck-mal-Marcus-und-Ellie-Teil. Einer der Lehrer hielt sie sogar an, um Marcus zu fragen, ob mit ihm alles okay sei, als müsse jeder, der mit Ellie zusammen war, entweder gekidnappt oder einer Gehirnwäsche unterzogen worden sein.

»Wir adoptieren ihn, Sir«, meinte Ellie.

»Dich habe ich nicht gefragt, Ellie. Ich habe ihn gefragt.«

»Sie adoptieren mich, Sir«, erklärte Marcus. Das war nicht als Witz gemeint, er dachte einfach, dasselbe zu sagen wie Ellie sei das Vernünftigste, aber sie lachten trotzdem alle.

»Verantwortungsbewusstere Eltern kannst du wirklich nicht finden«, meinte der Lehrer.

»Ha, ha«, machte Marcus, obwohl er nicht sicher war, ob es diesmal angebracht war.

»Wir fassen das als Kompliment auf, sagte Ellie. »Herzlichen Dank. Wir kümmern uns um ihn. Spätestens um Mitternacht ist er zu Hause und so.«

»Das will ich hoffen«, sagte der Lehrer. »Und zwar in einem Stück.«

Ellie ließ ihn vor ihrem Klassenraum stehen, während sie ihn ankündigte. Er hörte sie laut rufen.

»Okay, alle mal herhören! Ich möchte euch Marcus vorstellen. Den einzigen anderen Kurt-Cobain-Fan an der ganzen abgefuckten Schule. Komm rein, Marcus.«

Er trat in die Klasse. Es waren nicht viele Leute drin, aber die

paar, die da waren, lachten, als sie ihn sahen.

»Ich habe nicht gesagt, dass ich regelrechter Fan bin«, erklärte er, »ich finde nur, sie haben einen guten Beat und dass das Cover etwas aussagt.«

Wieder lachten alle. Ellie und Zoe standen stolz neben ihm, als habe er gerade einen Zaubertrick vorgeführt, von dem niemand geglaubt hatte, er könnte ihn tatsächlich, obwohl sie es allen gesagt hatten. Sie hatten Recht: Er fühlte sich adoptiert.

22

Will hatte versucht, nicht an Weihnachten zu denken, aber als es unaufhaltsam näher rückte, verabschiedete er sich langsam von dem Plan, ein paar hundert Videos zu sehen und ein Paar tausend Joints zu rauchen, Irgendwie kam ihm das doch nicht festlich genug vor, und auch wenn bei Festlichkeiten unweigerlich irgendwann *Das Lied* ins Spiel kam, wollte er sie doch nicht gänzlich ignorieren. Ihm wurde klar, die Art und Weise, wie man Weihnachten verbrachte, war eine Botschaft an die Welt, die zeigte, wie es um einen stand, wie tief die Grube war, die man sich selbst gegraben hatte. Und sich drei Tage lang alleine die Birne zuzuknallen, sagte vieles über einen aus, was man lieber für sich behalten wollte.

Also würde er Weihnachten im Schoß der Familie verbringen - nicht im Schoß seiner Familie, weil er gar keine hatte, aber im Schoß irgendeiner Familie. Eine Familie gab es, der er unter allen Umständen aus dem Weg gehen wollte. Auf gar keinen Fall wollte er Weihnachten damit verbringen, gottverdammte Nussbratlinge zu essen, nicht fernzusehen und mit geschlossenen Augen Weihnachtslieder zu singen. Er musste sich allerdings vorsehen: Wenn er sich einfach treiben ließe, würde er direkt ins Netz gehen; also musste er schleunigst in die andere Richtung schwimmen.

Nachdem er mit derart eiserner Entschlossenheit entschieden hatte, unter gar keinen Umständen den 25. Dezember mit Fiona und Marcus zu feiern, kam es für ihn einigermmaßen überraschend, dass er am folgenden Nachmittag eine Einladung von

Marcus annahm, eben dies zu tun.

»Hast du Lust, Weihnachten bei uns zu feiern?«, fragte Marcus, noch bevor er die Wohnung betreten hatte.

»Ähhh«, machte Will. »Das ist, äh, sehr nett von dir.«

»Super«, sagte Marcus.

»Ich sagte nur, das ist sehr nett von dir«, sagte Will.

»Aber du kommst?«

»Ich weiß nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ... «

»Willst du nicht kommen?«

»Doch, natürlich will ich ... Aber was ist mit deiner Mutter?«

»Sie wird auch da sein.«

»Ja, das habe ich mir fast gedacht. Aber es wird ihr nicht recht sein, wenn ich komme.«

»Ich habe das schon mit ihr besprochen. Ich sagte, ich würde gerne einen Freund einladen, und sie hat gesagt okay.«

»Du hast also nicht gesagt, dass du mich meinst?«

»Nein, aber ich glaube, sie kann es sich denken.«

»Wie das?«

»Ich habe doch keine anderen Freunde.«

»Weiß sie, dass du immer noch herkommst?«

»Irgendwie schon. Sie fragt mich nicht mehr, also schätze ich, sie hat nichts mehr dagegen.«

»Und es gibt wirklich niemanden, den du lieber fragen würdest?«

»Nein, natürlich nicht. Und wenn es wen gäbe, dürfte er nicht zu mir zum Weihnachtsessen kommen. Er würde zu sich nach Hause gehen. Nur müsste er nicht erst gehen, weil er ja bei sich zu Hause wohnt.«

Will fand die Diskussion deprimierend. Marcus sagte auf seine raffinierte, verdrehte Art nichts anderes, als dass er Will am

Weihnachtsabend nicht alleine lassen wollte.

»Ich weiß noch nicht genau, was ich vorhabe.«

»Wo möchtest du denn lieber hingehen?«

»Nirgendwohin, aber ... «

Normalerweise wurden alle Gesprächspausen, die es zu überbrücken galt, von Marcus überbrückt: Seine Konzentration war so geartet, dass er sämtliche »ähs«, »öhs« und »abers« als Stichworte nahm, radikal das Thema zu wechseln. Doch aus irgendeinem Grund wich er nun von seiner gewohnten Technik ab und sah Will durchdringend an.

»Warum starrst du so?«, fragte Will schließlich.

»Ich starre nicht. Ich habe nur darauf gewartet, dass du die Frage beantwortest.«

»Ich habe sie beantwortet: »Nirgendwohin« habe ich gesagt.«

»Du hast gesagt: »Nirgendwohin, aber« ... Ich habe auf das gewartet, was nach dem »aber« kommt.«

»Tja, gar nichts. Ich gehe Weihnachten nirgendwohin.«

»Dann kannst du ja zu uns kommen.«

»Ja, aber ... «

»Aber was?«

»Hör auf, mich dauernd »aber was?« zu fragen.«

»Warum?«

»Weil das unhöflich ist.«

»Wieso denn?«

»Weil ... ich offensichtlich Vorbehalte habe, Marcus. Darum sage ich ständig »aber«. Ich bin offensichtlich nicht hundertprozentig davon überzeugt, dass ich Weihnachten zu euch kommen möchte.«

»Warum nicht?«

»Machst du Witze?«

»Nein.«

Das stimmte natürlich: Marcus machte niemals absichtlich Witze. Ein Blick in Marcus' Gesicht genügte, um Will zu über-

zeugen, dass der Junge einfach neugierig war und diese Neugier längst nicht befriedigt war. Die Unterhaltung hatte für Wills Geschmack bereits viel zu weit geführt, und er befürchtete, schließlich die grausamste aller Wahrheiten aussprechen zu müssen: dass Marcus' Mutter irre war, genau wie ihr Sohn; dass die beiden, selbst wenn man von ihrem Geisteszustand absah, so oder so ein Verliererpärchen waren; dass er sich kein trostloseres Weihnachtsfest vorstellen konnte; dass er tausendmal lieber auf seinen ursprünglichen Plan einer Privatorgie und auf das Gesamtwerk der Marx Brothers zurückgreifen würde, als mit einem von ihnen Eierpunsch zu trinken; dass jeder geistig gesunde Mensch ebenso empfinden würde. Was blieb ihm anderes übrig, wenn der Kleine für dezente Winke unempfindlich war? Außer vielleicht ...

»Entschuldige, Marcus. Ich war unhöflich. Natürlich komme ich Weihnachten gerne zu euch.«

Das war auch eine Möglichkeit. Nicht die beste Möglichkeit, aber immerhin auch eine Möglichkeit.

Als er dort ankam, stellte sich heraus, dass sie nicht nur zu dritt waren, was ihm ungemein half. Er rechnete mit einer von Fionas unlogischen Gardinenpredigten, aber sie beließ es bei einem Blick; es war offensichtlich, dass sie die Feindseligkeiten vor den anderen Gästen nicht wieder aufnehmen wollte. Marcus' Vater Clive war anwesend, dessen Freundin Lindsey und deren Mutter, insgesamt sechs Personen, die sich alle um den ausgezogenen Esstisch in der Wohnung quetschten. Will wusste nicht, dass die Welt so aussehen konnte. Er als Produkt einer zweiten Ehe, typisch Sechziger, lebte in dem Irrglauben, dass die Familienmitglieder nicht mehr miteinander sprachen, wenn eine Familie zerbrach, aber hier verhielt es sich ganz anders: Fiona und ihr Ex schienen auf ihre Beziehung zurückzublicken als das, was sie zusammengeführt hatte, und nicht als

etwas, das furchtbar schief gegangen war und sie entzweit hatte. Es war, als sei Tisch und Bett zu teilen und ein gemeinsames Kind zu haben nichts anderes, als angrenzende Zimmer im selben Hotel zu bewohnen oder in dieselbe Schulklasse zu gehen: ein glücklicher Zufall, der ihnen eine lockere Freundschaft ermöglicht hatte.

Aber immer klappte das wohl nicht, überlegte Will, sonst gäbe es bei SPAT nur glückliche, wenn auch einander entfremdete Paare, die sich gegenseitig ihre Verflorenen und ihre Neuen und ihre Kinder von diesem und jenem und sonst wem vorstellten. Aber so war es ganz und gar nicht gewesen - dort hatte hauptsächlich begründeter und gerechter Zorn und ziemlich viel Traurigkeit geherrscht. Nach allem, was er an dem bewussten Abend gesehen hatte, glaubte er kaum, dass heute Abend allzu viele SPAT-Familien glücklich vereint unter dem Weihnachtsbaum »Stille Nacht« sangen und Gesellschaftsspiele spielten.

Aber wenn es auch nicht oft möglich war, hier und heute war es möglich, was Will zunächst eher abstoßend fand: Wenn Menschen schon nicht miteinander leben konnten, fand er, sollten sie wenigstens den Anstand haben, einander nicht ausstehen zu können. Aber tatsächlich konnte Will, je weiter der Tag fortschritt, und nach einigen Drinks mehr, unscharf erkennen, dass es kein ganz und gar verachtenswertes Ziel war, sich einmal im Jahr um Freundlichkeit und Harmonie zu bemühen. Zum Beispiel machte ein Zimmer voller Menschen, die versuchten, sich zu vertragen, Marcus glücklich, und selbst Will war nicht zynisch genug, Marcus am Weihnachtstag etwas anderes als Glück zu wünschen. Wills guter Vorsatz für das neue Jahr war, einiges von seinem alten Skeptizismus zurückzugewinnen, aber bis dahin würde er sich den Landessitten anpassen und Leute auch dann anlächeln, wenn er sie ablehnte. Leute anzulächeln bedeutete schließlich nicht, dass sie Freunde

fürs Leben werden mussten, oder? Viel später am Tag, als der gesunde Menschenverstand sich durchsetzte und alle anfangen, miteinander zu streiten, lernte er, dass Leute, die sich anlächelten, nicht mal für einen einzigen Tag Freunde bleiben mussten, aber für ein paar kurze Stunden glaubte er nur zu gerne an ein verkehrtes Universum.

Er hatte Geschenke für Fiona und Marcus gekauft. Marcus schenkte er die Vinylpressung von *Nevermind*, sie hatten ja keinen CD-Player, und ein Kurt-Cobain-T-Shirt, um bei Ellie Eindruck zu machen; Fiona schenkte er eine ziemlich abgefahrene und ziemlich teure schlichte Glasvase, weil sie sich nach der Krankenhaussache beklagt hatte, sie habe nichts für die Blumen. Von Marcus bekam er ein Rätsellexikon, das ihm bei *Countdown* helfen sollte, und Fiona schenkte ihm zum Scherz den Ratgeber für Alleinerziehende.

»Gibt's da einen Witz, den wir nicht verstehen?«, fragte ihn Lindsey.

»Nein, nein«, sagte Will hastig und ziemlich feige, wie ihm klar wurde, sobald er es ausgesprochen hatte.

»Will hat so getan, als hätte er ein Kind, damit er in Mums Selbsthilfegruppe für Alleinerziehende konnte«, sagte Marcus.

»Oh«, machte Lindsey. Die Fremden im Zimmer, Lindsey, ihre Mutter und Clive, schauten Will neugierig an, aber er verweigerte jede nähere Erklärung. Er grinste nur, als sei das etwas, das unter den gegebenen Umständen jeder getan hätte. Allerdings hätte er nicht gerne erklärt, welche Umstände das waren.

Der Tagesordnungspunkt Bescherung dauerte nicht allzu lange, und das meiste davon war das Übliche - fast schon erschreckend, wenn man das komplizierte Beziehungsgeflecht in diesem Zimmer bedachte. Schokolade in Penisform war ja schön und gut, dachte Will (tatsächlich dachte er das ganz und

gar nicht, aber Schwamm drüber - heute wollte er mal nicht so sein), aber war Schokolade in Penisform das passende Geschenk für die zur Zeit partnerlose Expartnerin deines Partners? Er wusste es nun wirklich nicht, aber irgendwie kam ihm das etwas geschmacklos vor - sollte das Penisthema bei Anlässen wie diesen nicht am besten ganz außen vor bleiben? -, und außerdem war ihm Fiona nie als der Typ Frau für Schokoladenpenisse erschienen, aber sie lachte nur.

Während sich das zerknüllte Geschenkpapier immer höher stapelte, kam Will der Gedanke, dass man unter diesen Umständen so ziemlich jedes Geschenk unangemessen und unangenehm anspielungsreich finden konnte. Fiona schenkte Lindsey seidene Unterwäsche, als wolle sie sagen: »Hey, mir doch egal, was ihr beide nachts treibt«, und Clive schenkte sie ein neues Buch mit dem Titel *Die geheime Geschichte*, als wolle sie damit genau das Gegenteil sagen. Clive hatte für Fiona eine Nick-Drake-Kassette, und auch wenn Clive, soweit Will wusste, nichts von der Krankenhaussache wusste, fand er es doch ein wenig merkwürdig von ihm, einer vermutlich selbstmordgefährdeten Depressiven die Musik eines vermutlich selbstmordgefährdeten Depressiven aufzudrängen.

An Clives Geschenken für Marcus war an sich wenig auszusetzen, Computerspiele, Sweatshirts, eine Baseballkappe, die Mr.-Blobby-Platte und so weiter, aber was sie so vielsagend wirken ließ, war der ostentative Gegensatz zu dem freudlosen kleinen Stapel, mit dem Fiona Marcus früher am Tag beschenkt hatte: ein Pullover, an dem er in der Schule nicht viel Freude haben würde (er war sackartig, flauschig und betont unkonventionell), ein paar Bücher und Klaviernoten - unschwer als dezente und ausgesprochen fade mütterliche Mahnung zu erkennen, dass Marcus seit einiger Zeit seine Klavierstunden vernachlässigte. Marcus zeigte ihm diese klägliche Ausbeute mit einem Stolz und einer Begeisterung, die Will beinahe das

Herz gebrochen hätten ... »Und ein echt schöner Pullover, und diese Bücher sehen auch richtig interessant aus, und dann die Noten, weil irgendwann, wenn ich ... wenn ich mehr Zeit dazu habe, dann kann ich richtig loslegen ... « Will hatte bisher nie recht gewürdigt, was für ein lieber Junge Marcus war. Bisher hatte er immer nur seine exzentrische, schwierige Seite gesehen, wahrscheinlich, weil er sonst nicht viel zu sehen bekommen hatte. Aber Marcus war lieb, das erkannte Will nun. Er war nicht lieb im Sinne von »folgsam« und »gefügig«; es war eher eine von Grund auf liebe Wesensart, mit der er einen Haufen Schrottgeschenke ansah und erkannte, dass sie mit Herz und mit Bedacht ausgesucht waren, und das genügte ihm. Es war nicht einmal so, dass Marcus es vorzog, sein Glas als halbvoll zu betrachten - Marcus' Glas war zum Überlaufen voll, und er wäre erstaunt und verblüfft gewesen, hätte man ihm erklären wollen, dass es Kinder gab, die ihren Eltern den flauschigen Pullover und die Noten an den Kopf geschmissen und eine Sony Playstation verlangt hätten.

Will wusste, dass er selbst nie derart lieb sein könnte. Ihm würde beim Anblick eines flauschigen Pullovers nie ein Grund einfallen, warum der genau richtig für ihn war und er ihn Tag und Nacht tragen sollte. Er würde ihn sich ansehen und sofort denken, dass der Mensch, der ihm den gekauft hatte, ein Arschgesicht war. So machte er es immer: Wenn er einen Kerl um die fünfundzwanzig auf Rollerskates und mit Sportsonnenbrille die Upper Street entlang flitzen sah, fielen ihm nur drei Dinge ein: entweder 1) Was für ein Arschloch, oder 2) Für wen hältst du dich eigentlich?, oder 3) Wie alt bist du? Vierzehn? Er ging davon aus, dass jeder in England so war. Niemand würde beim Anblick eines Kerls mit Sportsonnenbrille und Rollerskates denken, hey, sieht der cool aus, oder, wow, so macht Fitbleiben Spaß. Sie dachten alle bloß: Wichser. Nicht

so Marcus. Marcus nähme den Typ entweder gar nicht wahr, oder er stünde staunend und voller Bewunderung mit offenem Mund da. Das war nicht einfach eine Begleiterscheinung des Kindseins, denn wie Marcus zu seinem Leidwesen wusste, gehörten alle seine Klassenkameraden der Was-für-einArschloch-Fraktion an; es war eine Begleiterscheinung davon, Marcus zu sein, Fionas Sohn. In zwanzig Jahren würde er wahrscheinlich mit geschlossenen Augen singen und die Tabletten flaschenweise schlucken, aber wenigstens freute er sich über seine Weihnachtsgeschenke. Dafür würde er sich in den langen Jahren, die noch vor ihm lagen, nicht viel kaufen können.

23

Es hatte schon etwas für sich, eine Mutter und einen Vater zu haben, die keine gemeinsamen Entscheidungen trafen, fand Marcus: Auf diese Weise bekam man zu Weihnachten das Beste aus beiden Welten. Man bekam Sachen wie Pullover und Noten, die man brauchte, aber man bekam auch Computerspiele und andere tolle Sachen. Und wenn seine Mutter und sein Vater noch zusammen wären, wie würde Weihnachten dann aussehen, nur zu dritt? Ganz schön langweilig, wahrscheinlich. So war es mehr wie eine Party, mit Will und Lindsey und, na ja, wenn er ehrlich war, lag ihm an Lindseys Mutter nicht viel, aber irgendwie trug sie dazu bei, das Zimmer voller zu machen.

Nach der Bescherung gab es Mittagessen, eine Art Teigring, der wie ein großer Doughnut aussah, nur aus Blätterteig und mit einer köstlichen Sahne-Pilzsoße in der Mitte, und danach gab es Weihnachtspudding, in dem 5-Pence-Stücke versteckt waren (Marcus fand zwei in seiner Portion), und dann rissen sie Knallbonbons auf und setzten die Papphüte auf, nur wollte Will seinen nicht lange aufbehalten. Er meinte, er bekäme Kopfschmerzen davon.

Nachdem sie sich im Fernsehen die Queen angesehen hatten (das wollte eigentlich niemand, nur Lindseys Mutter, und alte Leute bekamen nach Marcus' Erfahrung immer ihren Willen), drehte sich Clive einen Joint, und es gab einen kleinen Knatsch: Lindsey war sauer auf Clive wegen ihrer Mutter, die keine Ahnung hatte, was er da trieb, bis alle ein Geschrei darum machten, und Fiona war auf Clive sauer wegen Marcus, der ihn schon zigtausendmal einen Joint hatte drehen sehen.

»Er hat mich das bestimmt schon ein paar hundertmal machen sehen«, sagte Clive. Wie sich zeigte, hätte er das besser nicht gesagt, darum war Marcus froh, dass nicht *er* es gesagt hatte.

»Ich wünschte, das hättest du nicht gesagt«, sagte Fiona. »Das hätte ich lieber nicht gehört.«

»Wieso? Dachtest du wirklich, ich hätte das Kiffen an dem Tag aufgegeben, an dem wir uns getrennt haben? Wie käme ich denn dazu?«

»Damals war Marcus noch kleiner. Er war immer schon im Bett, wenn du dir den ersten gedreht hast.«

»Ich rauche nie mit, Mum. Dad erlaubt es nicht.«

»Na, da bin ich aber erleichtert. Solange du nicht mitrauchst, spricht ja nichts dagegen, dass dein Vater in deiner Anwesenheit seiner Drogensucht frönt.«

»Ha, ha«, machte Marcus. Die anderen im Zimmer blickten ihn an und setzten dann ihren Streit fort.

»Ab und zu einen Joint würde ich kaum Drogensucht nennen, du etwa?«

»Offensichtlich ja, sonst hätte ich es nicht gerade so genannt.«

»Können wir das nicht ein andermal besprechen?«, fragte Lindsey. Ihre Mutter hatte bislang nichts gesagt, wirkte aber sehr interessiert.

»Warum? Weil deine Mutter hier ist?« Marcus hatte noch nie erlebt, dass sich Fiona mit Lindsey anlegte, aber jetzt legte sie sich mit ihr an.

»Leider kann ich mich ja mit Marcus' Vater nie unterhalten, ohne dass aus mir unerfindlichen Gründen deine Mutter dabei ist. Du musst dich also, so Leid es mir tut, verdammt noch mal damit abfinden.«

»Schau, hier, ich stecke das Dope weg, okay? Dann regen wir uns alle wieder ab, sehen uns *International Velvet* an und vergessen die Sache.«

»*International Velvet* kommt heute gar nicht«, sagte Marcus.

»Heute kommt *Indiana Jones und der Tempel des Todes*.«
 »Darum ging es mir gar nicht, Marcus.«
 Marcus sagte nichts, widersprach aber insgeheim: Es war nicht nur darum gegangen, aber eindeutig *auch* darum.
 »Ich weiß, dass er Drogen nimmt«, sagte Lindseys Mutter plötzlich. »Ich bin nicht blöd.«
 »Ich nehme keine Drogen«, protestierte Clive.
 »Na, wie nennst du es denn sonst?«, fragte Lindseys Mutter.
 »Das nennt man nicht ›Drogen nehmen‹. Es ist ganz harmlos. ›Drogen nehmen‹ ist etwas anderes.«
 »Meinen Sie, er ist der Einzige, der Drogen nimmt?«, fragte Fiona Lindseys Mutter. »Glauben Sie, Ihre Tochter sitzt bloß daneben und guckt zu?«
 »Was meinen Sie damit?«
 »Sie meint gar nichts, Mum. Ich glaube, Clives Vorschlag war ausgezeichnet. Vergessen wir das Ganze und spielen stattdessen Teekesselchen oder so was.«
 »Ich habe nichts von Teekesselchen gesagt. Ich habe vorgeschlagen, *International Velvet* anzusehen.«
 »*International Velvet* kommt heute ...«, fing Marcus an.
 »Halt den Mund, Marcus«, sagten alle, und dann lachten sie.

Aber der Streit hatte die Atmosphäre verändert. Clive und Fiona einigten sich darauf, die Sache mit dem Dope ein andermal in Ruhe zu bereden, Fiona und Lindsey gifteten sich ein paar Mal an, und selbst Will wirkte verändert, obwohl das alles nichts mit ihm zu tun gehabt hatte. Marcus hatte vorher den Eindruck gehabt, Will würde sich gut amüsieren, aber danach schien er abseits zu stehen, während er vorher zur Familie gehört hatte. Es schien ihm fast, als würde Will sich wegen des Streits über sie lustig machen, obwohl Marcus nicht verstand, warum. Und dann, nach dem Abendessen (für die Fleischfresser gab es kalten Bratenaufschnitt, von dem Marcus sich

nahm, nur um zu sehen, was für ein Gesicht seine Mutter machte), kam Suzie mit ihrer kleinen Tochter vorbei, und nun waren sie an der Reihe, sich über Will lustig zu machen.

Marcus wusste nicht, dass Will Suzie nicht mehr gesehen hatte, seit sie das mit Ned und SPAT und alles andere erfahren hatte. Niemand hatte irgendetwas gesagt, aber das musste nichts bedeuten; Marcus hatte immer angenommen, dass Erwachsene, sobald er zur Schule oder zu Bett gegangen war, alles Mögliche machten, von dem sie ihm nichts erzählten, aber nun kam ihm der Verdacht, dass das gar nicht stimmte, dass die Erwachsenen, die er kannte, keinerlei Geheimnisse hatten. In dem Moment, in dem Suzie eintrat, war klar, dass dies eine peinliche Situation war, besonders für Will: Er stand auf, setzte sich wieder hin, dann stand er wieder auf, dann wurde er rot und sagte, es sei wohl besser, wenn er jetzt ginge, dann sagte ihm Fiona, er solle nicht albern sein, und er setzte sich wieder. Der einzige freie Stuhl war in Wills Ecke, also musste sich Suzie ausgerechnet neben ihn setzen.

»Hattest du einen schönen Tag, Suzie?«, fragte Fiona.

»War ganz nett, ja. Wir kommen gerade von Großmutter.«

»Und wie geht's Großmutter?«, fragte Will. Suzie drehte sich zu ihm um, öffnete den Mund, um zu antworten, überlegte es sich dann aber und ignorierte ihn völlig. Das war mit das Aufregendste, was Marcus im wirklichen Leben je gesehen hatte, und bestimmt das Aufregendste, was er je in seinem eigenen Wohnzimmer gesehen hatte. (Seine bekotzte Mutter am Tag der toten Ente zählte nicht mit. Das war nicht aufregend gewesen. Nur entsetzlich.) Er vermutete, dass Suzie Will schnitt. Er hatte schon davon gehört, dass man Leute schneiden konnte, aber noch nie gesehen, wie es jemand wirklich tat. Es war klasse, wenn auch etwas beängstigend.

Will stand noch mal auf und setzte sich wieder hin. Wenn er wirklich gehen wollte, dachte Marcus, könnte ihn niemand

daran hindern. Oder vielmehr, sie könnten schon: Wenn alle im Zimmer über ihn herfallen und sich auf ihn setzen würden, käme er wohl nicht weit. (Marcus grinste heimlich bei der Vorstellung, wie Lindseys Mutter auf Wills Gesicht saß.) Aber sie *würden* ihn nicht daran hindern. Warum stand er dann nicht einfach auf und ging auch, wenn er schon mal stand? Warum dieses Rauf und Runter? Vielleicht gab es beim Geschnittenwerden etwas, das Marcus nicht kannte. Vielleicht gab es da spezielle Regeln, und man musste sitzen bleiben und sich schneiden lassen, auch wenn es einem nicht gefiel.

Megan krabbelte vom Schoß ihrer Mutter und lief zum Weihnachtsbaum. »Vielleicht liegt da ein Geschenk für dich, Megan«, sagte Fiona.

»Oooh, Megan, Geschenke«, machte Suzie. Fiona ging zum Baum, hob eins der letzten zwei, drei Päckchen auf und gab es ihr. Megan stand da, drückte es an sich und sah sich im Zimmer um.

»Sie überlegt, wem sie es geben soll«, erklärte Suzie. »Ihr hat es heute mindestens so viel Spaß gemacht, Geschenke zu verteilen, wie sie aufzumachen.«

»Wie süß«, sagte Lindseys Mutter. Alle schauten zu und warteten, für wen Megan sich entschied. Es schien fast so, als hätte das kleine Mädchen verstanden, dass er geschnitten wurde, und wolle nun Unfrieden stiften, denn sie tapste auf Will zu und hielt ihm das Geschenk hin.

Will rührte sich nicht. »Jetzt nimm es ihr schon ab, du Trottel«, sagte Suzie.

»Das ist nicht mein verdammtes Geschenk«, sagte Will. Richtig so, dachte Markus. Was sie kann, kannst du auch. Das Dumme war nur, dass Will, so wie es aussah, Megan und nicht Suzie schnitt, und Marcus glaubte nicht, dass man jemanden schneiden sollte, der noch keine drei Jahre alt war. Warum auch? Megan schien es jedenfalls nicht zu stören, denn sie hielt

ihm das Geschenk so lange hin, bis er es nahm.

»Und jetzt?«, fragte Will sauer.

»Mach es mit ihr zusammen auf«, sagte Suzie. Diesmal war sie nachsichtiger; Wills Ärger schien sie ein wenig besänftigt zu haben. Falls sie mit Will Streit anfangen wollte, dann offensichtlich nicht hier vor allen Leuten.

Will und Megan rissen das Geschenkpapier ab, und zum Vorschein kam ein Plastikspielzeug, das Melodien spielte. Megan glotzte es an und schwenkte es vor Will herum.

»Und was nun?«, fragte Will.

»Sie will, dass du mit ihr spielst«, sagte Suzie. »Mein Gott, ratet mal, wer hier keine Kinder hat.«

»Weißt du was«, meinte Will, »spiel du mit ihr.« Er warf Suzie das Spielzeug zu. »Wenn ich mich zu blöde anstelle.«

»Vielleicht lernst du ja, dich weniger blöd anzustellen«, sagte Suzie.

»Wozu?«

»Ich dachte mir, in deiner Branche könnte es vielleicht ganz nützlich sein, zu wissen, wie man mit Kindern spielt.«

»In welcher Branche sind Sie denn?«, fragte Lindsey höflich, als sei das ein normales Gespräch unter normalen Leuten.

»Er arbeitet gar nicht«, sagte Marcus. »Sein Vater hat ›Santa's Super Sleigh‹ geschrieben, und daran verdient er ein paar Millionen pro Minute.«

»Er tut so, als hätte er ein Kind, damit er Selbsthilfegruppen von Alleinerziehenden beitreten und allein erziehende Mütter aufreißen kann«, sagte Suzie.

»Stimmt, aber dafür wird er nicht bezahlt«, sagte Marcus.

Will stand noch einmal auf, aber diesmal setzte er sich nicht mehr hin.

»Danke für das Mittagessen und den Rest«, sagte er. »Ich muss los.«

»Es ist Suzies gutes Recht, ihre Wut herauszulassen, Will«,

sagte Fiona.

»Ja, und sie hat sie rausgelassen, und jetzt ist es mein gutes Recht, nach Hause zu gehen.« Er schlängelte sich zwischen den Geschenken, Gläsern und Leuten hindurch Richtung Tür.

»Er ist mein Freund«, sagte Marcus plötzlich. »Ich habe ihn eingeladen. Eigentlich sollte ich ihm sagen dürfen, wann er nach Hause gehen soll.«

»Ich weiß nicht recht, ob Gastfreundschaft so funktioniert«, meinte Will.

»Aber ich möchte nicht, dass er schon geht«, sagte Marcus.

»Das ist unfair. Wie kommt es, dass Lindseys Mutter noch hier ist, obwohl sie niemand eingeladen hat, und der, den ich eingeladen habe, will gehen, weil alle gemein zu ihm sind?«

»Zuerst mal«, meinte Fiona, »habe ich Lindseys Mutter eingeladen, und es ist auch mein Zuhause. Außerdem waren wir nicht gemein zu Will. Suzie hat sich aus gutem Grund über Will geärgert, und das hat sie ihm gesagt.«

Marcus kam sich vor wie in einem Theaterstück. Er stand auf, Will stand auf, und dann stand auch noch Fiona auf; aber Lindsey, ihre Mutter und Clive blieben nebeneinander auf dem Sofa sitzen und schauten mit offenem Mund zu.

»Er hat doch nichts weiter gemacht, als für ein paar Wochen ein Kind zu erfinden. Mein Gott. Was macht das schon? Was ist daran schlimm? Was soll's? Die Kinder in der Schule machen jeden Tag viel schlimmere Sachen.«

»Es ist nur so, dass Will die Schule schon recht lange hinter sich hat, Marcus. Er müsste aus dem Alter raus sein, in dem man Leute erfindet.«

»Schon, aber er hat sich seitdem doch gebessert, oder?«

»Dürfte ich jetzt gehen?«, fragte Will, aber niemand nahm davon Notiz.

»Wieso? Was hat er denn getan?«, fragte Suzie.

»Er wollte nie, dass ich jeden Tag in seine Wohnung komme.

Ich bin von mir aus hingegangen. Und er hat mir diese Schuhe gekauft, und wenigstens hört er mir zu, wenn ich erzähle, dass es in der Schule schrecklich ist. Ihr sagt mir nur, ich soll mich dran gewöhnen. Und er wusste auch, wer Kirk O'Bane war.«

»Kurt Cobain ...«, sagte Will.

»Und es ist ja wohl nicht so, dass ihr alle nie was falsch macht, oder?«, sagte Marcus. »Ich meine ...« Jetzt musste er sich in Acht nehmen. Er wusste, dass er nicht zu viel, am besten gar nichts, über die Krankenhaussache sagen durfte. »Ich meine, wodurch habe ich Will denn überhaupt erst besser kennen gelernt?«

»Hauptsächlich dadurch, dass du einer Ente ein verdammt großes Baguette an den Kopf geworfen und sie damit getötet hast«, sagte Will.

Marcus konnte nicht glauben, dass Will jetzt davon anfang. Hier sollte es darum gehen, dass alle anderen Fehler machten, nicht darum, wie er die Ente umgebracht hatte. Aber dann fing Suzie und Fiona an zu lachen, und Marcus merkte, dass Will wusste, was er tat.

»Ist das wahr, Marcus?«, fragte sein Vater.

»Irgendwas war mit der nicht in Ordnung«, sagte Marcus. »Ich glaube, sie wäre sowieso gestorben.«

Suzie und Fiona lachten noch lauter. Das Publikum auf dem Sofa sah schockiert aus. Will setzte sich wieder hin.

24

Will verliebte sich Silvester, und dieses Ereignis kam für ihn völlig überraschend. Sie hieß Rachel, sie illustrierte Kinderbücher, und sie sah ein bisschen wie Laura Nyro auf dem Cover von *Gonna Take A Miracle* aus: unruhig, hinreißend, bohemhaft, clever und jede Menge langer, wilder Haare.

Will hatte sich nie verlieben wollen. Wenn so etwas Freunden zustieß, war es ihm immer als eine besonders unerfreuliche Erfahrung vorgekommen, die Schlaf- und Appetitlosigkeit, und dann diese Schwermut, wenn die Liebe nicht erwidert wurde, und diese fragwürdige, debile Glückseligkeit, wenn etwas daraus wurde. Das waren Menschen, die sich nicht beherrschen oder schützen konnten, Menschen, die, wenn auch nur vorübergehend, nicht mehr allein sein konnten, Menschen, die ein neues Jackett, eine Tüte Gras und nachmittags eine Wiederholung von *Detektiv Rockford - Anruf genügt* plötzlich nicht mehr ausfüllte.

Viele Menschen wären natürlich begeistert gewesen, neben ihrem computergenerierten, idealen Lebenspartner Platz nehmen zu können, aber Will war Realist und erkannte sofort, dass das lediglich Anlass zur Panik gab. Er war so gut wie sicher, dass ihn Rachel ganz furchtbar unglücklich machen würde, hauptsächlich, weil er nichts an sich entdecken konnte, was sie womöglich interessieren könnte.

Wenn es in dem Leben, das er sich ausgesucht hatte, ein Leben ohne Arbeit, Verantwortung, Schwierigkeiten und störende Einzelheiten, ein Leben ohne Zusammenhalt und Struktur, ein Handicap gab, dann hatte er es jetzt entdeckt: Wenn er auf ei-

ner Silvesterparty eine intelligente, kultivierte, ehrgeizige, schöne, geistreiche und ungebundene Frau traf, dann fühlte er sich wie eine taube Nuss, wie eine absolute Null, wie jemand, der mit seinem Leben nichts Besseres anfang, als sich *Count-down* anzugucken oder mit dem Auto rumzufahren und dabei Nirvana zu hören. Das konnte nur schlecht ausgehen, mutmaßte er. Wenn man sich in jemanden verliebte, der schön und intelligent und alles andere war, dann war es schon ein Handicap, sich wie eine taube Nuss vorzukommen.

Eins seiner Probleme, überlegte er, während er aus seinem Gedächtnis irgendeinen winzigen Fetzen Erfahrung hervorzu-kramen versuchte, der dieser Frau einen Moment ihrer Aufmerksamkeit wert sein könnte, eins seiner Probleme war, dass er einigermaßen attraktiv war und sich einigermaßen gepflegt ausdrückte. Das vermittelte den Leuten einen falschen Eindruck. Das verschaffte ihm Zutritt zu einer Party, von der ihn grimmige, stiernackige, tätowierte Türsteher hätten fernhalten müssen. Gut, er war zwar attraktiv und redegewandt, aber das war nur eine skurrile Laune von Gencode, Milieu und Erziehung; im Grunde seines Wesens war er hässlich und einsilbig. Vielleicht sollte er sich einer umgekehrten Schönheitsoperation unterziehen - sich das Gesicht so richten lassen, dass es weniger ebenmäßig war, oder seine Augen enger zusammen oder weiter auseinander setzen lassen. Oder vielleicht sollte er sich ein enormes Gewicht anfressen, sich ein Mehrfachkinn wachsen lassen und so fett werden, dass er dauernd schwitzte wie ein Schwein. Und natürlich musste er sich angewöhnen, wie ein Affe zu grunzen.

Es war nämlich so: Diese Rachel war, als sie sich zum Essen neben ihn setzte, durchaus an ihm interessiert gewesen, fünf Minuten lang, bis sie ihn durchschaut hatte, und während dieser fünf Minuten hatte er einen kurzen Blick darauf geworfen, wie das Leben sein könnte, wäre er nur im Geringsten interessant.

Aber unterm Strich, dachte er, hätte er auf diesen kurzen Ausblick gerne verzichtet. Was hatte er schon davon? Er würde Rachel nicht ins Bett bekommen. Er würde nicht mit ihr ins Restaurant gehen oder sich ihr Wohnzimmer ansehen dürfen oder verstehen lernen, wie die Affäre ihres Vaters mit der besten Freundin ihrer Mutter ihre Einstellung zum Kinderkriegen beeinflusst hatte. Er hasste dieses fünfminütige Chancenfenster. Letztendlich, meinte er, wäre es besser für ihn gewesen, sie hätte sich zu ihm umgedreht, beinahe kotzen müssen und ihm dann für den Rest des Abends die kalte Schulter gezeigt.

Er vermisste Ned. Ned hatte ihm das gewisse Etwas verliehen, ein kleines *il ne sait quoi*, das ihm an einem Abend wie diesem gerade recht gekommen wäre. Doch er würde ihn nicht wieder zum Leben erwecken, den armen kleinen Wurm. Mochte er in Frieden ruhen.

»Woher kennst du Robert?«, hatte Rachel ihn gefragt.

»Oh, bloß ... « Robert war Fernsehproduzent. Er bewegte sich in der Gesellschaft von Schauspielern, Autoren und Regisseuren. Alle Leute, die Robert kannte, waren umtriebige Macher und Medienmenschen und schon von Berufs wegen glamourös. Will hätte gerne gesagt, er hätte die Musik zu Roberts letzten Film geschrieben oder ihm seinen großen Durchbruch verschafft, oder sie träfen sich zum Lunch, um über die katastrophale Schlamperie zu diskutieren, die diese Regierung Kulturpolitik nannte. Das hätte er gerne gesagt, aber er konnte es nicht.

»Ich ... ich hab bloß vor Jahren mein Dope bei ihm gekauft.«

Bedauerlicherweise traf das zu. Bevor Robert Fernsehproduzent geworden war, hatte er mit Dope gedealt. Er war nicht so ein Dealer mit Baseballschläger und Pitbull gewesen, sondern nur jemand, der immer etwas mehr kaufte, um es im Freundeskreis weiterzuverkaufen, und zu dem zählte Will damals, weil

Will mit einer Bekannten von Robert liiert gewesen war ... Wie auch immer, es war uninteressant, warum er Mitte der Achtziger mit Robert rumgezogen war. Das Problem war, dass er als einziger Mensch im Raum weder Macher noch Medienmensch war, und das wusste jetzt auch Rachel. »Ah ja, verstehe«, sagte sie. »Aber ihr seid in Kontakt geblieben.«

Fiel ihm denn keine Story ein, warum er Robert immer noch traf, eine Story, die ihn vielleicht in einem vorteilhafteren Licht präsentieren, ihn etwas vielschichtiger wirken lassen würde?

»Weiß auch nicht, warum.« Dann also keine Story. Na schön. Die Wahrheit war, dass er keine Ahnung hatte, warum sie in Kontakt geblieben waren. Sie kamen ganz gut miteinander aus, aber Robert war mit jedem aus der alten Clique ganz gut ausgekommen, und Will hatte nie so ganz verstanden, warum ausgerechnet er den unvermeidlichen Kahlschlag beim Karrierewechsel überlebt hatte. Vielleicht - es klang zwar paranoid, aber er war sicher, dass ein Körnchen Wahrheit darin steckte - war er gerade die richtige Verlierergestalt, um den hier Anwesenden vor Augen zu führen, dass Robert nicht immer Medienmensch gewesen war, aber noch vorzeigbar genug, um sie nicht alle zu verschrecken.

Damit war Rachel ihm entwischt, für den Moment zumindest. Sie redete mit dem Menschen, der an ihrer anderen Seite saß. Womit konnte er sie wieder ködern? Er musste doch das ein oder andere Talent haben, das er irgendwie übertreiben und dramatisieren konnte. Kochen? Er konnte ein bisschen kochen, aber wer konnte das nicht? Schrieb er vielleicht gerade an einem Roman und hatte es nur vergessen? Worin war er in der Schule gut gewesen?

In Rechtschreibung. »He, Rachel, mit wie vielen h schreibt man ›Rhythmus?‹« Wahrscheinlich wusste sie das selbst. Es war hoffnungslos. Das Interessanteste in seinem Leben, wurde

ihm klar, war Marcus. Das war etwas, das ihn anders machte. »Entschuldige, wenn ich mich einmische, Rachel, aber ich habe da so eine verrückte Beziehung zu einem zwölfjährigen Jungen. Bringt dir das irgendwas?« Na schön, er musste noch ein bisschen daran arbeiten, aber das Material war definitiv vorhanden. Er musste es nur noch ausfeilen. Er schwor sich, Marcus bei der ersten Gelegenheit ins Gespräch zu bringen.

Rachel hatte gemerkt, dass er mit niemandem sprach, und schwenkte herum, damit er sich an einem Gespräch beteiligen konnte, in dem es darum ging, ob es irgendwas Neues auf der Welt gebe, besonders hinsichtlich zeitgenössischer Popmusik. Rachel erklärte, dass Nirvana für sie genau wie Led Zeppelin klinge. »Ich kenne einen Zwölfjährigen, der dich dafür töten würde«, erwiderte Will. Natürlich stimmte das nicht. Noch vor wenigen Wochen hatte Marcus geglaubt, der Sänger von Nirvana würde für Manchester United spielen, daher war er wahrscheinlich noch nicht in dem Stadium, Leute kaltmachen zu wollen, nur weil sie der Band vorwarfen, eine billige Kopie zu sein.

»Ich auch, na so ein Zufall«, sagte Rachel. »Vielleicht sollten sie sich kennen lernen. Wie heißt deiner?«

Genau genommen ist er nicht meiner, dachte Will. »Marcus«, sagte er.

»Meiner heißt Ali. Alistair.«

»Ah, ja.«

»Und steht Marcus auch auf Skateboards und Rap und *Die Simpsons* und so was alles?«

Will verdrehte mit einem nachsichtigen kleinen Lachen die Augen, damit war dieses Missverständnis zementiert. Es war nicht seine Schuld, wie das Gespräch verlaufen war. Er hatte geschlagene anderthalb Minuten nicht ein einziges Mal gelogen. Nun gut, als er gesagt hatte, Marcus würde sie umbringen,

war das noch bildlicher gesprochen, als die Redewendung ohnehin schon gemeint war. Und, ja, aus dem Augenaufschlag und dem nachsichtigen kleinen Lachen konnte man ein gewisses Maß an väterlichem Stolz herauslesen. Aber er hatte nicht direkt behauptet, Marcus sei sein Sohn. Das war zu hundert Prozent ihre Interpretation. Zu mehr als fünfzig Prozent auf jeden Fall. Aber es war ganz bestimmt nicht so wie die SPAT-Aktion, wo er einen geschlagenen Abend lang eiskalt gelogen hatte.

»Ist Marcus' Mutter denn heute Abend auch hier?«

»Ähhh ... « Will schaute sich suchend am Esstisch um, als müsse er sich erst vergewissern, ob sie da war oder nicht.

»Nein.« Nicht gelogen! Nicht gelogen! Marcus' Mutter war nicht da!

»Du verbringst Silvester nicht mit ihr?«

Rachel machte schmale Augen und sah ihn über ihre Nasenspitze hinweg an, um zu zeigen, dass ihr bewusst war, eine Suggestivfrage gestellt zu haben. »Nein, wir ... äh ... leben nicht zusammen.« Das Die-Wahrheit-Sagen lief jetzt wie geschmiert, hatte er den Eindruck. Wenn überhaupt, war er vom Lügen direkt zum Understatement umgeschwenkt, denn er lebte derzeit nicht nur nicht mit Fiona zusammen, sondern hatte nie mit ihr zusammengelebt und auch nicht die Absicht, das irgendwann zu tun.

»Das tut mir Leid.«

»Macht doch nichts. Wie sieht's mit Alis Dad aus?«

»Nicht hier am Tisch. Nicht in der Stadt. Nicht im Lande. Er gibt mir seine Telefonnummer, wenn er umzieht.«

»Verstehe.«

Immerhin war es Will gelungen, das Gespräch auf weniger schlüpfrigen Boden zu lenken. Ehe er die Marcus-Karte ausgespielt hatte, war er schon beim ersten Schritt ins Schlittern geraten. Nun hatte er eher das Gefühl, einen Berg als einen Glet-

scher zu besteigen. Er sah sich förmlich am Fuß der Felswand stehen und nach sicheren Trittmöglichkeiten ausschauen.

»In welchem Land ist er denn?«

»In den Staaten. Kalifornien. Australien wäre mir lieber, aber was will man machen? Wenigstens ist es die Westküste.«

Will schätzte, dass er dieses Gespräch mittlerweile in sieben- undfünfzig Variationen erlebt hatte, aber dadurch hatte er einen Vorteil: Er wusste, wie es ablief, und genau so lief es ab. Er hatte vielleicht in den letzten fünfzehn Jahren nichts Großes geleistet, aber er konnte mitfühlend nicken, wenn eine Frau ihm erzählte, wie schrecklich ihr Exmann sich aufgeführt hatte. Mitfühlend nicken konnte er mittlerweile richtig gut.

Aber es funktionierte, wie so oft - es hatte noch nie jemandem geschadet, sich die Sorgen und Nöte anderer Menschen aufmerksam anzuhören. Nach SPAT-Kriterien war Rachels Geschichte nichts Besonderes, und wie sich herausstellte, hasste sie ihren Ex eher dafür, wie er war, als dafür, was er ihr angetan hatte.

»Warum zum Teufel hast du dann ein Kind mit ihm?« Er war betrunken. Es war Silvester. Ihm war nach einer kleinen Dreistigkeit.

Sie lachte. »Gute Frage. Nicht zu beantworten. Manchmal ändert man seine Meinung über Menschen. Wie heißt denn Marcus' Mutter?«

»Fiona.« Was natürlich stimmte.

»Hast du deine Meinung über sie geändert?«

»Eigentlich nicht.«

»Wo war das Problem?«

»Weiß nicht.« Er zuckte mit den Schultern, und irgendwie gelang ihm die ziemlich überzeugende Darstellung eines immer noch konsternierten, ja, wie vor den Kopf geschlagenen Mannes. Die Antwort und die Gesten waren aus schierer Verzweiflung geboren; es war schon ironisch, dass sie sich zufällig

passend ergänzten.

Rachel lächelte, nahm ihr unbenutztes Messer in die Hand und inspizierte es. »Letzten Endes ist ›weiß nicht‹ wohl die einzig ehrliche Antwort, die man geben kann, oder? Denn ich weiß es auch nicht, und ich würde mir selbst und dir etwas vormachen, würde ich etwas anderes behaupten.«

Um Mitternacht trafen sie sich wieder und gaben sich einen Kuss, der irgendwo zwischen Wange und Mund landete und in seiner verlegenen Mehrdeutigkeit hoffentlich bedeutungsvoll war. Und um halb eins, kurz bevor Rachel ging, machten sie aus, dass sich ihre Jungs kennen lernen sollten, um über Skateboards, Baseballcaps und die Weihnachtsfolge der *Simpsons* zu diskutieren.

25

Ellie war auf Suzies Silvesterparty. Im ersten Moment glaubte Marcus, es sei nur jemand, der wie Ellie aussah und das gleiche Kurt-Cobain-T-Shirt wie Ellie trug, aber dann sah ihn die Ellie-Doppelgängerin, brüllte »Marcus!«, kam auf ihn zu, umarmte ihn und küsste ihn auf die Stirn, was so ziemlich jedes Missverständnis beseitigte.

»Was machst du denn hier?«, fragte er.

»Wir sind Silvester immer hier«, sagte sie. »Meine Mutter ist mit Suzie dick befreundet.«

»Ich hab dich hier noch nie gesehen.«

»Du bist auch Silvester noch nie hier gewesen, Trottel.«

Das stimmte. Er war schon oft in Suzies Wohnung gewesen, aber noch nie zu einer Party. In diesem Jahr durfte er zum ersten Mal mit. Wie schaffte er das nur, selbst im simpelsten, unkompliziertesten Gespräch mit Ellie noch etwas Blödes zu sagen?

»Welche ist deine Mutter?«

»Frag nicht«, meinte Ellie. »Nicht jetzt.«

»Warum nicht?«

»Weil sie gerade tanzt.«

Marcus sah zu dem kleinen Grüppchen hin, das in der Ecke tanzte, wo sonst der Fernseher stand. Es waren vier Personen, drei Frauen und ein Mann, und nur eine schien richtig gut drauf zu sein: Sie boxte irgendwie mit den Fäusten in die Luft und schüttelte ihre Haare. Marcus erriet, dass das Ellies Mutter sein musste - nicht weil sie ihr ähnlich sah (keine Erwachsene sah wie Ellie aus, denn keine Erwachsene würde sich die Haare mit der Küchenschere zurechtschnippeln und schwarzen Lippen-

stift tragen, und das war das erste, was man sah), sondern weil es Ellie offensichtlich peinlich war und das die einzige Tänzerin war, die man peinlich finden konnte. Den anderen Tänzern war es selbst peinlich, und damit konnten sie nicht eigentlich peinlich *sein*: Sie taten nicht viel mehr, als mit den Füßen zu wippen, und dass sie tanzten, war einzig und allein daran zu erkennen, dass sie einander gegenüberstanden, sich aber nicht richtig ansahen und nicht miteinander redeten.

»Ich wünschte, ich könnte auch so tanzen«, meinte Marcus.

Ellie verzog das Gesicht. »So kann doch jeder tanzen, Hauptsache, man ist bescheuert genug und die Musik ist beschissen.«

»Ich finde, sie sieht toll aus. Sie ist total gut drauf.«

»Wen interessiert es, ob sie gut drauf ist. Tatsache ist, sie macht sich zur Vollidiotin.«

»Du magst deine Mutter also nicht?«

»Sie ist ganz in Ordnung.«

»Was ist mit deinem Vater?«

»Der ist in Ordnung. Sie leben nicht zusammen.«

»Stört dich das?«

»Nein. Manchmal. Will ich nicht drüber reden. Also, hattest du ein schönes 1993, Marcus?«

Marcus dachte einen Moment über 1993 nach und brauchte nicht länger als diesen Moment, um zu dem Schluss zu kommen, dass 1993 alles andere als ein gutes Jahr gewesen war. Er hatte nur zehn oder elf andere Jahre zum Vergleich, und an drei oder vier hatte er keine sehr deutliche Erinnerung, aber wie er das sah, hätte wohl niemand seinen letzten zwölf Monaten viel abgewinnen können. Der Schulwechsel, die Krankenhaussache, die anderen Kinder in der Schule... Es war eine einzige Pleite gewesen.

»Nein.«

»Du brauchst was zu trinken«, sagte Ellie. »Was möchtest du? Ich hole dir einen Drink, und dann kannst du mir alles erzählen. Aber wenn's mir zu langweilig wird, lasse ich dich stehen. So bin ich.«

»Okay.«

»Also, was nimmst du?«

»Cola.«

»Du brauchst einen richtigen Drink.«

»Das darf ich nicht.«

»Ich erlaube dir das. Wenn du mein Date für heute Abend sein willst, bestehe ich darauf, dass du was Richtiges trinkst. Ich tu dir was in die Cola, okay?«

»Okay.«

Ellie verschwand, und Marcus sah sich nach seiner Mutter um: Sie unterhielt sich mit einem Mann, den er nicht kannte, und lachte viel. Das freute ihn, denn er hatte sich Sorgen wegen des Abends gemacht. Will hatte ihm gesagt, er solle am Silvesterabend ein Auge auf seine Mutter haben, und obwohl er nicht genau gesagt hatte, warum, konnte Marcus es doch erraten: Viele Menschen, die unglücklich waren, brachten sich an solchen Tagen um. Er hatte das irgendwo gesehen, in *Casualty* vielleicht, und deswegen dem Abend mit Schrecken entgegengesehen. Er hatte befürchtet, er würde sie den ganzen Abend beobachten müssen und in ihrem Blick, ihrer Stimme nach etwas suchen, das ihm verraten würde, dass sie daran dachte, es wieder zu tun, aber es kam ganz anders: Sie trank sich einen Schwips an und lachte wie alle anderen auch. Hatte sich schon mal jemand umgebracht, nachdem er ein paar Stunden zuvor noch herzlich gelacht hatte? Wahrscheinlich nicht, schätzte er. Wenn man lachte, war man meilenweit davon entfernt, und er dachte jetzt nur noch in Entfernungen. Seit dem Tag der toten Ente hatte er sich den Selbstmord seiner Mutter als den Rand einer Klippe vorgestellt: Manchmal, an Tagen, an denen seine

Mutter traurig oder unruhig wirkte, hatte er das Gefühl, sie seien ungemütlich nahe dran, und an anderen Tagen, an Weihnachten oder jetzt eben, schienen sie meilenweit entfernt zu sein und in gemütlichem Tempo auf der mittleren Spur der Autobahn zu fahren. Am Tag der toten Ente waren sie viel zu dicht daran vorbeigeschrammt, zwei Räder über dem Abgrund und jede Menge schreckliche, schlitternde Geräusche.

Ellie kam mit einem Plastikbecher wieder, in dem etwas war, das wie Cola aussah, aber irgendwie nach Gummibärchen roch.

»Was ist da drin?«

»Sherry.«

»Trinken Leute so was? Cola mit Sherry?«

Er probierte vorsichtig. Es schmeckte angenehm, süß, schwer und wärmend. »Und wieso war es nun so ein Scheißjahr?«, fragte Ellie. »Mir kannst du es ruhig erzählen. Tante Ellie versteht alles.«

»Na ja ... ich weiß nicht. Schreckliche Sachen sind passiert.«

Im Grunde wollte er Ellie nicht erzählen, was für Sachen das waren, denn er wusste nicht, ob sie Freunde waren oder nicht. Bei ihr war alles möglich: dass er eines Morgens in ihr Klassenzimmer kam und hörte, wie sie es lauthals jedem erzählte, der es hören wollte, oder dass sie wirklich nett war. Das Risiko war es ihm nicht wert.

»Deine Mutter hat versucht, sich umzubringen, stimmt's?«

Marcus sah sie an, nahm einen großen Schluck Cola mit Gummibärchen und kotzte ihr fast über die Füße.

»Nein«, sagte er hastig, nachdem er nicht mehr husten musste und das, was ihm hochgekommen war, wieder heruntergewürgt hatte.

»Bist du da sicher?«

»Na ja«, meinte er, »nicht hundertprozentig.« Er wusste, wie idiotisch das klang, und wurde rot, aber dann brach Ellie in

schallendes Gelächter aus. Er hatte vergessen, dass er Ellie immer so zum Lachen brachte, und er war dankbar dafür.

»Entschuldige, Marcus. Ich weiß, das ist eine ernste Sache, aber du bist wirklich witzig.«

Er begann auch zu lachen, ein abruptes, unkontrollierbares Kichern, das nach Erbrochenem und Sherry schmeckte.

Marcus hatte vorher noch nie ein richtiges Gespräch mit jemandem in seinem Alter geführt. Er hatte natürlich richtige Gespräche mit seiner Mutter und seinem Vater und irgendwie auch mit Will geführt, aber bei solchen Leuten war man auf ernsthafte Gespräche gefasst und musste sich trotzdem in Acht nehmen, was man sagte. Mit Ellie war das anders, viel leichter, obwohl sie a) ein Mädchen, b) älter als er und c) unheimlich war.

Wie sich zeigte, wusste sie es schon ewig: Sie hatte ein Gespräch zwischen ihrer Mutter und Suzie mitbekommen, kurz nachdem es passiert war, aber erst viel später den Zusammenhang erkannt.

»Und weißt du, was ich gedacht habe? Heute kommt mir das schrecklich vor, aber ich dachte einfach: Warum soll sie sich nicht umbringen, wenn sie unbedingt will?«

»Aber sie hat doch mich.«

»Damals kannte ich dich noch nicht.«

»Ja, aber ich meine, wie würde es dir gefallen, wenn deine Mutter sich umbringen wollte?«

Ellie grinste. »Wie mir das gefallen würde? Es würde mir nicht gefallen. Weil ich meine Mutter mag. Aber trotzdem. Schließlich ist es ihr Leben.«

Marcus dachte darüber nach. Er hatte keine Ahnung, ob das Leben seiner Mutter ihr allein gehörte oder nicht.

»Und was ist, wenn man Kinder hat? Dann ist es doch nicht mehr nur dein Leben, oder?«

»Dein Vater ist doch auch noch da, oder? Er hätte sich dann um

dich gekümmert.«

»Schon, aber ... « An dem, was Ellie sagte, stimmte irgendetwas nicht. Bei ihr hörte sich das an, als könnte seine Mutter sich einen Schnupfen holen und er müsste dann eben mit seinem Vater ins Schwimmbad gehen.

»Verstehst du, wenn dein Vater sich umbringen würde, würde doch auch niemand sagen, o Gott, er hat doch einen Sohn, für den er sorgen muss. Aber wenn Frauen so was machen, regen sich die Leute auf. Das ist unfair.«

»Das ist doch nur, weil ich bei meiner Mutter lebe. Würde ich bei meinem Vater leben, würde ihm sein Leben auch nicht mehr alleine gehören.«

»Aber du lebst nicht bei deinem Vater, oder? Wie viele von uns tun das schon? An unserer Schule sind zigtausend Kinder, deren Eltern auseinander sind. Und keins davon lebt bei seinem Vater.«

»Doch, Stephen Wood.«

»Gut, stimmt, Stephen Wood. Du hast gewonnen.«

Obwohl das Gesprächsthema deprimierend war, genoss Marcus die Unterhaltung. Sie wirkte riesengroß, als könne man um sie herumgehen und immer wieder etwas Neues entdecken, und das erlebte man normalerweise nie, wenn man mit Gleichaltrigen redete. »Hast du gestern *Top of the Pops* gesehen?«

Was gab es da groß nachzudenken? Man sagte ja oder nein, und das war's. Jetzt verstand er, warum sich seine Mutter ihre Freunde *aussuchte*, anstatt sich mit den Erstbesten zufrieden zu geben, die ihr über den Weg liefen, oder sich an Leute zu halten, die für denselben Fußballverein waren oder dieselben Sachen trugen, wie das in der Schule üblich war. Seine Mutter führte sicher mit Suzie auch solche Gespräche wie dieses, Gespräche, die sich bewegten, Gespräche, in denen dich alles, was der andere sagte, weiterzubringen schien. Er wollte weiterreden, wusste aber nicht, wie, weil Ellie die Stichworte gab.

Beim Antworten war er ganz gut, fand er, aber er bezweifelte, dass er je klug genug sein würde, Ellie so zum Nachdenken zu bringen wie sie ihn, und das jagte ihm einen kleinen Schreck ein: Er wünschte sich, sie wären gleich klug, aber das waren sie nicht und würden es wahrscheinlich nie sein, weil Ellie immer älter sein würde als er. Wenn er erst einmal zweiunddreißig und sie fünfunddreißig wäre, käme es vielleicht nicht mehr so darauf an, aber er hatte das Gefühl, wenn er nicht in den nächsten paar Minuten etwas wirklich Geistreiches sagte, würde er sie nicht für den Rest des Abends und schon gar nicht für die nächsten zwanzig Jahre halten können. Plötzlich fiel ihm das ein, was Jungs auf Parties Mädchen normalerweise fragten. Er wollte nicht fragen, weil er wusste, dass er überhaupt kein Talent dazu hatte, aber die Alternative - dass Ellie sich davonmachte und mit jemand anderem redete - war einfach zu entsetzlich.

»Möchtest du gerne tanzen, Ellie?«

Ellie starrte ihn aus überrascht aufgerissenen Augen an.

»Marcus!« Sie musste wieder lachen, richtig laut. »Du bist eine Nummer. Natürlich möchte ich nicht tanzen! Ich kann mir nichts Schlimmeres vorstellen!«

Da wusste er, dass er sich eine andere, richtige Frage hätte ausdenken sollen, irgendwas über Kurt Cobain oder Politik oder so, denn Ellie verzog sich, um irgendwo zu rauchen, und er musste seine Mutter suchen gehen. Aber um Mitternacht kam Ellie zurück und umarmte ihn, und da wusste er, dass er zwar blöd, aber nicht unverzeihlich blöd gewesen war. »Frohes neues Jahr, Süßer«, sagte sie, und er wurde rot. »Danke schön. Dir auch ein frohes neues Jahr.«

»Und ich hoffe, dass 1994 für uns alle ein besseres Jahr wird als 1993. He, willst du mal was richtig Ekelhaftes sehen?«

Marcus wusste nicht, ob er das wollte, aber ihm wurde keine Wahl gelassen: Ellie packte ihn am Arm und zerrte ihn durch

die Hintertür raus in den Garten. Er versuchte zu fragen, wo sie hingingen, aber sie machte nur »Schsch«.

»Guck mal«, flüsterte sie. Marcus spähte in die Dunkelheit. Er konnte ganz schwach zwei menschliche Umrisse erkennen, die sich gierig abküssten; der Mann presste die Frau gegen den Gartenschuppen und betatschte sie überall.

»Wer ist das?«, fragte Marcus Ellie.

»Meine Mutter. Meine Mutter und ein Kerl, der Tim Porter heißt. Sie ist betrunken. Das machen sie jedes Jahr, und ich weiß wirklich nicht, was sie sich dabei denken. Neujahr wacht sie immer auf und sagt »Mein Gott, ich glaube, ich bin gestern mit Tim Porter rausgegangen«. Erbärmlich. ERBÄRMLICH!« Das letzte Wort hatte sie so laut gerufen, dass man sie hören konnte, und Marcus sah, wie Ellies Mutter den Mann wegstieß und in ihre Richtung schaute.

»Ellie? Bist du das?«

»Du hast gesagt, dieses Jahr würdest du es nicht machen.«

»Was ich mache, geht dich gar nichts an. Geh wieder rein.«

»Nein.«

»Tu, was ich dir sage.«

»Nein. Du bist widerlich. Dreiundvierzig Jahre alt und lässt sich hinterm Schuppen befummeln.«

»Eine Nacht im Jahr habe ich mal die Gelegenheit, mich fast so unmöglich zu benehmen wie du an den anderen dreihundertvierundsechzig Tagen, und dann stehst du da und machst mir Vorwürfe. Verschwinde.«

»Komm, Marcus. Lassen wir doch der TRAURIGEN ALTEN SCHACHTEL ihren Spaß.«

Marcus folgte Ellie zurück ins Haus. Seine Mutter hatte er noch nie so etwas tun sehen, und er konnte sich nicht vorstellen, dass es jemals dazu käme, aber er verstand, warum den Müttern anderer Leute so etwas passieren konnte.

»Macht dir das nichts aus?«, fragte er Ellie, als sie drinnen wa-

ren.

»Nee. Hat doch nichts zu bedeuten. Sie gönnt sich nur ein bisschen Spaß. Viel hat sie davon ja wirklich nicht.«

Auch wenn es Ellie nicht zu stören schien, Marcus beschäftigte es doch. Es war so eigenartig, dass er keine Worte dafür fand. Er glaubte nicht, dass so etwas in Cambridge vorgekommen wäre, aber er kam nicht dahinter, ob Cambridge anders gewesen war, weil es nicht London war oder weil seine Eltern dort noch zusammengelebt hatten und das Leben daher einfacher gewesen war - man knutschte nicht vor dem eigenen Kind mit Wildfremden herum, und man warf seiner eigenen Mutter keine Unverschämtheiten an den Kopf. Hier gab es keine festen Regeln, und er war alt genug, um zu wissen, dass zwangsläufig alles viel komplizierter wurde, wenn man an einem Ort oder in einer Zeit ohne feste Regeln lebte.

26

»Kapier ich nicht«, sagte Marcus. Er und Will waren zu den Arkaden an der U-Bahn-Station Angel spaziert, um an den Videoautomaten zu spielen, und das Angel Funhouse mit seinen zuckenden Lichtern, Sirenen, Explosionen und Stadtstreichern erwies sich als die angemessen alptraumhafte Kulisse für das schwierige Gespräch, das ihnen, wie Will wusste, bevorstand. Es war gewissermaßen eine groteske Version eines Heiratsantrags. Er hatte das Umfeld ausgesucht, einen Ort, der Marcus nachgiebiger stimmen und bereitwilliger ja sagen lassen würde, er musste nur damit herausrücken.

»Da gibt es nichts zu kapieren«, sagte Will munter. Das stimmte natürlich nicht. Von Marcus' Standpunkt gab es da eine Menge zu kapieren, und Will konnte gut verstehen, wieso Marcus es nicht kapierte.

»Aber wieso hast du ihr gesagt, du wärst mein Vater?«

»Habe ich ja gar nicht. Sie hat mich irgendwie falsch verstanden.«

»Und warum hast du nicht einfach gesagt: ›Tut mir Leid, du hast da was falsch verstanden?‹ Das hätte ihr bestimmt nichts ausgemacht. Warum sollte es sie interessieren, ob du mein Vater bist oder nicht?«

»Passiert es dir nie, dass in einem Gespräch jemand was falsch versteht, und dann geht das immer so weiter, bis es zu spät ist, das Missverständnis aufzuklären? Mal angenommen, jemand denkt, dein Name wäre Mark und nicht Marcus, und sagt jedes Mal ›Hallo, Mark‹, wenn er dich sieht, und du sagst dir, verflucht, jetzt kann ich es ihm nicht mehr sagen, weil es ihm dann furchtbar peinlich wäre, dass er mich sechs Monate lang Mark

genannt hat.«

»Sechs Monate!«

»Oder wie lang auch immer.«

»Ich würde ihm einfach beim ersten Mal sagen, dass er sich geirrt hat.«

»Das ist aber nicht immer möglich.«

»Wieso soll es nicht möglich sein, jemandem zu sagen, dass er einen Namen falsch verstanden hat?«

»Weil ... « Will wusste aus persönlicher Erfahrung, dass es manchmal nicht möglich war. Einer seiner Nachbarn von gegenüber, ein netter alter Knabe namens Bill, der einen Buckel und einen schrecklichen kleinen Yorkshireterrier hatte, nannte ihn Bill. Er hatte es immer getan und würde es wohl bis zum Ende seiner Tage tun. Es ärgerte Will tatsächlich, denn er hielt sich beim besten Willen nicht für einen Bill. Ein Bill würde weder Joints rauchen noch Nirvana hören. Warum hatte er dann dieses Missverständnis nie aufgelöst? Warum hatte er vor vier Jahren nicht einfach gesagt: »Eigentlich heiße ich Will?« Marcus hatte natürlich Recht, aber das nützte einem wenig, wenn der Rest der Welt sich irrte.

»Wie auch immer«, sagte er in forschem, energischem Tonfall.

»Tatsache ist, die Frau hält dich für meinen Sohn.«

»Dann sag ihr doch, dass ich es nicht bin.«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Wir drehen uns hier im Kreis, Marcus. Kannst du diese Tatsache nicht einfach akzeptieren?«

»Ich sage es ihr, wenn du möchtest. Mir macht das nichts aus.«

»Das ist sehr lieb von dir, Marcus, aber es hilft mir nicht.«

»Wieso nicht?«

»Gott im Himmel! Weil sie eine seltene Krankheit hat, und wenn sie etwas glaubt, das nicht stimmt, und man ihr die Wahrheit sagt, dann kocht ihr das Gehirn im Kopf und sie muss

sterben.«

»Für wie alt hältst du mich? Scheiße, deinetwegen habe ich jetzt ein Leben verloren.«

Will musste sich langsam eingestehen, dass er, anders als er bisher angenommen hatte, doch kein so guter Lügner war. Er war ein leidenschaftlicher Lügner, sicher, aber Leidenschaft war nicht gleich Effizienz, und im Moment fand er sich permanent in der Situation, die erniedrigende Wahrheit eingestehen zu müssen, nachdem er tage- oder wochenlang schamlos gelogen hatte. Das würde einem guten Lügner nie passieren. Ein guter Lügner hätte Marcus schon vor Ewigkeiten überzeugt, dass es Tausende von guten Gründen gäbe, warum er sich als Wills Sohn ausgeben sollte, aber Will fiel nur ein einziger ein.

»Hör zu, Marcus. Ich bin an dieser Frau wirklich sehr interessiert, und damit sie sich auch für mich interessiert, habe ich sie glauben lassen, dass du mein Sohn bist. Mir ist nichts anderes eingefallen. Da habe ich es eben getan. Es tut mir Leid. Und es tut mir Leid, dass ich dir das nicht gleich gesagt habe.« Marcus starrte auf den Videoschirm - er war gerade von einer Mischung zwischen Robocop und Godzilla weggepustet worden - und nahm einen kräftigen Schluck aus seiner Coladose.

»Das kapiere ich nicht«, sagte er und rülpste ostentativ.

»Komm, hör schon auf, Marcus. So weit waren wir schon mal.«

»Was soll das heißen, du bist ernsthaft an ihr interessiert? Was ist an ihr so interessant?«

»Ich meine...« Er stöhnte verzweifelt auf. »Lass mir wenigstens einen kleinen Rest von Selbstachtung, Marcus. Mehr verlange ich gar nicht. Nur ein winziges, schäbiges Restchen.«

Marcus starrte Will an, als würde er plötzlich Urdu reden.

»Was hat Selbstachtung damit zu tun, dass die Frau interessant ist?«

»Okay. Vergiss die Selbstachtung. Ich habe kein Anrecht dar-

auf. Mir gefällt diese Frau, Marcus. Ich will mit ihr ausgehen. Ich hätte gerne, dass sie meine Freundin wird.«

Endlich löste Marcus seine Augen vom Bildschirm, und Will sah, dass sie vor Faszination und Vergnügen leuchteten.

»Ehrlich?«

»Ja, ehrlich.« Ehrlich, ehrlich. Er hatte seit Silvester praktisch an nichts anderes gedacht (nicht, dass er viel hatte, woran er denken konnte, abgesehen von dem Namen Rachel, der vagen Erinnerung an eine Unmenge langer, dunkler Haare, vielen naiven Phantasien über Picknicks, Babys, rührselige, treusorgende Schwiegermütter und riesige Hotelbetten), und es war unendlich befreiend, Rachel offiziell der Welt vorstellen zu können, auch wenn nur Marcus da war, um sie zu begutachten, auch wenn er fand, die Worte, mit denen er sich hatte behelfen müssen, seien ihr nicht gerecht geworden. Er wollte Rachel zu seiner Frau, seiner Geliebten, zum Mittelpunkt seiner ganzen Welt machen; »Freundin« klang, als würde er sie nur gelegentlich sehen und sie noch irgendein anderes Leben unabhängig von ihm führen, und das wollte er ganz und gar nicht.

»Woher weißt du das?«

»Woher ich das weiß?«

»Ja. Woher weißt du, dass du sie zur Freundin haben willst?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe nur so ein Gefühl im Bauch.«

Genau dort fühlte er es tatsächlich. Das Gefühl kam nicht aus seinem Herzen oder seinem Kopf, nicht mal aus dem Unterleib; es kam aus seinem Bauch, der sich sofort zusammengezogen hatte und die Zufuhr von nichts Kalorienreicherem als Zigarettenrauch mehr zuließ. Wenn er nur noch Zigarettenrauch zu sich nahm, würde er vielleicht etwas abnehmen.

»Du hast sie nur einmal gesehen? An Silvester?«

»Ja.«

»Und das hat gereicht? Du wusstest sofort, dass du sie zur

Freundin haben wolltest? Kann ich noch mal fünfzig Pence haben?»

Will gab ihm zerstreut eine Pfundmünze. Es stimmte schon, dass unmittelbar etwas in ihm vorgegangen war, aber was ihn endgültig ins Land permanenter Tagträume katapultiert hatte, war Roberts Bemerkung, als er ihn ein paar Tage später anrief, um sich für die Einladung zu bedanken. »Rachel fand dich nett«, hatte Robert gesagt, und obwohl das nicht viel war, um eine ganze Zukunft darauf aufzubauen, brauchte Will nicht mehr. Erwiderte Gefühle stimulierten die Einbildungskraft ungemein.

»Was soll das? Wie lange hätte ich sie deiner Meinung nach kennen müssen?»

»Nun ja, ich möchte mich nicht unbedingt als Experten bezeichnen.« Will lachte über Marcus' Ausdrucksweise und seine gerunzelten Augenbrauen, die seinen Worten Nachdruck verliehen und sie gleichzeitig ad absurdum führten. Jemand, der so professionell gucken konnte, wenn er sich über die Feinheiten des ersten Dates ausließ, war zweifellos ein zwölfjähriger Dr. Love. »Aber als ich Ellie kennen lernte, wusste ich nicht, dass ich sie gerne zur Freundin hätte. Das dauerte eine Weile.«

»Nun, das ist ein Zeichen von Reife, nehme ich an.« Diese Ellie-Geschichte war neu für Will, und plötzlich begriff er, dass sie genau darauf die ganze Zeit zugesteuert waren.

»Du möchtest, dass Ellie deine Freundin wird?»

»Ja. Klar.«

»Nicht nur ein Kumpel?»

»Na ja.« Er steckte die Pfundmünze in den Schlitz und drückte den Knopf für ein Solospiel. »Darüber wollte ich mit dir reden. Was, würdest du sagen, sind die Hauptunterschiede?»

»Du bist witzig, Marcus.«

»Ich weiß. Das sagen mir die Leute dauernd. Ist mir egal. Ich

möchte bloß, dass du die Frage beantwortest.«

»Okay. Möchtest du sie anfassen? Das wäre der erste Punkt.«

Marcus ballerte weiter die Monster auf dem Bildschirm ab, anscheinend taub für Wills Weisheiten.

»Also?«

»Ich weiß nicht. Ich denke darüber nach. Nächster Punkt.«

»Das war's schon.«

»Das war's schon? Es gibt nur einen Unterschied?«

»Ja. Du hast doch schon von Sex gehört, oder, Marcus? Ist eine ziemlich wichtige Sache.«

»Weiß ich, ich bin ja nicht blöd. Aber ich kann nicht glauben, dass das alles sein soll. Oh, Pisse.« Marcus hatte ein weiteres Leben verloren. »Weil ich nicht sicher bin, ob ich Ellie anfassen will oder nicht. Aber ich möchte sie immer noch zur Freundin.«

»Okay, was genau soll denn anders werden?«

»Ich will öfter mit ihr zusammen sein. Ich will immer mit ihr zusammen sein und nicht nur, wenn ich sie zufällig treffe. Und ich will Zoe loswerden, obwohl ich Zoe mag, aber ich will Ellie für mich allein. Und ich will ihr bestimmte Sachen zuerst erzählen, vor allen anderen, sogar vor dir oder Mum. Und ich will nicht, dass sie noch einen anderen Freund hat. Wenn ich das alles haben könnte, wäre es mir egal, ob ich sie anfasse oder nicht.«

Will schüttelte den Kopf, eine Bewegung, die Marcus entging, weil seine Augen immer noch am Bildschirm klebten. »Glaub mir, Marcus, du lernst das noch. Du wirst nicht immer so empfinden.«

Doch später an diesem Abend, als er allein zu Hause saß und sich die Art von Musik anhörte, die er hören musste, wenn er in derartiger Verfassung war, Musik, die seinen wunden Punkt traf und kräftig darauf drückte, musste er wieder an den Deal denken, zu dem Marcus bereit gewesen war. Doch, er wollte

Rachel anfassen (die Phantasien, in denen die riesigen Hotelbetten vorkamen, schlossen Anfassen definitiv mit ein), aber hier und jetzt, dachte er, würde er sich, wenn er wählen müsste, auch mehr oder weniger mit dem zufrieden geben, was Marcus wollte.

Die Unterhaltung in der Spielhalle hatte zumindest den Vorteil, eine Gemeinsamkeit zwischen ihnen zu schaffen. Sie hatten sich beide zu etwas bekannt, das Geständnis gemacht, dass sie jemanden begehrten, und alles in allem waren diese Geständnisse einander gar nicht so unähnlich, obwohl die dazugehörigen Jemande offensichtlich nicht verschiedener sein konnten. Will konnte sich nach Marcus' Beschreibungen kein sehr deutliches Bild von Ellie machen - er kam nur bis zu dem Bild eines rasenden Zornknäuels mit schwarz angemalten Lippen, einer schwer vorstellbaren Kreuzung zwischen Siouxsie von den Banshees und dem Roadrunner - aber er konnte sie sich gut genug vorstellen, um zu erkennen, dass Ellie und Rachel niemals als Zwillinge durchgehen würden. Trotzdem schien diese Gemeinsamkeit mehr als auszureichen, um Marcus davon zu überzeugen, dass es unloyal von ihm und ein böses Omen für seine eigenen Sehnsüchte wäre, nicht einen Nachmittag lang Wills Sohn zu spielen. Also rief Will mit klopfendem Herzen an und schlug für sie beide eine Einladung zum samstäglichen Lunch heraus. Marcus kam kurz nach zwölf vorbei und trug den flauschigen Pullover, den ihm Fiona zu Weihnachten geschenkt hatte, dazu eine katastrophale kanariengelbe Cordhose, die an einem Vierjährigen möglicherweise reizend ausgesehen hätte. Will trug sein Lieblingshemd von Paul Smith und eine schwarze Lederjacke, in der er, wie er sich gerne einbildete, ein bisschen wie Matt Dillon in *Drugstore Cowboy* aussah. Will vermutete, dass Marcus eine erfrischende, rebellische Missachtung für das Dandytum seines Vaters zum Ausdruck bringen wollte, also nahm er es als so etwas wie ein Kompliment.

ment und widerstand der Versuchung, mit ihm einkaufen zu gehen.

»Was hast du deiner Mutter erzählt?«, fragte Will ihn, als sie im Auto zu Rachel fuhren.

»Ich habe ihr gesagt, du wolltest mir deine neue Freundin vorstellen.«

»Und sie fand das in Ordnung?«

»Nein. Sie hält dich für verrückt.«

»Das überrascht mich nicht. Warum sollte ich dich mitnehmen, um dir meine neue Freundin vorzustellen?«

»Warum solltest du deiner neuen Freundin erzählen, dass ich dein Sohn bin? Beim nächsten Mal kannst du dir ja eigene Ausreden einfallen lassen, wenn dir meine nicht passen. Hör mal, ich habe ein paar Fragen. Wie viel wog ich bei meiner Geburt?«

»Weiß ich nicht. Es war deine Geburt.«

»Schon, aber du solltest es wissen, oder nicht? Wenn du mein Vater bist, meine ich.«

»In dieser Phase unserer Beziehung sind wir bestimmt über das Geburtsgewicht hinaus, oder? Wärest du zwölf Wochen alt, könnte das ein Thema werden, aber mit zwölf Jahren ... «

»Okay. Wann habe ich dann Geburtstag?«

»Marcus, Rachel hegt keinerlei Verdacht, dass wir nicht Vater und Sohn sind. Sie wird nicht versuchen, uns auszuhorchen.«

»Aber angenommen, es käme zur Sprache. Angenommen, ich würde sagen, mein Vater hätte mir zum Geburtstag eine neue Playstation versprochen, und sie würde dich fragen: Wann ist denn sein Geburtstag?«

»Warum sollte sie mich fragen? Warum nicht dich?«

»Nur angenommen.«

»Okay, wann hast du Geburtstag?«

»Am neunzehnten August.«

»Das merke ich mir, versprochen. Neunzehnter August.«

»Und was ist mein Lieblingsessen?«
»Sag schon«, sagte Will ergeben.
»Nudeln mit der Tomaten-Pilz-Sauce, wie Mum sie macht.«
»Schön.«
»Und wo war ich zum ersten Mal im Ausland?«
»Ich weiß nicht. Grenoble.«
»Puh«, machte Marcus verächtlich. »Was hätte ich denn da verloren? Barcelona.«
»Okay. Verstanden. Barcelona.«
»Und wer ist meine Mutter?«
»Wie?«
»Wer ist meine Mutter?«
Die Frage war so banal und doch so relevant, dass sie Will für einen Moment völlig aus dem Konzept brachte.
»Deine Mutter ist deine Mutter.«
»Also warst du mit meiner Mutter verheiratet, und ihr habt euch getrennt.«
»Ja. Irgendwie so.«
»Und belastet dich das? Oder mich?«
Plötzlich ging ihnen beiden die Absurdität dieser Fragen auf. Marcus begann zu kichern, ein seltsames, schrilles Miauen, das gar nicht nach ihm oder überhaupt menschlich klang, sich jedoch als außerordentlich ansteckend erwies. Will überließ sich seinem eigenen Lachkrampf.
»Mich belastet es nicht. Und dich?«, fragte er schließlich.
Aber Marcus war zu keiner Antwort fähig. Er miaute immer noch.

Ein Satz genügte, der erste Satz, den sie sagte, um aus der liebevoll ausgemalten Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die er für sie beide erschaffen hatte, einen Scherbenhaufen zu machen.

»Hi. Da sind ja Will und Mark, nicht wahr?«

»Marcus«, korrigierte Marcus und stupste Will vielsagend an.
»Kommt rein, ihr zwei. Kommt, ich stelle euch Ali vor.«
Will hatte sich an jede kleinste Einzelheit erinnern können, die Rachel ihm am ersten Abend mitgeteilt hatte. Er kannte die Titel der Bücher, die sie illustriert hatte, auch wenn er nicht ganz sicher war, ob das erste Buch *Der Weg in die Wälder* oder *Der Weg durch die Wälder* geheißen hatte - das musste er noch recherchieren -, er wusste, wie ihr Ex hieß, wo sie gewohnt hatten und was er arbeitete, und ... Es war unvorstellbar, dass er Alis Namen hätte vergessen können. Der war in sein Gedächtnis eingeebrannt. Genauso gut hätte er vergessen können, wann England die Weltmeisterschaft gewonnen hatte oder wie Luke Skywalkers richtiger Vater hieß - es war vollkommen unmöglich, und wenn man sich noch so sehr anstrengte. Aber sie hatte Marcus' Namen vergessen - Mark, Marcus, das machte für sie keinen Unterschied, und daher war es ganz offensichtlich, dass sie die letzten zehn Tage nicht in einem schlaflosen Fieber von Phantastereien, Erinnerungen und Grübeleien zugebracht hatte. Er fühlte sich am Boden zerstört. Er konnte genauso gut gleich aufgeben. Diese Gefühle waren genau das, wovor er sich so gefürchtet hatte, genau deswegen war er sich auch so sicher gewesen, dass es Blödsinn war, sich zu verlieben, und siehe da, es war tatsächlich Blödsinn und ... Und es war zu spät.

Rachel wohnte ganz in der Nähe des Camden Lock in einem hohen, schmalen Haus voller Bücher, alter Möbel und braunstichiger Fotografien von verwegenen und wildromantischen osteuropäischen Vorfahren, und einen Moment lang war Will dankbar, dass seine Wohnung und ihr Haus sich unter den gegenwärtigen seismologischen Gegebenheiten in Nord-London niemals begegnen konnten. Ihr Haus war herzlich und gastfreundlich, seine Wohnung großspurig und abweisend, und er

schämte sich dafür.

Sie rief die Treppe hinauf: »Ali!« Keine Antwort. »ALI!« Immer noch nichts. Sie blickte Will an und zuckte die Schultern. »Er hat wohl seine Kopfhörer auf. Sollen wir hochgehen?«

»Hat er nichts dagegen?« Will hätte aus Gründen, an die er nicht unbedingt erinnert werden wollte, etwas dagegen gehabt, als er zwölf Jahre alt war.

Alis Schlafzimmertür unterschied sich durch nichts von den anderen Schlafzimmertüren: keine Totenköpfe, keine »Zutritt verboten!«-Schilder, keine Hip-Hop-Graffiti, aber als sie erst drinnen waren, bestand kein Zweifel mehr, dass es das Zimmer eines Jungen war, der Anfang 1994 genau zwischen den gleichermaßen unerfreulichen Lebensabschnitten Kindheit und Erwachsensein stand. Es war alles da: das Ryan-Giggs-Poster und das Michael-Jordan-Poster, das Pamela-Anderson-Poster und die Super-Mario-Aufkleber. Ein Kulturhistoriker der Zukunft würde das Zimmer vermutlich auf vierundzwanzig Stunden genau datieren können. Will schaute zu Marcus, der etwas ratlos aussah. Marcus vor Poster von Ryan Giggs und Michael Jordan zu stellen war so, als würde man einen normalen Zwölfjährigen in die National Portrait Gallery schleppen, um sich die Tudors anzusehen. Ali selbst kauerte mit den Kopfhörern auf dem Kopf vor seiner Playstation und war blind und taub für seine Gäste. Seine Mutter ging hin und tippte ihm auf die Schulter, und er schreckte hoch.

»Oh, hi. Entschuldigung.« Ali stand auf, und Will sah auf den ersten Blick, dass es nicht funktionieren würde. Ali war cool – Basketballboots, schlabberige Skatepunkhosen, zottelige Grunge-Frisur, sogar ein Ohrring -, und sein Blick schien sich zu verdüstern, als er Marcus in seiner gelben Cordhose und dem flauschigen Pullover erblickte.

»Marcus - Ali, Ali - Marcus«, sagte Rachel. Marcus reichte ihm die Hand, und Ali schüttelte sie beinahe sarkastisch. »Ali -

Will, Will - Ali.« Will zog zur Begrüßung nur die Augenbrauen hoch. Er dachte, Ali könnte diese Lässigkeit zu schätzen wissen.

»Wollt ihr Jungs ein bisschen hier oben bleiben?«, fragte Rachel beide.

Marcus warf Will einen schnellen Blick zu, und Will nickte einmal hinter Rachels Rücken.

»Klar«, sagte Marcus achselzuckend, und einen Moment lang liebte Will ihn heiß und innig.

»Okay«, sagte Ali mit noch weniger Begeisterung.

Rachel und Will gingen nach unten; zehn Minuten später - für Will Zeit genug, sich ein komplettes Szenario auszumalen, in dem sie alle vier für den Sommer ein Haus in Spanien mieteten - hörten sie eine Tür zuschlagen. Rachel ging nachsehen und kam Sekunden später atemlos ins Wohnzimmer zurück. »Ich fürchte, Marcus ist nach Hause gegangen«, sagte sie.

27

Marcus hatte es wirklich versucht. Er wusste, das Essen mit Rachel war für Will eine große Sache, und er wusste auch, dass Will, wenn Marcus heute alles richtig machte, seine Rolle gut spielte, sich verpflichtet fühlen würde, ihm bei Ellie irgendwie zu helfen. Aber dieser Ali ließ ihm keine Chance. Will und Rachel gingen nach unten, Ali starrte ihn einige Sekunden lang an und ging dann auf ihn los.

»Das kannst du direkt vergessen«, war das Erste, was er sagte.

»Ach ja?«, fragte Marcus, um etwas Zeit zu gewinnen. Offenbar war ihm bereits irgendwas entgangen, obwohl er nicht genau wusste, was.

»Ich sag's dir, wenn dein Vater mit meiner Mutter ausgeht, bist du tot. Ehrlich. Tot.«

»Ach, der ist ganz in Ordnung«, sagte Marcus. Ali starrte ihn an, als wäre er verrückt.

»Ist mir egal, ob der in Ordnung ist. Ich will nicht, dass er mit meiner Mutter geht. Also will ich ihn oder dich hier nicht mehr sehen, klar?«

»Na ja«, meinte Marcus, »ich glaube kaum, dass ich da viel zu sagen habe.«

»Wäre aber besser für dich. Sonst bist du tot.«

»Kann ich mal an die Playstation? Was für Spiele hast du?«

Marcus wusste, dass es mit einem Themenwechsel nicht unbedingt getan war. Manchmal funktionierte so was, aber vielleicht nicht dann, wenn jemand damit drohte, einen umzubringen.

»Hörst du mir überhaupt zu?«

»Schon, aber ... Ich weiß nicht, ob ich da im Augenblick viel tun kann. Wir sind zum Lunch eingeladen, und Will ... das ist mein Vater, ich nenne ihn Will, weil ... na, egal ... er redet jetzt da unten mit Rachel, also deiner Mutter -«

»Dass sie meine Mutter ist, weiß ich selbst.«

»- und um ehrlich zu sein, er mag sie echt ziemlich gern. Und wer weiß, vielleicht mag sie ihn ja auch, also -«

»SIE MAG IHN NICHT!«, schrie Ali plötzlich. »SIE MAG NUR MICH!«

Marcus wurde langsam klar, dass Ali verrückt war, und war nicht sicher, wie er darauf reagieren sollte. Er fragte sich, ob so etwas schon früher vorgekommen war, und wenn ja, ob das Kind, das damals an seiner Stelle gewesen war, sich hier noch irgendwo befand - vielleicht zerstückelt unter dem Teppich oder gefesselt in einem Schrank, wo es einmal am Tag mit den Resten von Alis Abendbrot gefüttert wurde. Dieses Kind wog vermutlich 20 Kilo und redete nur noch in seiner eigenen Sprache, die niemand sonst verstand, mal ganz abgesehen davon, dass ihm ohnehin nie jemand zuhörte, nicht mal seine Mutter oder sein Vater, die es nie wieder sehen würde.

Marcus erwog sorgsam alle Möglichkeiten. Die, wie er fand, unattraktivere und damit unwahrscheinlichste war, zu bleiben und den Tag mit Ali zu verbringen, über dies und das zu quatschen, Witze zu machen und ein paar Spiele auf der Playstation zu spielen; das würde so nicht laufen. Er konnte zwar nach unten gehen, um Will und Rachel Gesellschaft zu leisten, aber Will hatte ihm praktisch befohlen, oben zu bleiben, und wenn er nach unten ginge, müsste er ihnen erklären, dass Ali ein Irrer war, der ihm jeden Moment Arme und Beine abhacken konnte, und das wäre nun wirklich peinlich. Nein, Marcus blieb keine andere Wahl, als einfach unbemerkt die Treppe runterzuflitzen, sich aus der Haustür zu stehlen und den nächsten Bus nach

Hause zu nehmen; nach sehr kurzer Überlegung tat er genau das.

Er stand an einer Bushaltestelle in der Nähe des Camden Lock, als Will ihn aufspürte. Marcus' Orientierungsvermögen war nicht sehr ausgeprägt, und tatsächlich stand er auf der falschen Straßenseite und wartete auf einen Bus, der ihn ins West End befördern hätte, also hatte es auch sein Gutes, dass Will neben ihm anhielt und ihm befahl, ins Auto zu steigen.

»Was soll das denn jetzt?«, fragte ihn Will sauer.

»Habe ich es verbockt?« Und dann, auch wenn er das nicht hätte fragen sollen, auch wenn, oder vielleicht gerade weil es das Erste war, woran er dachte: »Hilfst du mir trotzdem bei Ellie?«

»Was ist oben passiert?«

»Der spinnt total. Er hat gesagt, er würde mich umbringen, wenn du mit ihr ausgehst. Und das habe ich ihm geglaubt. Hättest du auch. Der ist echt unheimlich. Wo fahren wir hin?«

Es regnete jetzt, und Camden erstickte in Straßenverkehr und Marktbesuchern. Wohin Marcus auch blickte, sah er Männer und Frauen mit langen, nassen, strähnigen Haaren, die aussahen, als würden sie bei Nirvana oder einer der anderen Bands spielen, die Ellie gut fand.

»Zurück zu Rachel.«

»Ich will nicht dahin zurück.«

»Pech für dich.«

»Sie wird mich für bescheuert halten.«

»Wird sie nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil sie schon damit gerechnet hatte, dass so etwas passieren könnte. Sie sagte, Ali sei manchmal ein bisschen schwierig.«

Darüber musste Marcus lachen, »Ha!«, so wie man lacht, wenn

es eigentlich nichts zu lachen gibt. »Schwierig? Der wollte mich fesseln, in einen Schrank sperren und nur einmal am Tag füttern.«

»Hat er das gesagt?«

»Nicht mit so vielen Worten.«

»Egal, jetzt heult er sich jedenfalls die Augen aus.«

»Ehrlich?«

»Ehrlich. Flennt wie ein Dreijähriger.«

Das heiterte Marcus ungemein auf; jetzt war er gerne bereit, zu Rachel zurückzufahren.

Es zeigte sich, dass Marcus' Aktion, aus dem Haus wegzulaufen, das Beste gewesen war, was er hatte tun können. Wenn er gewusst hätte, dass alles so gut ausgehen würde, hätte er nicht so verschreckt reagiert, als Will ihn an der Bushaltestelle fand. Er hätte Will einfach wie eine weise, alte Eule zugeblinzelt und gesagt: »Wart's ab.« Als sie zurückkamen, hatte sich alles verändert: Mittlerweile schien jeder zu wissen, warum sie da waren, anstatt so zu tun, als diene die ganze Essenseinladung nur dazu, Ali und Marcus zum Videospielen zusammenzubringen.

»Ali möchte dir etwas sagen, Marcus«, sagte Rachel, als sie hereinkamen.

»Es tut mir Leid, Marcus«, schniefte Ali, »ich habe das alles nicht so gemeint.«

Marcus verstand nicht, wie man jemandem irrtümlich androhen konnte, ihn umzubringen, aber er wollte kein Aufhebens darum machen; der Anblick des hemmungslos schniefenden Ali machte ihn großmütig.

»Ist schon gut, Ali«, sagte er.

»Na schön, gebt euch die Hand drauf, Jungs«, sagte Rachel, und das taten sie dann, auch wenn es ein recht sonderbares und befängenes Händeschütteln war. Sie schwenkten die Hände

dreimal viel zu weit rauf und runter, und Will und Rachel lachten, was Marcus ärgerte. Er wusste, wie man Hände schützt. Es war der andere Idiot, der dieses blöde Rauf und Runter veranstaltete.

»Für Ali ist das sehr schwierig.«

»Für Marcus auch. Marcus empfindet das ganz genauso, nicht wahr?«

»Was?« Er war in Gedanken ganz woanders gewesen. Er fragte sich gerade, ob zwischen Alis Tränen und seiner Gewaltbereitschaft irgendein innerer Zusammenhang bestand: Konnte man aus seiner Heulerei schließen, er sei doch nicht brutal? Oder war er möglicherweise ein Irrer, der einem mit bloßen Händen den Kopf abriss und dabei ununterbrochen flennte? Vielleicht waren die Tränen nur ein Ablenkungsmanöver gewesen, und Marcus war in noch größerer Gefahr, als er befürchtet hatte.

»Na, eben ... du weißt schon ... diese ganze Sache.«

»Ja«, sagte Marcus. »Das tue ich. Ganz genauso.« Er war sicher, dass er noch früh genug dahinter kommen würde, was er ganz genauso empfand.

»Weil so eine Beziehung ihre eigenen Regeln hat und man jeden, der sich in sie hineindrängt, als eine Art Bedrohung empfindet.«

»Genau. Und der letzte Kerl, mit dem ich -« Rachel brach ab. »Tut mir Leid, ich will dich nicht mit ihm vergleichen. Und ich will damit nicht sagen, dass wir, du weißt schon -« Sie gab es verzweifelt auf.

Will lächelte. »Ist schon gut«, sagte er sanft, und Rachel schaute ihn an und erwiderte sein Lächeln.

Plötzlich wurde Marcus klar, warum Menschen wie Rachel und Suzie - nette und attraktive Frauen, von denen man nicht erwarten würde, dass sie mit einem wie Will nur zwei Worte wechselten - ihn mögen konnten. Er guckte jetzt so, wie er Marcus nie anguckte: Er hatte so was in den Augen, einen zärtlichen

Blick, von dem Marcus sofort wusste, dass er funktionieren würde. Während er dem Gespräch folgte, probierte er das mit seinen eigenen Augen - man musste sie irgendwie zusammenkneifen und dann genau auf das Gesicht des anderen richten. Ob Ellie das gefallen würde? Wahrscheinlich würde sie ihm eine scheuern.

»Na, jedenfalls«, fuhr Rachel fort, »der letzte Typ, mit dem ich zusammen war ... Der war nicht gerade das Gelbe vom Ei, und er hatte eindeutig seine Probleme mit Ali, und zum Schluss waren sie ... nicht gerade die allerbesten Freunde.«

»Er war ein Spinner«, sagte Ali.

»Hör mal, es tut mir Leid, dass wir hier plötzlich so ... prosaisch werden«, erklärte Rachel. »Ich habe keine Ahnung, ob ... ich meine, ich weiß nicht, ich hatte Silvester halt den Eindruck, dass ... « Sie verzog das Gesicht. »Mein Gott, ist das alles peinlich. Das ist nur deine Schuld, Ali. Eigentlich sollten wir über so was jetzt gar nicht reden müssen.«

»Ist alles in bester Ordnung«, meinte Marcus fröhlich. »Er hat dich unheimlich gern. Hat er mir selbst gesagt.«

»Fängst du an zu schielen?«, fragte ihn Ellie am Montag nach der Schule.

»Kann schon sein«, sagte Marcus, weil das einfacher war, als ihr zu sagen, dass er einen Trick ausprobierte, den er Will abgesehen hatte.

»Vielleicht brauchst du eine neue Brille.«

»Ja.«

»Gibt es überhaupt noch dickere Gläser als deine?«, fragte Zoe. Sie wollte nicht gemein sein, jedenfalls glaubte er es nicht, sie war nur neugierig.

Sein Problem war, dass sie unterwegs zum Zeitschriftenladen waren, der auf ihrem Nachhauseweg von der Schule lag, und

über nichts Spezielles redeten. Will und Rachel hatten auf dem Sofa gesessen, einander angesehen und hauptsächlich darüber geredet, wie sehr sie einander mochten. Aber da er und Ellie nebeneinander auf der Straße gingen, musste Marcus sich den Hals verrenken, um die Nummer mit den Augen zu machen, und ihm war klar, dass das ein wenig seltsam aussah, aber dummerweise saßen er und Ellie nie zusammen und sahen sich an. Sie lungerten am Automaten rum und manchmal, so wie heute, trafen sie sich nach der Schule und zogen ein bisschen durch die Gegend. Was sollte er da machen? Wie konnte man jemandem tief in die Augen schauen, wenn man immer nur seine Ohren zu sehen kriegte?

Der Zeitschriftenladen war voller Kinder von der Schule, und der Typ, dem der Laden gehörte, schnauzte gerade ein paar von ihnen an, sie sollten rausgehen. Er war nicht wie Mr. Patel, der nie brüllte und den Kindern nie sagte, sie sollten verschwinden. »Ich gehe nicht«, erklärte Ellie. »Ich bin eine Kundin, kein kleines Kind.« Sie inspizierte weiter den Ständer mit Süßigkeiten, die Hand erhoben, um sofort zuschlagen zu können, wenn sie etwas sah, das ihr zusagte.

»Dann du«, sagte der Inhaber zu Marcus. »Nach draußen, bitte.«

»Hör nicht auf ihn, Marcus«, sagte Ellie. »Das verletzt deine Menschenrechte. Nur weil du jung bist, nennt er dich einen Dieb. Dafür sollte ich ihn anzeigen.«

»Schon gut«, meinte Marcus. »Ich will sowieso nichts.«

Er ging nach draußen und studierte die Zettel im Fenster.

»JUNGE ZUCHTMEISTERIN - Uniformen erhältlich« ...

»PUMA-FUSSBALLSCHUHE, GRÖSSE 5, UNGETRAGEN«

»Du bist ein Perverser, Marcus.«

Es war Lee Hartley mit ein paar seiner Kumpels; in diesem Halbjahr hatte Marcus noch nicht viel Ärger mit ihnen gehabt,

wahrscheinlich, weil er immer mit Ellie und Zoe herumhing.

»Wie?«

»Ich wette, du weißt nicht mal, was die Zettel überhaupt zu bedeuten haben, oder?«

Marcus verstand nicht, wie der erste Satz und der zweite Satz zusammenpassten: Wenn er ein Perverser war, müsste er ja verstehen, was diese Zettel zu bedeuten hatten, aber er ließ es auf sich beruhen, weil er in Situationen wie dieser immer alles auf sich beruhen ließ. Einer von Lee Hartleys Kumpanen griff nach Marcus' Brille, zog sie ihm von der Nase und setzte sie sich auf.

»Meine Fresse«, sagte er. »Kein Wunder, dass der keinen Durchblick hat.« Er taumelte einen Augenblick mit tastend ausgestreckten Armen herum und gab Grunzlaute von sich, die zeigen sollten, dass Marcus irgendwie geistig zurückgeblieben war.

»Kann ich die jetzt wiederhaben, bitte? Ohne kann ich nicht viel sehen.«

»Verpiss dich«, sagte Lee Hartleys Kumpan.

Plötzlich traten Ellie und Zoe aus dem Laden.

»Ihr miesen, kleinen Scheißer«, sagte Ellie. »Gib sie ihm wieder, oder du fängst dir dermaßen eine!«

Lee Hartleys Kumpan gab Marcus die Brille zurück, aber sie schlug ihn trotzdem, ziemlich fest, irgendwo zwischen die Nase und die Augen.

»Reingelegt«, sagte sie, und Zoe lachte. »Und jetzt verpisst euch, aber alle, bevor ich richtig sauer werde.«

»Schlampen«, sagte Lee Hartley, aber er sagte es ganz leise im Weggehen.

»Ich frage mich, wieso es mich zur Schlampe macht, wenn ich jemanden schlage«, sagte Ellie. »Jungs sind schon merkwürdige Geschöpfe. Du allerdings nicht, Marcus. Na ja, du bist

schon merkwürdig, aber auf eine andere Art.«

Aber Marcus hörte gar nicht richtig zu. Er war viel zu hingekissen von Ellie - von ihrem Stil, ihrer Schönheit und davon, dass sie Leute verprügeln konnte -, um darauf zu achten, was sie sagte.

28

Vierundzwanzig Stunden später war Marcus immer noch ganz aufgekratzt, und Will tat sich schwer, den richtigen Ton anzuschlagen. Er fand, es wäre falsch von dem Jungen, Ellies Angriff auf Lee Soundsos Kumpan als Zeugnis ihrer glühenden Liebe aufzufassen: Er bewies doch wahrscheinlich so ziemlich das Gegenteil - dass Marcus, solange er sich von Teenagermädchen auf der Straße beschützen lassen musste, keine besonders gute Partie war. Aber andererseits -vielleicht dachte Will ja ein wenig zu altmodisch. Vielleicht lief das heute so, und ein Mädchen war keinen zweiten Blick wert, ehe sie nicht irgendwem deinetwegen ein blaues Auge gehauen hatte. Ob so oder so, Marcus war noch verknallter in sie als vorher, und Will machte sich Sorgen um ihn.

»Du hättest sie sehen müssen«, schwärmte Marcus.

»Mir ist, als wäre ich dabei gewesen.«

»Klatsch!«, machte Marcus.

»Ja. Klatsch. Du sagtest es bereits.«

»Sie ist spitze.«

»Sicher, aber ... « Will wusste, dass er Marcus mit der Theorie, dass sein gegenwärtiger Opferstatus ihn, was Sex und Liebe anging, nicht weiterbrachte, vertraut machen musste, auch wenn er sich damit auf ein heikles Terrain wagt. »Was meinst du, was sie davon hält, dich heraushauen zu müssen?«

»Wie meinst du das?«

»Na ja ... normalerweise läuft das nicht so.«

»Genau. Das ist ja das Tolle.«

»Na, ich weiß nicht. Verstehst du, ich glaube, es muss Ellie schwer fallen, sich dich als ihren festen Freund vorzustellen,

wenn dir jedes Mal, wenn sie sich ein Mars kauft, einer die Brille wegnimmt und sie dann Jean-Claude Van Damme spielen muss.«

»Wer ist Jean-Claude Van Damme?«

»Vergiss es. Begreifst du, worauf ich hinaus will?«

»Und was soll ich dagegen tun? Karate lernen oder so was?«

»Ich sage ja nur, dass es am Ende vielleicht nicht die Art von Beziehung ist, die du dir wünschst. Nach meiner Erfahrung entwickeln sich Liebesgeschichten nicht so. Das hier sieht mehr nach Hündchen und Frauchen als nach Freund und Freundin aus.«

»Ist doch super«, sagte Marcus fröhlich.

»Es macht dir nichts aus, wie ein ... ein *dressiertes Meerschweinchen* behandelt zu werden?«

»Nein. Natürlich nicht. Damit bin ich zufrieden. Ich will bloß mit ihr zusammen sein.« Und das sagte er so aufrichtig und ohne jede Spur von Selbstmitleid, dass Will zum allerersten Mal den Wunsch verspürte, ihn an sich zu drücken.

Will hatte keinesfalls vor, das Ellie-Marcus-Meerschweinchen-Modell für Rachel zu übernehmen, denn auch wenn er die Schlichtheit und den Anstand von Marcus' Sehnsüchten erkannte, waren seine eigenen doch weder schlicht noch, wenn er ehrlich war, anständig, und mit dieser Tatsache im Hinterkopf wollte er die Sache angehen. Ellie wusste zumindest, wer und was Marcus war, auch wenn Marcus in dem Punkt keine Wahl hatte: Der komische kleine bebrillte Kerl, der vor dem Zeitungsladen zur Schnecke gemacht wurde, das war Marcus, und niemand behauptete irgendetwas anderes. Aber der Typ, der mit seinem zwölfjährigen Sohn zum Essen kam, das war nicht Will, und es gab jemanden, nämlich Will selbst, der eindeutig etwas anderes behauptete. Eines Tages, dachte er, würde er vielleicht die Lektion begreifen, dass eine erlogene Biographie

eine reine Kurzzeitstrategie und nur bei Beziehungen von begrenzter Lebensdauer nützlich war. Busschaffnern oder Taxifahrern konnte man jeden Unsinn auftischen, vorausgesetzt, die Fahrt war kurz, aber wenn man beabsichtigte, mit einer Frau den Rest seines Lebens zu verbringen, war es unvermeidlich, dass sie früher oder später einiges herausfand.

Will beschloss, alle falschen Vorstellungen, die er vielleicht geweckt hatte, mit der Zeit behutsam zu korrigieren, aber während ihres ersten Abends allein zu zweit musste er an den alten Aprilscherz denken, dass England den Rechtsverkehr einführen und die Umstellung nach und nach erfolgen würde. Es sah so aus, als könne man entweder lügen oder die Wahrheit sagen, und alles dazwischen sei ein ziemlicher Drahtseilakt.

»Oh«, war alles, was Rachel zunächst sagte, nachdem er ihr erklärt hatte, er sei nicht Marcus' leiblicher Vater. Sie bemühte sich vergeblich, einen Knäuel Seetang mit ihren Essstäbchen aufzunehmen.

»Weißt du, das ist nicht wirklich Seetang«, sagte Will in dem hilflosen Bemühen, es so hinzustellen, als sei seine Offenbarung keine große Geschichte - jedenfalls nicht für ihn.

»Es ist Kopfsalat oder so was. Sie hobeln ihn, braten ihn und tun Zucker und ... «

»Und wer ist dann sein leiblicher Vater?«

»Nun ja«, machte Will. Warum war ihm nicht der Gedanke gekommen, dass, wenn er es nicht war, ja ein anderer Marcus' Vater sein musste? Warum dachte er an so was nie? »Der Typ heißt Clive und lebt in Cambridge.«

»Verstehe. Und du kommst gut mit ihm aus?«

»Ja. Wir haben sogar Weihnachten zusammen verbracht.«

»Also - tut mir Leid, ich blicke hier nicht ganz durch - wenn du nicht der leibliche Vater von Marcus bist und er auch nicht bei

dir lebt, wieso ist er dann dein Sohn?»

»Ja. Ha, ha. Ich verstehe, was du meinst. Für einen Außenstehenden muss das sehr verwirrend aussehen.«

»Dann sag mir, wie es von drinnen aussieht.«

»Es ist halt so ein Vater-Sohn-Verhältnis. Ich bin alt genug, sein Vater zu sein. Er ist jung genug, mein Sohn zu sein. Also -«

»Du bist alt genug, um der Vater von so ziemlich jedem unter zwanzig zu sein. Warum ausgerechnet dieser Junge?«

»Ich weiß nicht. Wie das halt so geht. Möchtest du jetzt auf Wein umsteigen oder bleibst du beim chinesischen Bier? Aber erzähl doch mal von deinem Verhältnis zu Ali. Ist das auch so kompliziert wie das zwischen mir und Marcus?«

»Nein. Ich habe mit seinem Vater geschlafen und Ali neun Monate später zur Welt gebracht. Das war alles. Ziemlich unspektakulär, aber so ist das normalerweise.«

»Ja. Beneidenswert.«

»Tut mir Leid, wenn ich noch mal darauf zurückkomme, aber ich habe das immer noch nicht ganz kapiert. Du bist Marcus' Stiefvater, aber du lebst weder mit ihm noch mit seiner Mutter zusammen.«

»Ja, so kann man das wohl auch betrachten.«

»Wie könnte man es sonst betrachten?«

»Ha. Ich verstehe, was du meinst«, sagte er nachdenklich, als sei ihm erst in der Sekunde aufgefallen, dass es nur eine einzige Weise gab, es zu betrachten.

»Hast du jemals mit der Mutter von Marcus zusammengelebt?«

»Kommt darauf an, was du mit ›zusammenleben‹ meinst.«

»Hattest du je ein Paar frische Socken in ihrer Wohnung? Oder eine Zahnbürste?«

Mal angenommen, Fiona hätte ihm ein Paar Socken zu Weihnachten geschenkt. Und er hätte sie bei ihr gelassen und wäre

bislang noch nicht dort gewesen, um sie abzuholen. Dann könnte er guten Gewissens behaupten, er hätte nicht nur einmal ein Paar frischer Socken bei Fiona *gehabt*, sondern *sie wären immer noch dort!* Nur hatte sie ihm dummerweise keine Socken, sondern dieses blöde Buch geschenkt. Und selbst das Buch hatte er nicht bei ihr gelassen. Damit war das Traumsockenszenario nicht mehr als das - ein Traum. »Nein.«

»Einfach nein?«

»Ja.«

Er nahm sich die letzte Minifrühlingsrolle, tunkte sie in die Chilisaucе, stopfte sie sich in den Mund und benahm sich, als sei sie viel zu groß und würde ihn einige Minuten am Sprechen hindern. Rachel würde das Reden übernehmen müssen, und wahrscheinlich würde sie irgendwann über etwas anderes reden wollen. Er hätte gerne gehört, welches Buch sie zur Zeit illustrierte oder wie groß ihr Ehrgeiz war, ihre Arbeiten auszustellen, oder auch, wie sehr sie sich auf das Wiedersehen mit ihm gefreut hatte. Das waren die Gesprächsthemen, die ihm vorgeschwebt hatten; Gespräche über imaginäre Kinder hatte er satt, und noch mehr Gespräche darüber, warum er sie eigentlich erfunden hatte.

Aber Rachel saß nur da und wartete darauf, dass er seinen Bissen aufaß, und soviel er auch kaute, grimassierte, schluckte und würgte, eine Minifrühlingsrolle hielt nicht ewig vor. Also sagte er ihr die Wahrheit, wie er es hatte kommen sehen, und sie war entsetzt, was ihr gutes Recht war.

»Ich habe nie ausdrücklich behauptet, er sei mein Sohn. Die Worte ›Ich habe einen Sohn namens Marcus‹ sind nie über meine Lippen gekommen. Du hast das nur so verstehen wollen.«

»Klar, genau. Ich bin hier die Traamtänzerin. Ich wollte glauben, du hättest einen Sohn, darum ist meine Phantasie mit mir

durchgegangen.«

»Weißt du, das ist eine sehr interessante Theorie. Ich habe in der Zeitung mal von einem Kerl gelesen, der lauter Frauen in den besten Jahren reinlegen und sie um ihre sämtlichen Ersparnisse erleichtern konnte, nur weil sie ihn für vermögend hielten. Und der Witz war, er musste nicht mal irgendwas tun, um es ihnen zu beweisen. Sie glaubten ihm einfach.«

»Er hat ihnen also erzählt, er wäre reich. Er hat gelogen. Das ist was anderes.«

»Ah ja. Ich verstehe, was du meinst. An dem Punkt beginnt der Vergleich zu hinken, nicht?«

»Weil du nicht gelogen hast. Ich habe mir das alles ausgedacht. Ich dachte mir: Netter Typ, hätte er doch bloß ein Kind, einen linkischen, möglichst vorpubertären Sohn, und dann tauchst du mit Marcus bei mir zu Hause auf, und Bingo! konstruierte ich aus einem tief verwurzelten, unbewussten Zwang heraus diesen verrückten Zusammenhang.«

Es wurde nicht ganz so schlimm, wie Will befürchtet hatte. Sie konnte definitiv auch eine komische Seite daran sehen, obwohl sie ihn ganz klar für einen Irren hielt.

»Lass dir deswegen keine grauen Haare wachsen. Hätte jedem passieren können.«

»He, überspann den Bogen nicht. Wenn ich amüsiert und tolerant sein will, ist das meine Sache. Ich bin noch nicht so weit, dass du auch Witze reißen darfst.«

»Entschuldigung.«

»Aber wie passt Marcus da rein? Ich meine, du hast ihn ja offenbar nicht für den Nachmittag angeheuert. Irgendeine Beziehung scheint da doch zu bestehen.«

Sie hatte natürlich Recht, und er rettete einen potentiell katastrophalen Abend, indem er ihr alles beichtete, was es zu beichten gab. Beinahe alles, jedenfalls: Er erzählte ihr nicht, dass er Marcus überhaupt nur kennen gelernt hatte, weil er SPAT

beigetreten war. Er sagte es ihr nicht, weil er dachte, es würde nicht gut klingen, wenn er direkt nach einer ganz ähnlichen Enthüllung damit kam. Sie sollte nicht am Ende den Eindruck gewinnen, er hätte ein Problem.

Rachel lud ihn nach dem Essen noch zu sich auf einen Kaffee ein, aber Will wusste, dass kein Sex in der Luft lag. Oder genauer gesagt, es gab da einen zarten, kaum wahrnehmbaren Hauch, aber da er von ihm ausging, zählte er nicht. Er fand Rachel so attraktiv, dass immer Sex in der Luft liegen würde, wenn er mit ihr zusammen war. Von ihr schien nur stille Belustigung und eine Art verblüffter Toleranz zu kommen, und obwohl er für diese kleinen Gunstbeweise dankbar war, konnte er sich kaum vorstellen, dass das Vorboten irgendwelcher körperlicher Intimitäten waren, die über ein flüchtiges Haarezausen hinausgingen.

Rachel servierte Kaffee in riesengroßen blauen Designertassen, und sie nahmen einander gegenüber Platz, Rachel auf dem Sofa ausgestreckt, Will kerzengerade in einem alten Sessel, auf dem eine asiatisch aussehende Zierdecke lag.

»Warum dachtest du, Marcus würde dich interessanter erscheinen lassen?«, fragte sie ihn, nachdem sie eingeschenkt, umgerührt, gepustet und alles andere gemacht hatten, was sie mit Kaffeetassen anzufangen wussten.

»Machte es mich interessanter?«

»Ja, ich glaube schon.«

»Wieso?«

»Weil ... Willst du wirklich die Wahrheit wissen?«

»Ja.«

»Weil ich dich irgendwie für eine Null hielt - einer, der nicht arbeitet, sich für nichts engagiert, anscheinend nicht viel zu sagen hat, und als du dann sagtest, du hättest ein Kind ... «

»Das habe ich ja gar -«

»Ja ja, wie auch immer. Da dachte ich, du hast diesen Typ ganz falsch eingeschätzt.«

»Na bitte. Du hast dir die Frage selbst beantwortet.«

»Aber ich *habe* dich falsch eingeschätzt.«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Weil da wirklich etwas ist. Das mit Marcus ist keine reine Erfindung von dir. Du engagierst dich, dir liegt etwas an ihm. Und du verstehst ihn und machst dir Sorgen um ihn. Also bist du nicht der Mann, für den ich dich hielt, bevor du ihn erwähnt hast.«

Will wusste, dass ihn das eigentlich hätte aufmuntern sollen, aber das tat es nicht. Zum einen kannte er Marcus erst seit wenigen Monaten, daher hatte Rachel eine interessante Frage hinsichtlich der sechsenddreißig Jahre aufgeworfen, die ihm durch die Finger geglitten waren. Und außerdem wollte er nicht durch Marcus definiert sein. Er wollte ein eigenes Leben und eine eigene Identität haben; er wollte um seiner selbst willen interessant sein. Wo hatte er diese Klage schon einmal gehört? Genau, bei SPAT. Er hatte sich in einen Alleinerziehenden verwandelt, ohne sich vorher die Mühe zu machen, ein Kind zu zeugen.

Allerdings hatte Jammern jetzt keinen Sinn mehr. Dazu war es zu spät; er hatte seine eigenen Ratschläge in den Wind geschlagen, Ratschläge, mit denen er sein gesamtes Erwachsenenleben lang gut gefahren war. Wie Will es sah, war der Grund für die Depressionen einiger Leute von SPAT weniger der, dass sie Kinder hatten. Ihre Probleme hatten viel früher begonnen, nämlich, als sie sich verliebten und sich damit verletzbar machten. Nun hatte Will das Gleiche getan, und er musste sich gestehen, dass er nur bekam, was er verdiente. Bald würde er mit geschlossenen Augen singen, und es gab nichts, was er dagegen tun konnte.

29

Drei oder vier Wochen lang - länger konnte es nicht gewesen sein, aber wenn Marcus später zurückblickte, kam es ihm wie Monate oder Jahre vor - passierte gar nichts. Er traf Will, er traf Ellie (und Zoe) in der Schule, Will kaufte ihm eine neue Brille und ließ ihm beim Friseur die Haare schneiden, dank Will lernte er einige Interpreten kennen, die nicht Joni Mitchell oder Bob Marley hießen und die Ellie kannte und nicht hasste. Er fühlte sich, als würde er sich verändern, in seinem Körper und in seinem Kopf, und dann ging bei seiner Mutter die Heulerei wieder los.

Wie vorher schien es keinen konkreten Grund dafür zu geben. Und genau wie vorher begann es langsam, mit einem gelegentlichen Schniefen nach dem Essen, das sich eines Abends in einen langen, beängstigenden Heulkampf steigerte, einen Ausbruch, gegen den Marcus nichts machen konnte, ganz gleich, wie viele Fragen er ihr stellte und wie oft er sie umarmte; und schließlich waren auch die Tränen beim Frühstück wieder da, und er wusste ganz genau, dass es schlimm stand und dass sie Schwierigkeiten hatten.

Eins aber war anders: Vorher, während der ersten Phase des Frühstückssweins, ein paar hundert Jahre früher, war er auf sich allein gestellt gewesen, jetzt waren alle möglichen Leute da. Er hatte Will, er hatte Ellie, er hatte ... na, immerhin, er hatte zwei Menschen, zwei Freunde, und stand damit schon besser da als vorher. Er bräuchte nur zu einem von den beiden hinzugehen und zu sagen: »Meine Mutter hat wieder damit angefangen«, und sie würden wissen, was er meinte, und in der Lage sein, irgendetwas Hilfreiches zu sagen.

»Meine Mutter hat wieder damit angefangen«, sagte er zu Will am zweiten Tag des Frühstückssweinens. (Am ersten Tag hatte er noch nichts erzählt, falls es sich nur als vorübergehende Depression erweisen sollte, aber als es am nächsten Morgen wieder losging, begriff er, dass es dumm gewesen war, sich Hoffnungen zu machen.)

»Womit?«

Im ersten Moment war Marcus enttäuscht, aber er hatte Will ja wirklich nicht viele Anhaltspunkte gegeben. Sie konnte mit allem Möglichen wieder angefangen haben, eigentlich komisch, wenn man darüber nachdachte: Niemand konnte behaupten, seine Mutter sei berechenbar. Sie könnte wieder meckern, weil Marcus in Wills Wohnung ging, sie könnte ihn wegen der Klavierstunden nerven, oder sie könnte einen neuen Freund kennen gelernt haben, den Marcus nicht besonders leiden konnte (Marcus hatte Will von den merkwürdigen Männern erzählt, mit denen sie nach der Trennung von Clive zusammen gewesen war) ... Es war irgendwie ganz nett, sich die verschiedenen Dinge vorzustellen, die er gemeint haben könnte, als er sagte, sie habe wieder damit angefangen. Es ließ seine Mutter interessant und kompliziert erscheinen, was sie natürlich war.

»Mit dem Heulen.«

»Oh.« Sie waren in Wills Küche und toasteten Crumpets im Grill; das war ein Donnerstagnachmittags-Ritual, das sich bei ihnen eingebürgert hatte. »Machst du dir Sorgen um sie?«

»Klar. Sie ist wieder genau wie vorher. Schlimmer sogar.« Das stimmte nicht. Nichts konnte schlimmer sein als vorher, denn vorher war es ewig lange so gegangen und hatte dann am Tag der toten Ente den Höhepunkt erreicht, aber er wollte sichergehen, dass Will begriff, wie ernst es war.

»Und was willst du nun unternehmen?«

Marcus war gar nicht auf den Gedanken gekommen, dass er etwas unternehmen müsse, zum einen, weil er auch vorher nichts unternommen hatte (andererseits war »vorher« ja nicht ganz so toll gelaufen, also sollte er sich »vorher« vielleicht nicht zum Vorbild nehmen), und zum anderen, weil er dachte, Will könnte sich einschalten. Das wollte er eigentlich. Dazu hatte man doch Freunde, fand er. »Was *ich* unternehmen will? Was willst du denn unternehmen?«

»Was *ich* unternehmen will?« Will lachte, aber dann fiel ihm ein, dass das Thema im Grunde nicht komisch war. »Ich kann nichts tun, Marcus.«

»Du könntest mit ihr sprechen.«

»Warum sollte sie auf mich hören? Wer bin ich denn? Ein Niemand.«

»Du bist kein Niemand. Du bist ...«

»Nur weil du nach der Schule hier eine Tasse Tee trinken kommst, kann ich deine Mutter noch lange nicht daran hindern ... kann ich deine Mutter noch lange nicht aufmuntern. Ich weiß sogar genau, dass ich es nicht kann.«

»Ich dachte, wir wären Freunde.«

»Au. Scheiße. Entschuldigung.« Will hatte sich die Finger verbrannt, als er versuchte, ein Crumpet herauszunehmen. »Dafür hältst du uns also? Freunde?« Das schien er auch wieder komisch zu finden; er grinste jedenfalls.

»Ja. Für was würdest du uns denn halten?«

»Ach, Freunde geht in Ordnung.«

»Warum grinst du?«

»Hat doch was Komisches, oder? Du und ich?«

»Irgendwie schon.« Marcus dachte noch ein wenig darüber nach, »Wieso?«

»Wegen des Größenunterschieds.«

»Oh. Verstehe.«

»Achtung, Witz.«

»Ha, ha.«

Will ließ Marcus die Crumpets buttern, weil er das so liebte. Es war viel besser, als Toast zu buttern, denn bei Toast passierte es schon mal, dass die Butter zu kalt und hart war und man nur das Dunkle abkratzte, das Toast erst zu Toast machte, und das hasste er. Bei Crumpets ging es wie von selbst: Man tat einfach einen Klacks Butter drauf, wartete ein paar Sekunden und verteilte sie dann noch ein bisschen, bis sie in den Löchern zu versickern begann. Das war eine der wenigen Gelegenheiten im Leben, wo immer alles wie geschmiert lief.

»Willst du was drauf haben?«

»Ja.« Er nahm sich den Honig, steckte das Messer ins Glas und begann es zu drehen.

»Hör mal«, sagte Will. »Du hast Recht. Wir sind Freunde. Und darum kann ich nichts für deine Mutter tun.«

»Wieso denn nicht?«

»Ich habe gesagt, das mit dem Größenunterschied ist ein Witz, aber vielleicht stimmt das gar nicht. Vielleicht solltest du es genauso sehen. Ich bin dein Kumpel und bin ungefähr zwei Köpfe größer als du, und das wär's.«

»Tut mir Leid«, sagte Marcus, »ich verstehe dich nicht.«

»Ich hatte in der Schule auch einen Freund, der zwei Köpfe größer war als ich. Ein echter Riese. Er war in der zweiten Klasse schon eins achtzig.«

»Zweite Klassen haben wir nicht.«

»Ist doch egal, welche Klasse. Achte.«

»Und weiter?«

»Ich hätte ihn niemals um Hilfe gebeten, wenn meine Mutter deprimiert war. Wir haben uns über Fußball und *Cobra*, *übernehmen Sie* unterhalten, und das war's. Nimm mal an, wir hätten zum Beispiel, ich weiß nicht, meinetwegen darüber geredet, ob Peter Osgood für England spielen sollte, und ich hätte dann plötzlich gesagt: ›Hey Phil, könntest du nicht mal mit

meiner Mutter reden, denn sie weint dauernd«, dann hätte er mich angeglotzt, als wäre ich bekloppt. Er war zwölf. Was sollte er meiner Mutter erzählen? »Hallo, Mrs. Freeman, haben Sie es schon mal mit Beruhigungspillen versucht?«

»Ich kenne keinen Peter Osgood. Ich verstehe nichts von Fußball.«

»Ach, Marcus, sei doch nicht so begriffsstutzig. Was ich dir sagen will, ist: Okay, ich bin dein Freund. Ich bin nicht dein Onkel, ich bin nicht dein Vater, ich bin nicht dein großer Bruder. Ich kann dir sagen, wer Kurt Cobain ist und welche Turnschuhe richtig sind, mehr nicht. Kapiert?«

»Ja.«

»Gut.«

Aber auf dem Heimweg erinnerte Marcus sich an das Ende des Gesprächs, wie Will in einem Ton »Kapiert?« gesagt hatte, der ihm zu verstehen geben sollte, dass das Gespräch beendet war, und er fragte sich, ob Freunde so was taten. Er glaubte nicht, dass sie das taten. Er kannte Lehrer, die das sagten, und Eltern, die das sagten, aber er kannte keine Freunde, die das sagten, ganz egal, wie groß sie waren.

Marcus war von Wills Reaktion nicht wirklich überrascht. Wenn man ihn gefragt hätte, wer sein bester Freund war, hätte er Ellie genannt, nicht nur, weil er sie liebte und mit ihr gehen wollte, auch weil sie nett zu ihm war, immer schon, abgesehen von ihrer ersten Begegnung, wo sie ihn dreckige kleine Rotznase genannt hatte. Damals war sie nicht besonders nett gewesen. Man konnte nicht behaupten, Will sei niemals nett zu ihm gewesen, man denke an die Turnschuhe, die Crumpets, die Videospiele und so weiter, aber man konnte behaupten, dass Will manchmal nicht begeistert war, ihn zu sehen, besonders wenn er vier oder fünf Tage am Stück vorbeikam. Ellie hingegen umarmte ihn immer und machte um ihn ein großes Getue,

und das, fand Marcus, musste etwas zu bedeuten haben. Heute aber schien sie sich nicht sehr zu freuen, ihn zu sehen. Sie machte einen niedergeschlagenen und verstörten Eindruck, sagte kein Wort und reagierte auch nicht, als er sie in der Pause in ihrer Klasse besuchte. Zoe saß neben ihr, sah sie an und hielt ihre Hand.

»Was ist passiert?«

»Hast du nichts davon gehört?«, fragte Zoe.

Marcus hasste es, wenn man ihn das fragte, denn das hatte er nie.

»Ich glaub nicht.«

»Kurt Cobain.«

»Was ist mit ihm?«

»Hat versucht, sich umzubringen. Mit einer Überdosis.«

»Geht es ihm gut?«

»Wir glauben schon. Sie haben ihm den Magen ausgepumpt.«

»Gut.«

»Nichts ist gut«, sagte Ellie.

»Nein«, sagte Marcus, »aber ... «

»Er wird es tun, weißt du«, sagte Ellie. »Irgendwann. Das tun sie immer. Er will sterben. Das war kein Hilferuf. Er hasst diese Welt.«

Marcus wurde plötzlich übel. Als er gestern Abend Wills Wohnung verlassen hatte, hatte er sich dieses Gespräch mit Ellie ausgemalt, und wie sie ihm auf eine Weise Mut machen würde, wie Will es nie könnte, doch jetzt war alles ganz anders; stattdessen begann sich der Raum langsam um ihn zu drehen, und alle Farben darin verblassten.

»Woher willst du das wissen? Woher weißt du, dass er nicht nur Scheiße gebaut hat? Ich wette, so was macht er nie wieder.«

»Du weißt nicht, wie er ist«, sagte Ellie.

»Und du auch nicht«, schrie Marcus sie an. »Er ist ja nicht mal ein realer Mensch. Er ist bloß ein Sänger. Er ist nur ein Gesicht auf einem Sweatshirt. Es ist ja nicht so, als sei er die Mutter von jemandem.«

»Nein, er ist der Vater von jemandem, du kleiner Sack«, sagte Ellie. »Er ist der Vater von Frances Bean. Er hat eine wunderschöne kleine Tochter und will trotzdem sterben. Jetzt weißt du's.«

Ja, jetzt wusste er's, dachte Marcus. Er drehte sich um und rannte nach draußen.

Er beschloss, die nächsten Stunden zu schwänzen. Wenn er in die Mathestunde ginge, würde er dasitzen und träumen und verspottet und ausgelacht werden, wenn er versuchte, eine Frage zu beantworten, die, wenn überhaupt, bereits vor einer Stunde oder einem Monat gestellt worden war. Er wollte allein sein, um vernünftig nachdenken zu können, ohne überflüssige Störungen, darum ging er zum Jungenklo an der Sporthalle und schloss sich in die Kabine ganz rechts ein, denn in der verliefen tröstlich warme Heizungsrohre an der Wand, auf die man sich hocken konnte. Nach ein paar Minuten kam jemand herein und begann an die Tür zu treten.

»Bist du da drin, Marcus? Es tut mir Leid. Ich hatte nicht an das mit deiner Mutter gedacht. Ist schon gut. Sie ist nicht wie Kurt.«

Er zögerte einen Augenblick, dann entriegelte er die Tür und linste hinaus.

»Woher weißt du das?«

»Weil du Recht hast. Er ist kein realer Mensch.«

»Das sagst du nur, um mich zu trösten.«

»Okay, er ist ein realer Mensch. Aber er ist kein normaler realer Mensch.«

»Wie denn das?«

»Keine Ahnung. Ist eben so. Er ist wie James Dean, Marilyn Monroe und Jimi Hendrix und solche Leute. Man weiß, dass er sterben wird, und damit ist es okay.«

»Okay für wen? Nicht für ... wie hieß sie gleich?«

»Frances Bean?«

»Ja. Warum sollte es für sie okay sein? Für sie ist das nicht okay. Nur für dich ist es okay.«

Ein Junge aus Ellies Jahrgang kam rein, um aufs Klo zu gehen.

»Hau schon ab«, sagte Ellie, als hätte sie das schon hundertmal vorher gesagt und der Junge sowieso kein Recht, überhaupt pinkeln zu wollen. »Wir unterhalten uns.« Er machte den Mund auf, um zu widersprechen, begriff dann, mit wem er sich anlegen wollte, und ging wieder hinaus. »Kann ich reinkommen?«, fragte Ellie, als er weg war.

»Wenn der Platz reicht.«

Sie quetschten sich nebeneinander auf die Heizungsrohre, und Ellie zog die Tür zu und schloss ab.

»Du denkst, ich würde mich auskennen, aber das stimmt nicht«, sagte Ellie. »Nicht richtig. Ich verstehe überhaupt nichts von solchen Sachen. Ich verstehe nicht, warum er sich so fühlt, wie er sich fühlt, oder warum sich deine Mutter fühlt, wie sie sich fühlt. Und ich weiß nicht, wie ich mich an deiner Stelle fühlen würde. Ich hätte ziemliche Angst, schätze ich.«

»Ja.« Und dann begann er zu weinen. Es war kein lautes Weinen, ihm traten nur die Tränen in die Augen und liefen langsam seine Wangen hinunter, aber es war trotzdem peinlich. Er hätte nie gedacht, dass er vor Ellie weinen würde.

Sie legte ihren Arm um ihn. »Ich will damit sagen: Hör nicht auf mich. Du weißt mehr als ich. Eigentlich müsstest du mir was darüber sagen.«

»Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.«

»Dann lass uns über etwas anderes reden.« Aber eine Zeit lang

redeten sie überhaupt nicht. Sie saßen zusammen auf den Rohren, bewegten ihre Hintern, wenn sie zu heiß wurden, und warteten, bis sie bereit waren, wieder in die Welt hinauszugehen.

30

Will war nicht schwindelfrei, darum schaute er nicht gerne nach unten. Aber manchmal ging es nicht anders. Manchmal sagte irgendjemand irgendetwas, und dann sah er nach unten und verspürte den unwiderstehlichen Drang zu springen. An das letzte Mal konnte er sich noch gut erinnern: Das war, als er und Jessica sich getrennt hatten und sie ihn spätnachts anrief und sagte, er sei zu nichts zu gebrauchen, das Letzte, aus ihm würde nie was werden und er würde es nie zu was bringen und dass er mit ihr die Chance gehabt hätte - sie hatte da eine verschrobene, unbegreifliche Redewendung benutzt -, *ein bisschen Salz aufs Eis zu streuen*, das war es gewesen, weil er dann eine ernsthafte, erfüllte Beziehung gehabt hätte, und vielleicht eine Familie. Und während sie das sagte, überkam ihn ein klammes, flaues Panikgefühl, weil er wusste, dass es Menschen gab, die ihr darin zustimmen würden, aber er wusste auch, dass er beim besten Willen nichts dagegen tun konnte.

Dasselbe Gefühl hatte er auch gehabt, als Marcus ihn bat, etwas wegen Fiona zu unternehmen. Natürlich sollte er wegen Fiona etwas unternehmen; das ganze Gerede, er sei nicht anders als Marcus, nur größer, war natürlich Mumpitz. Er war älter als Marcus, er kannte sich besser aus ... Wie man es auch betrachtete, immer fand sich etwas, das ihm sagte: Misch dich ein, hilf dem Jungen, kümmere dich um ihn.

Er wollte ihm ja helfen und hatte es in mancher Hinsicht schon getan. Aber diese Sache mit den Depressionen, in die wollte er auf keinen Fall verwickelt werden. Er konnte das ganze Gespräch schon aus dem Kopf diktieren, er hörte es wie ein Hör-

spiel, und ihm gefiel nicht, was er hörte. Es gab da vor allem ein Wort, bei dem er sich die Ohren zuhalten wollte; das war schon immer so gewesen und würde auch so bleiben, solange sich sein Leben um *Countdown* und *Home and Away* und neue Sandwichkreationen bei Marks & Spencer drehte, und er sah keine Möglichkeit, das Wort zu vermeiden, wenn er mit Fiona über ihre Depressionen sprach. Dieses Wort hieß »Sinn«. Wie in »Welchen Sinn hat das?«, »Das Leben hat keinen Sinn mehr«, »Das ist doch sinnlos«. Man konnte kein Gespräch über das Leben und schon gar nicht über die Aussicht, es zu beenden, führen, ohne auf den beschissenen Sinn zu sprechen zu kommen, und Will fiel beim besten Willen kein Sinn ein. Manchmal war das okay; zum Beispiel, wenn man um zwei Uhr morgens total weggebombt von halluzinogenen Pilzen war und irgendein Arschloch, das mit dem Kopf an die Boxen gelehnt auf dem Boden lag, über den Sinn sprechen wollte, dann brauchte man nur zu sagen: »Es gibt keinen Sinn, also halt den Rand.« Aber das konnte man niemandem sagen, der so unglücklich und verwirrt war, dass er sich eine ganze Flasche Tabletten in den Hals kippen und bis zum Jüngsten Tag ausschlafen wollte. Jemandem wie Fiona zu sagen, es gäbe keinen Sinn, wäre mehr oder weniger das Gleiche, wie sie umzubringen, und auch wenn Will nicht immer einer Meinung mit ihr gewesen war, konnte er doch ehrlich sagen, dass er nicht den Wunsch hatte, sie zu töten. Menschen wie Fiona kotzten ihn so richtig an. Sie zogen alle anderen runter. Es war gar nicht leicht, immer obenauf zu schwimmen; dazu gehörten Geschick und eiserne Nerven, und wenn einem Menschen dann erzählten, sie dächten an Selbstmord, konnte man förmlich spüren, wie sie einen mit sich in die Tiefe rissen. Den Kopf über Wasser zu halten, nur darum ging es, glaubte Will. Darum ging es jedem, aber alle, die einen Grund zum Leben hatten, Jobs, Beziehungen oder Haustiere, die hatten den Kopf ohnehin

weit über Wasser. Die wateten im seichten Ende des Beckens und konnten nur bei einem grotesken Unfall, einer unerwarteten Riesenwelle aus der Wellenmaschine, absaufen. Aber Will musste ganz schön strampeln. Er hatte sich ins tiefe Becken gewagt und einen Krampf bekommen, wahrscheinlich, weil er zu kurz nach dem Mittagessen reingesprungen war, und er sah schon lebhaft vor sich, wie er von einem Lackaffen von Rettungsschwimmer mit blondem Haar und Waschbrettbauch herausgefischt wurde, nachdem seine Lungen reichlich Zeit gehabt hatten, sich mit gechlortem Wasser zu füllen. Er brauchte einen Rettungsring, an den er sich klammern konnte, und keinen Ballast wie Fiona. Es tat ihm ja Leid, aber so war es nun mal. Und das war das Gute an Rachel: Sie war sein Rettungsring. Sie konnte ihn über Wasser halten. Er ging Rachel besuchen.

Seine Beziehung zu Rachel war bizarr, jedenfalls das, was Will unter bizarr verstand, wenn auch nicht ganz so bizarr wie das, was David Cronenberg oder der Typ, der *Die Wespenfabrik* geschrieben hatte, vermutlich darunter verstanden. Das Bizarre war, dass sie immer noch nicht miteinander geschlafen hatten, obwohl sie sich seit ein paar Wochen regelmäßig sahen. Das war bislang einfach kein Thema gewesen. Er war ziemlich sicher, dass sie ihn mochte, denn sie schien seine Gesellschaft zu genießen, und ihnen ging nie der Gesprächsstoff aus; und er war mehr als sicher, dass er sie mochte, denn er genoss ihre Gesellschaft, er wollte für den Rest seines Lebens ununterbrochen mit ihr zusammen sein, und er konnte sie nicht ansehen, ohne sich bewusst zu sein, dass er dabei riesengroße und wahrscheinlich komisch wirkende Pupillen bekam. Man konnte durchaus sagen, dass ihre Gefühle füreinander unterschiedlich heftig waren.

(Zu allem anderen hatte er auch noch das fast unwiderstehliche

Verlangen entwickelt, sie zu küssen, wenn sie etwas Interessantes sagte, und er hielt das für ein gutes Zeichen - er hatte noch nie eine Frau küssen wollen, nur weil sie geistreich war -, sie wurde allerdings misstrauisch, obwohl sie, soweit er das beurteilen konnte, nicht ahnte, was in ihm vorging. Es war immer das Gleiche: Sie sprach humorvoll, leidenschaftlich und mit origineller, spritziger Intelligenz über Ali oder Musik oder ihre Bilder, und er verlor sich in irgendwelche möglicherweise erotischen, aber ganz bestimmt romantischen Träumereien, bis sie ihn irgendwann fragte, ob er überhaupt zuhöre, was ihm dann so peinlich war, dass er derart übertrieben protestierte, dass man den Eindruck haben musste, er hätte nicht zugehört, weil sie ihn zu Tode langweilte. Es war wirklich ein doppeltes Paradoxon: Man genoss die Unterhaltung mit einer Frau so sehr, dass man a) aussah, als würde man gleich einschlafen, und sie b) zum Schweigen bringen wollte, indem man seinen Mund auf ihren presste. So ging das nicht weiter, das musste anders werden, aber er hatte keine Ahnung, wie: Er war noch nie in einer solchen Situation gewesen.)

Er hatte nichts dagegen, eine Frau zum Freund zu haben; die Erkenntnis, die ihm bei dem Drink mit Fiona gekommen war, dass er noch nie eine Beziehung zu einer Frau gehabt hatte, mit der er nicht schlafen wollte, beunruhigte ihn noch immer. Das Problem war nur, dass er ausgesprochen gerne mit Rachel schlafen wollte und nicht wusste, ob er es aushalten würde, die nächsten zehn oder zwanzig Jahre oder wie lange Freundschaften mit Frauen normalerweise hielten (woher wollte er das wissen?) mit stark erweiterten Pupillen neben ihr auf dem Sofa zu sitzen und ihr zuzuhören, wie sie mit unbeabsichtigtem Sexappeal über das Zeichnen von Mäusen sprach. Genauer gesagt, er wusste nicht, ob seine Pupillen das aushalten würden. Würden sie nicht mit der Zeit anfangen zu schmerzen? Er war sich ziemlich sicher, dass ihnen das ganze Erweitern und

Zusammenziehen gar nicht gut tun würde, aber den Pupillenschmerz würde er Rachel gegenüber erst erwähnen, wenn gar nichts anderes half; es bestand zwar die vage Möglichkeit, dass Rachel mit ihm schlafen würde, um sein Augenlicht zu retten, aber er hätte einen anderen, klassischromantischeren Weg zu ihrem Bett vorgezogen. Oder seinem Bett. In welchem Bett sie es taten, war ihm gleich. Es war nur so, dass es einfach nicht dazu kam.

Und dann, an just diesem Abend, passierte es, ohne dass er zu dem Zeitpunkt den Grund dafür erkennen konnte, auch wenn ihm im Nachhinein ein oder zwei Erklärungen einfielen, die ihm zwar einleuchteten, aber auch gewisse Rückschlüsse zuließen, die ihn ein wenig beunruhigten. Im einen Moment unterhielten sie sich noch, im nächsten Moment küssten sie sich, und im Moment darauf führte sie ihn an der einen Hand die Treppe hoch, während sie mit der anderen ihr Jeanshemd aufknüpfte. Das Verrückte war, dass er überhaupt keinen Sex gewittert hatte; er war einfach nur vorbeigekommen, um eine gute Freundin zu treffen, weil er etwas deprimiert gewesen war. Das war also der erste beunruhigende Rückschluss: Wenn es zu Sex kam, ohne dass er vorher bemerkt hatte, dass Sex in der Luft lag, hatte er offenbar keine besondere Spürnase für Sex. Wenn man unmittelbar im Anschluss an eine vermeintlich sexfreie Unterhaltung von einer wunderschönen Frau ins Schlafzimmer geführt wird, während sie gleichzeitig ihr Hemd aufknüpft, hat man wohl irgendwo nicht richtig aufgepasst.

Es begann mit einer glücklichen Fügung, die er zunächst nicht als solche erkannte: Ali war an diesem Abend nicht zu Hause, er übernachtete bei einem Schulkameraden. Hätte Rachel ihm in irgendeinem anderen Stadium ihrer Beziehung gesagt, dass sie ausnahmsweise von ihrem psychotisch ödipalen Sohn befreit war, hätte er das als Zeichen des Allmächtigen gedeutet,

dass es ans Bumsen ging, aber heute registrierte er es gar nicht. Sie gingen in die Küche, sie machte Kaffee, und noch ehe das Wasser kochte, war er schon mitten in der Geschichte über Fiona und Marcus und den Sinn.

»Was der Sinn ist?«, wiederholte sie. »Du lieber Himmel.«

»Und sag jetzt bloß nicht Ali. Ich habe keinen Ali.«

»Du hast einen Marcus.«

»Es fällt einem schwer, sich Marcus als den Sinn von irgendwas vorzustellen. Ich weiß, das hört sich schrecklich an, aber es stimmt. Du hast ihn ja kennen gelernt.«

»Er ist nur etwas verkorkst. Aber er bewundert dich.«

Will war nie auf den Gedanken gekommen, Marcus könne ihm tatsächlich echte Gefühle entgegenbringen, und erst recht nicht Gefühle, die Dritten auffielen. Er wusste, dass Marcus gerne bei ihm war, und er wusste, dass Marcus ihn als seinen Freund betrachtete, aber all das hatte er bloß als Ausdruck der Verschrobenheit und Einsamkeit des Jungen gewertet. Durch Rachels Feststellung, dass da echte Gefühle im Spiel waren, sah das jetzt ganz anders aus, so wie man manchmal, wenn man von einer Frau, die man zuerst nicht beachtet hatte, erfuhr, dass sie einen anziehend findet, die Situation neu bewertete und sie plötzlich mit anderen Augen ansah.

»Meinst du?«

»Natürlich tut er das.«

»Als Sinn taugt er trotzdem nichts. Wenn ich gerade meinen Kopf in den Gasofen gesteckt hätte, würde ich ihn nicht unbedingt wieder rausziehen, nur weil du mir sagst, dass Marcus mich verehrt.« Rachel lachte. »Was ist daran so komisch?«

»Ich weiß nicht. Ich stelle mir nur gerade die Situation vor. Wenn du am Ende eines gemeinsamen Abends deinen Kopf in den Gasofen stecken würdest, wären wir uns wohl einig, dass

der Abend kein umwerfender Erfolg gewesen ist.«

»Ich ... « Will brach ab, nahm einen neuen Anlauf und haspelte in aller Aufrichtigkeit, mit viel mehr Aufrichtigkeit, als er in einem Satz unterbringen konnte, drauflos: »Ich würde meinen Kopf niemals nach einem Abend mit dir in den Gasofen stecken.«

Er hatte es kaum ausgesprochen, da wusste er schon, dass es ein Riesenfehler gewesen war. Er hatte es ernst gemeint, aber gerade das machte es so komisch: Rachel lachte, bis ihr die Tränen in den Augen standen. »Das«, sagte sie mühsam nach Luft ringend, »ist ... das ... Romantischste das mir jemals jemand gesagt hat.«

Will saß hilflos da und fühlte sich wie der größte Trottel der Welt, doch nachdem sich die Dinge wieder beruhigt hatten, schienen sie an einem ganz anderen Ort zu sein, an dem sie herzlicher und weniger verkrampft miteinander umgehen konnten. Rachel machte den Kaffee, fand ein paar muffige Plätzchen mit Cremefüllung und setzte sich mit ihm in die Küche.

»Nach einem Sinn musst du nicht erst suchen.«

»Ach, nein? Das kommt mir aber ganz anders vor.«

»Nein. Verstehst du, ich habe über dich nachgedacht. Man muss nämlich seelisch ziemlich stabil sein, um das zu tun, was du tust.«

»Wie bitte?« Für einen Moment war Will völlig verwirrt. »Seelisch stabil«, »um zu tun, was du tust« ... in solchen Worten sprach man sonst eher selten von ihm. Scheiße, was hatte er Rachel bloß erzählt, was er tun würde? Auf der Zeche arbeiten? Schwer erziehbare Jugendliche unterrichten? Aber dann fiel ihm ein, dass er Rachel nie solche Lügen erzählt hatte, und jetzt war er erst recht verwirrt. »Was tue ich denn?«

»Nichts.«

Genau das hätte Will auch gesagt. »Und wieso muss ich dafür

seelisch stabil sein?«

»Weil ... die meisten von uns glauben, dass der Sinn irgendwas mit dem Beruf, mit Kindern, Familie oder was auch immer zu tun hat. Aber so was hast du alles nicht. Nichts steht zwischen dir und der Verzweiflung, trotzdem wirkst du nicht sonderlich verzweifelt.«

»Dafür bin ich zu blöd.«

»Du bist nicht blöd. Woran liegt es also, dass du nie den Kopf in den Gasofen steckst?«

»Keine Ahnung. Es gibt immer ein neues Nirvana-Album, auf das man sich freuen kann, oder *Emergency Room* ist gerade so spannend, dass man die nächste Folge nicht verpassen will.«

»Eben.«

»Das ist der Sinn? *Emergency Room*? Großer Gott.« Es war schlimmer, als er befürchtet hatte.

»Nein, nein. Der Sinn ist, dass du weiterlebst. Du willst es. Und deswegen sind alle Sachen, die dich weiterleben lassen wollen, der Sinn. Ich weiß nicht, ob es dir selbst bewusst ist, aber insgeheim findest du das Leben gar nicht so übel. Es gibt Dinge, die du liebst. Fernsehen. Musik. Essen.« Sie blickte ihn an. »Frauen wahrscheinlich. Und das heißt ja wohl, Sex magst du auch.«

»Ja.« Er sagte das etwas mürrisch, als sei sie ihm irgendwie auf die Schliche gekommen, und sie grinste.

»Mich stört das nicht. Leute, die Sex mögen, sind normalerweise auch ziemlich gut darin. Egal. Ich bin genauso. Ich meine, auch ich liebe bestimmte Dinge, ganz andere als du. Gedichte. Gemälde. Meine Arbeit. Männer und Sex. Meine Freunde. Ali. Ich möchte erleben, was Ali morgen wieder anstellt.« Sie begann an ihrem Plätzchen zu knibbeln und brach es in zwei Hälften, um an die Füllung zu kommen, doch das Plätzchen war zu trocken und zerbröckelte.

»Vor ein paar Jahren zum Beispiel war ich wirklich total am

Boden, und ich dachte an ... du weißt schon, an das, was du glaubst, woran Fiona jetzt denkt. Und ich hatte deswegen wirklich ein schlechtes Gewissen, wegen Ali, und ich wusste, dass ich an so was nicht mal denken durfte, aber ich tat es doch. Na, jedenfalls hieß es immer, heute noch nicht. Vielleicht morgen, aber heute noch nicht. Und nachdem das ein paar Wochen so gegangen war, wurde mir klar, dass ich es niemals tun würde, und der Grund dafür war einfach, dass ich nichts verpassen wollte. Es war nicht so, dass ich das Leben toll fand und unbedingt daran teilhaben wollte. Nur gab es immer noch ein oder zwei unerledigte Sachen, die ich erst zu Ende bringen wollte. So wie du die nächste Folge von *Emergency Room* sehen willst. Wenn ich gerade mit der Arbeit für ein Buch fertig war, wollte ich noch die Veröffentlichung abwarten. Wenn ich mit einem Typ ging, wollte ich noch ein letztes Date. Wenn bei Ali eine Elternsprechstunde anstand, wollte ich noch mit seinem Klassenlehrer sprechen. Kleinigkeiten wie diese, aber irgendwas war immer. Und am Schluss begriff ich, dass es immer etwas geben würde und dass solche Dinge schon genügten.«

Sie schaute von den Überresten ihres Plätzchens auf und lachte verlegen. »So sehe ich das jedenfalls.«

»Solche Dinge muss es für Fiona auch geben.«

»Na ja, ich weiß nicht. Hört sich nicht so an, als hätte Fiona zur Zeit besonders viel Glück. Das braucht man natürlich auch.«

War das wirklich alles? Wahrscheinlich nicht, dachte Will. Wahrscheinlich fehlte da noch alles Mögliche - etwas darüber, wie einem Depressionen einfach alles verleiden, selbst die Dinge, die man liebte; und etwas über Vereinsamung, Angstzustände und völlige Orientierungslosigkeit. Aber Rachels unkomplizierter Optimismus hatte durchaus etwas für sich, und auf jeden Fall bekam das Gespräch über den Sinn seinen eige-

nen Sinn, denn es entstand eine Pause, Rachel blickte ihn an, und dann küssten sie sich.

»Soll ich nicht mal mit ihr reden?«, sagte Rachel. Das waren die ersten Worte, die danach fielen, auch wenn währenddessen so einiges gesagt worden war, und im ersten Augenblick verstand Will überhaupt nicht, was sie meinte: Er suchte zuerst nach dem logischen Zusammenhang mit irgendetwas, das in den vergangenen dreißig Minuten passiert war, einer halben Stunde, nach der ihm etwas wacklig zumute war und beinahe die Tränen in den Augen standen und die ihn dazu gebracht hatte, seine bisherige Überzeugung zu überdenken, Sex sei eine tolle sündige Alternative zu Alkohol, Drogen und einem wilden Abend in der Stadt, aber mehr auch nicht.

»Du? Dich kennt sie doch gar nicht.«

»Das macht doch nichts. Ist vielleicht sogar besser. Vielleicht kriegst du es ja selber hin, wenn ich dir zeige, wie es geht. Ist gar nicht so schwer.«

»Okay.« In Rachels Stimme schwang etwas mit, das Will nicht ganz klar heraushören konnte, aber in diesem Moment wollte er nicht an Fiona denken, also versuchte er es erst gar nicht. Er konnte sich nicht erinnern, jemals so glücklich gewesen zu sein.

31

Marcus konnte sich nur schwer an den Gedanken gewöhnen, dass der Winter vorbei war. So ziemlich alles, was Marcus in London erlebt hatte, hatte sich in Dunkelheit und Nässe abgespielt (ganz zu Anfang des Schuljahres musste es ein paar wenige helle Abende gegeben haben, aber seitdem war so viel geschehen, dass er keinerlei Erinnerung mehr daran hatte), und jetzt konnte er von Will aus im Sonnenschein der Spätnachmittage nach Hause gehen. In der ersten Woche, nachdem die Uhren vorgestellt worden waren, war es schwer, nicht zu glauben, alles sei wunderbar. Es war lächerlich einfach, sich einzubilden, dass es seiner Mutter bald besser gehen würde, dass er plötzlich drei Jahre älter sein würde und cool genug, damit Ellie ihn mochte, und dass er den Siegtreffer für die Fußballmannschaft der Schule erzielen und so zum beliebtesten Menschen der ganzen Schule werden würde.

Aber das war dumm, genau wie Sternzeichen seiner Meinung nach dumm waren. Die Uhren waren für alle vorgestellt worden, nicht nur für ihn, und es war unmöglich, dass alle depressiven Mütter ihre gute Laune wiederfinden würden, es war unmöglich, dass jeder Junge in England das Siegtor für die Schulmannschaft schießen würde - schon gar nicht jeder der Jungen, die Fußball hassten und bei einem Ball nicht wussten, wo vorne und hinten ist -, und es war völlig unmöglich, dass jeder Zwölfjährige über Nacht fünfzehn wurde. Die Wahrscheinlichkeit, dass es auch nur einem Einzigen von ihnen so ging, war äußerst gering, und selbst wenn, dann bestimmt nicht Marcus, bei dem Glück, das er immer hatte. Es würde einem anderen Zwölfjährigen an einer anderen Schule passieren, der

nicht in ein drei Jahre älteres Mädchen verliebt war und dem es darum nicht einmal viel bedeuten würde. Es machte Marcus sauer, sich diese schreiende Ungerechtigkeit vorzustellen, und er unterstrich seine Ankunft zu Hause mit einem wütenden Türknallen.

»Bist du bei Will gewesen?«, fragte ihn seine Mutter. Sie sah ganz okay aus. Vielleicht war ja einer der Sommerzeitwünsche in Erfüllung gegangen.

»Ja. Ich wollte ... « Er hatte immer noch das Gefühl, sich gute Gründe ausdenken zu müssen, warum er hinging, und es fielen ihm nach wie vor keine ein.

»Das ist mir jetzt egal. Dein Vater hat sich verletzt. Du musst ihn besuchen fahren. Er ist vom Fensterbrett gefallen.«

»Ich fahre nicht weg, solange du so bist.«

»Solange ich wie bin?«

»Immer am Heulen.«

»Mir geht's gut. Na ja, gut gerade nicht, aber ich werde nichts anstellen. Ehrenwort.«

»Geht es ihm wirklich schlecht?«

»Er hat sich das Schlüsselbein gebrochen. Und er hat eine kleine Gehirnerschütterung.«

Er war von einem Fensterbrett gefallen. Kein Wunder, dass seine Mutter bessere Laune hatte.

»Was wollte er denn auf dem Fensterbrett?«

»Irgendein Heimwerkerkram. Abbeizen oder Abschmirgeln oder sonst so ein Scrabble-Wort. Sein erster Versuch. Das wird ihm eine Lehre sein.«

»Und warum muss ich hinfahren?«

»Er hat nach dir gefragt. Ich vermute, er ist zur Zeit ein bisschen Lala.«

»Na, besten Dank.«

»Oh, Marcus, tut mir Leid, natürlich hat er nicht deshalb nach dir gefragt. Ich wollte nur sagen ... Ich glaube, er hat so ein

bisschen das heulende Elend. Lindsey sagte, er hätte Glück gehabt, dass ihm nichts Schlimmeres passiert ist, und da hat er wahrscheinlich die große Sinnkrise bekommen.«

»Der soll sich verpissen.«

»Marcus!«

Aber Marcus wollte nicht darüber diskutieren, wo und warum er zu fluchen gelernt hatte, er wollte auf sein Zimmer gehen und schmollen, und genau das tat er auch.

Da hat er die große Sinnkrise bekommen ... Das war es, was Marcus so wütend gemacht hatte, und nun wollte er herausfinden, warum. Wenn er wirklich wollte, war er ganz gut darin: Er hatte in seinem Zimmer einen alten Sitzsack, auf den hockte er sich und starrte an die Wand, an der er ein paar interessante Zeitungsausschnitte aufgehängt hatte. »MANN ÜBERLEBT STURZ AUS ZWEITAUSEND METER«, »DINOSAURIER-STERBEN DURCH METEOR AUSGELÖST?«. Wegen solcher Dinge bekam man die Sinnkrise, nicht, weil man vom Fensterbrett fiel, während man den Bilderbuchpapi spielte. Warum hatte er nicht schon früher die Sinnkrise bekommen, ohne dass er erst vom Fensterbrett fallen musste? Während des vergangenen Jahres schienen alle anderen unentwegt Sinnkrisen zu haben, abgesehen von seinem Vater (so wie es aussah). Seine Mutter zum Beispiel hatte dauernd die Sinnkrise, wahrscheinlich musste man sich deshalb ständig solche Sorgen um sie machen. Und warum wollte er seinen Sohn nur dann sehen, wenn er sich das Schlüsselbein gebrochen hatte? Marcus konnte sich nicht erinnern, dass er vorher schon einmal nach Hause gekommen war und seine Mutter ihm gesagt hatte, er müsse den nächsten Zug nach Cambridge nehmen, weil sein Vater verzweifelt sei. Während Hunderten und Aberhunderten von Tagen, an denen sein Schlüsselbein in Ordnung war, hatte Marcus nichts von ihm gehört.

Er ging nach unten zu seiner Mutter.

»Ich fahre nicht hin«, erklärte er ihr. »Er kotzt mich an.«

Erst am nächsten Tag, als er mit Ellie über die Fensterbrettgeschichte sprach, begann er seine Meinung über einen Besuch bei seinem Vater zu ändern. Sie hatten Vormittagspause und waren in einem leeren Klassenraum, der ursprünglich nicht leer gewesen war: Als Marcus Ellie gesagt hatte, er wolle mit ihr reden, hatte sie ihn bei der Hand genommen, hier hineingeführt und das halbe Dutzend Kinder vergault, die sich darin herumdrückten, Kinder, die sie gar nicht kannte, die aber bereitwillig zu glauben schienen, dass Ellie die schrecklichen Drohungen, die sie ausstieß, wahr machen würde. (Wie machte sie das?, fragte er sich. Sie war nicht viel größer als er, wieso kam sie dann mit solchen Sachen durch? Vielleicht könnte er anderen Leuten auch Angst einjagen, wenn er anfangen würde, sich zu schminken wie sie und sich die Haare selber zu schneiden, aber auch dann würde noch etwas fehlen.)

»Fahr doch hin und besuch ihn. Sag ihm, was du von ihm hältst. Ich würde das machen. Der Arsch. Ich komme mit, wenn du willst. Dem würde ich's geben.« Sie lachte, und Marcus hörte sie zwar, war aber bereits ins Träumen geraten. Er dachte daran, wie schön es wäre, Ellie eine ganze Stunde im Zug allein für sich zu haben, nur sie beide; und dann dachte er daran, wie toll es wäre, Ellie auf seinen Vater loszulassen. In der Schule war Ellie wie eine Lenkrakete, und manchmal hatte er das Gefühl, sie sei seine persönliche Lenkrakete. Wann immer er mit ihr zusammen war, konnte er ihr Ziele zeigen, und sie zerstörte sie dann, und dafür liebte er sie. Sie hatte Lee Hartleys Kumpel verprügelt und dafür gesorgt, dass er nicht mehr so oft ausgelacht wurde ... Wenn es in der Schule so gut funktionierte, warum sollte es außerhalb der Schule nicht auch

funktionieren? Ihm fiel nichts ein, was dagegen sprach. Er würde Ellie auf seinen Vater richten und zuschauen, was passierte.

»Willst du wirklich mitkommen, Ellie?«

»Ja, klar. Wenn du das willst. Das wird geil.« Marcus hatte gewusst, dass sie ja sagen würde, wenn er fragte. Ellie würde fast zu allem außer einem Tanz auf einer Party ja sagen. »Außerdem willst du den weiten Weg doch wohl nicht ganz allein machen, oder?«

Er machte immer alles alleine und hatte daher noch nie darüber nachgedacht, ob es Alternativen gab. Das war das Problem mit Ellie: Er hatte Angst, ihm würde, falls sie einmal nicht mehr da wäre, trotzdem noch bewusst sein, dass es Alternativen gab, nur würde ihm das nichts nützen, denn er hätte keine Chance, sie wahrzunehmen, und sein ganzes Leben wäre verpfuscht.

»Eigentlich nicht. Meinst du, Zoe will auch mitkommen?«

»Nein. Sie würde nicht wissen, was sie zu ihm sagen soll, ich aber schon. Nur wir beide.«

»Dann abgemacht. Super.« Marcus wollte nicht darüber nachdenken, was Ellie wohl zu sagen haben würde. Darüber konnte er sich später noch Sorgen machen.

»Hast du genug Geld? Ich habe nämlich kein Fahrgeld.«

»Das kriege ich schon zusammen.« Er gab nicht sehr viel aus; er schätzte, dass er mindestens zwanzig Pfund angespart hatte, und seine Mutter würde ihm sowieso geben, was er für die Reise brauchte.

»Wie wäre es dann nächstes Wochenende?« Es war schon fast Ostern, und nächste Woche hatten sie Ferien, also konnten sie über Nacht bleiben, wenn sie wollten. Und Marcus würde Ellie zu Hause anrufen müssen, um die Einzelheiten zu besprechen - es wäre wie eine richtige Verabredung.

»Gut. Cool. Das gibt einen Riesenspaß.«

Marcus fragte sich einen Moment lang, ob seine Vorstellung von einem Riesenspaß und Ellies Vorstellung von einem Riesenspaß sich deckten, und beschloss dann, sich darüber erst später Sorgen zu machen.

Fiona wollte Marcus nach King's Cross begleiten, aber das konnte er ihr ausreden.

»Das wäre zu traurig«, sagte er.

»Du fährst doch nur für eine Nacht.«

»Aber ich werde dich vermissen.«

»Vermissen wirst du mich auch, wenn wir uns an der U-Bahn verabschieden. Außerdem musst du mich dann noch länger vermissen.«

»Es ist irgendwie normaler, wenn wir uns an der U-Bahn trennen.«

Er wusste, dass er es übertrieb und dass sein Gerede nicht viel Sinn ergab, aber er würde nicht riskieren, dass sich Ellie und seine Mutter am Bahnhof begegneten. Sie würde ihn nicht fahren lassen, wenn sie wüsste, dass Ellie ihn nach Cambridge begleitete, um seinen Vater in der Luft zu zerreißen.

Die beiden gingen zu Fuß von der Wohnung zur Station Holloway Road und verabschiedeten sich am U-Bahn-Eingang.

»Das wird schon gut gehen«, sagte sie zu ihm.

»Klar.«

»Und du bist ruck, zuck wieder da.«

»Ist ja nur für eine Nacht«, sagte er. Bis sie an der U-Bahn angekommen waren, hatte er schon völlig vergessen, dass er ihr erzählt hatte, wie sehr er sie vermissen würde. »Es ist nur für eine Nacht, aber es kommt mir vor wie eine Ewigkeit.« Er hoffte, seine Mutter würde das vergessen haben, bis er wieder da war. Wenn nicht, würde sie ihn wahrscheinlich nicht mal mehr alleine zum Gemüseladen gehen lassen.

»Ich hätte dich nicht zwingen dürfen, hinzufahren. Du hattest

es in letzter Zeit schwer genug.«

»Ist kein Problem. Ehrlich.«

Weil er sie so schrecklich vermissen würde, drückte sie ihn ganz fest an sich und wollte ihn gar nicht mehr loslassen, und alle, die vorbeingingen, sahen hin.

Die U-Bahn war nicht besonders voll. Es war Nachmittag - sein Vater hatte die Ankunftszeit so gelegt, dass Lindsey ihn auf dem Heimweg von der Arbeit in Cambridge abholen konnte -, und in seinem Wagen saß nur noch ein weiterer Fahrgast, ein alter Mann, der Zeitung las. Er studierte gerade die letzte Seite, so dass Marcus einen Teil der Titelseite sehen konnte; als erstes sah er das Foto. Es wirkte so vertraut, dass er einen Augenblick dachte, es sei jemand, den er kannte, ein Familienmitglied vielleicht, und sie hätten das gleiche Foto zu Hause, gerahmt auf dem Klavier oder an der Pinnwand in der Küche. Aber es gab in der Familie niemanden, der blond gefärbte Haare und einen Dreitagebart hatte und wie ein moderner Jesus aussah.

Jetzt wusste er, wer es war. Dasselbe Bild sah er an jedem Tag der Woche auf Ellies Brust. Ihm wurde ganz heiß; er brauchte die Zeitung des alten Knaben gar nicht erst zu lesen, tat es aber trotzdem. »ROCKSTAR COBAIN TOT«, lautete die Schlagzeile, und darunter stand in kleinerer Schrift: »Nirvana-Sänger, 27, erschoss sich«. Marcus kamen tausend Gedanken und Empfindungen gleichzeitig: Er fragte sich, ob Ellie die Zeitung schon gesehen hatte, und falls nicht, wie sie reagieren würde, wenn sie es herausfände; und er fragte sich, ob es seiner Mutter gut ging, obwohl er wusste, dass zwischen seiner Mutter und Kurt Cobain keine Verbindung bestand, weil seine Mutter ein realer Mensch war und Kurt Cobain nicht; und dann war er verwirrt, weil die Zeitungsschlagzeile aus Kurt Cobain in gewisser Weise einen realen Menschen gemacht hatte, und dann

empfand er nur noch tiefes Mitleid, Mitleid mit Ellie, Mitleid mit Kurt Cobains Frau und seiner kleinen Tochter, Mitleid mit seiner Mutter und Mitleid mit sich selbst. Und dann war er am King's Cross und musste aussteigen.

Er fand Ellie unter der Anzeigetafel mit den Abfahrtszeiten, wo sie sich verabredet hatten. Sie wirkte normal. »Bahnsteig eins b«, sagte sie. »Ich glaube, das ist in einem anderen Teil des Bahnhofs.«

Alle Leute hatten die Abendzeitung in der Hand, also war Kurt Cobain allgegenwärtig. Und weil das Foto in der Zeitung exakt dasselbe war, das Ellie auf ihrem Sweatshirt hatte, musste Marcus sich erst daran gewöhnen, dass all die Leute etwas in der Hand hielten, das er immer als einen Teil von Ellie betrachtet hatte. Jedes Mal, wenn er es sah, wollte er sie anstupsen und darauf zeigen, aber er sagte nichts. Er wusste nicht, was er tun sollte.

»Gut. Mir nach«, bellte Ellie in einem gespielten Kasernenhof-ton, der Marcus bei jeder anderen Gelegenheit zum Kichern gebracht hätte. Heute entlockte er ihm nur ein schwaches Grinsen; er war zu besorgt, um auf sie zu reagieren, wie er es normalerweise tat, und konnte nur darauf hören, was sie sagte, nicht wie sie es sagte. Er wollte nicht hinter ihr herlaufen, denn wenn sie vorging, musste sie zwangsläufig die Armee von Kurt Cobains auf sich zumarschieren sehen.

»Warum muss ich dir folgen? Warum folgst du nicht mal zur Abwechslung mir?«

»Oh, Marcus. Du bist so gebieterisch«, sagte Ellie. »Das liebe ich bei Männern.«

»Wo müssen wir lang?«

Ellie lachte. »Eins b. Da lang.«

»Gut.« Er stand direkt vor ihr und machte sich ganz langsam

auf den Weg zum Bahnsteig.

»Was machst du da?«

»Ich führe dich.«

Sie schubste ihn von hinten. »Sei kein Idiot. Mach hin.«

Plötzlich erinnerte er sich an etwas aus einer der Telekollegsendungen, die seine Mutter früher für ihren Kurs hatte sehen müssen. Er hatte sich das mit ihr zusammen angeguckt, weil es lustig war: Da waren lauter Leute in einem Raum, und die Hälfte von ihnen hatte die Augen verbunden, während die anderen sie herumführen mussten, ohne dass sie zusammenstießen. Seine Mutter hatte ihm erklärt, das habe etwas mit Vertrauen zu tun. Wenn einen jemand sicher herumführen könne, während man sich ihm ausgeliefert fühle, dann lerne man, ihm zu vertrauen, und das sei wichtig. Das Beste an der Sendung war gewesen, wie eine Frau einen alten Mann voll vor eine Tür laufen ließ, dass er mit dem Kopf dagegen knallte, und dann gab es Krach.

»Vertraust du mir eigentlich, Ellie?«

»Worauf willst du hinaus?«

»Vertraust du mir, ja oder nein?«

»Ja. Soweit ich dich schmeißen kann.«

»Ha, ha.«

»Natürlich vertraue ich dir.«

»Gut. Mach die Augen zu und halt dich an meiner Jacke fest.«

»Hä?«

»Mach die Augen zu und halt dich an meiner Jacke fest. Du darfst nicht blinzeln.«

Ein junger Typ mit langen, unordentlichen, blond gefärbten Haaren sah Ellie an, zuerst ihr Sweatshirt und dann ihr Gesicht. Einen Moment lang sah es so aus, als würde er sie ansprechen, und Marcus geriet in Panik. Er stellte sich zwischen sie und den Typ und zerrte sie weiter.

»Komm jetzt.«

»Fängst du jetzt an zu spinnen, Marcus?«

»Ich werde dich zwischen all diesen vielen Menschen durchführen und sicher in den Zug bringen, und dann wirst du mir für immer und ewig vertrauen.«

»Wenn ich dir für immer und ewig vertraue, dann bestimmt nicht, weil ich fünf Minuten mit geschlossenen Augen durch King's Cross getappt bin.«

»Nein. Ist klar. Aber es würde helfen.«

»Ach, Scheiße, dann meinetwegen.«

»Fertig?«

»Fertig.«

»Augen zu, blinzelst du nicht?«

»Marcus!«

Sie gingen los. Um zu dem Zug nach Cambridge zu kommen, musste man aus der Haupthalle des Bahnhofs in einen anderen, kleineren, seitlich versteckt liegenden Teil; die meisten Leute gingen in ihre Richtung, um nach der Arbeit den Zug nach Hause zu nehmen, aber es kamen ihnen noch genug Leute mit einer Zeitung in der Hand entgegen, damit sich das Spiel lohnte.

»Alles okay bei dir?«, fragte er über die Schulter.

»Ja. Du sagst es mir doch, wenn wir Treppen steigen müssen oder so was?«

»Klar.«

Marcus machte das Ganze jetzt beinahe Spaß. Sie gingen gerade durch eine schmale Passage, und man musste sich konzentrieren, weil man nicht plötzlich stehen bleiben oder zur Seite ausweichen konnte, und man musste daran denken, dass man auf einmal doppelt so breit war, und sich daher ständig überlegen, wo man noch durchpasste. So ähnlich musste es sein, wenn man anfing, einen Bus zu fahren und vorher einen Fiat Uno gefahren hatte. Das Beste war, dass er sich wirklich um Ellie kümmern musste, und das fühlte sich gut an. Er hatte

sich sein ganzes Leben lang noch nie um etwas oder jemanden kümmern müssen - er hatte nie ein Haustier gehabt, denn Tiere interessierten ihn nicht, auch wenn er und seine Mutter übereingekommen waren, sie nicht zu essen (warum hatte er nicht einfach gesagt, dass ihn Tiere nicht interessierten, anstatt sich auf eine Diskussion über Massentierhaltung und so weiter einzulassen?) -, und da er Ellie mehr liebte, als er einen Goldfisch oder Hamster je hätte lieben können, war es ein Spitzengefühl.

»Sind wir bald da?«

»Ja.«

»Das Licht ist anders.«

»Wir haben die große Bahnhofshalle verlassen und gehen jetzt in die kleine. Dort wartet der Zug auf uns.«

»Ich weiß, warum du das machst, Marcus«, sagte sie plötzlich mit kleinlauter Stimme, die so gar nicht nach ihr klang. Er blieb stehen, aber sie ließ ihn nicht los. »Du denkst, ich hätte die Zeitungen nicht gesehen, habe ich aber doch.«

Er drehte sich um, um sie anzusehen, aber sie machte die Augen nicht auf.

»Bist du okay?«

»Ja. Na ja. Eigentlich nicht.« Sie wühlte in ihrer Tasche und holte eine Flasche Wodka heraus. »Ich werde mich betrinken.« Plötzlich erkannte Marcus den Schönheitsfehler in seinem Plan mit der Lenkrakete: Der Schönheitsfehler war, dass Ellie im Grunde keine Lenkrakete war. Man konnte sie nicht lenken. In der Schule machte das nicht viel aus, denn die Schule war voller Wände und Vorschriften, an denen sie abprallen konnte; aber in der Welt draußen, wo es keine Wände und Vorschriften gab, machte sie ihm Angst. Sie konnte ihm jederzeit in den Händen explodieren.

32

Gegen die Idee war absolut nichts einzuwenden - sie war nicht einmal besonders gewagt. Im Gegenteil, es war eine ganz banale Verabredung, wie Menschen sie ständig und überall trafen. Würden sich diese Menschen, dachte Will später, jemals die möglichen Konsequenzen klarmachen, die Tränen, die peinlichen Momente, die Panikreaktionen, zu denen es kommen konnte, falls bei diesen Verabredungen die kleinste Kleinigkeit schief ging, würden sie sich nie wieder auf ein schnelles Bierchen treffen.

Der Plan sah vor, dass Rachel, Will und Fiona in Islington in einen Pub gehen würden, während Marcus zu Besuch bei seinem Vater in Cambridge war. Sie würden etwas trinken und plaudern, dann würde Will sich diskret zurückziehen, und Rachel und Fiona würden etwas trinken und plaudern, und danach würde es Fiona besser gehen, sie würde alles lockerer sehen und ihre Selbstmordabsichten vergessen. Was konnte da schon schief gehen?

Will traf als erster im Pub ein, holte sich einen Drink, setzte sich, zündete sich eine Zigarette an. Fiona kam kurz danach, sie war verstört und etwas überdreht. Sie wollte einen großen Gin mit Eis, pur, danke, und nippte nervös und hastig daran. Will begann sich etwas unbehaglich zu fühlen.

»Hast du was von dem Jungen gehört?«

»Welchem Jungen?«

»Marcus?«

»Ach, der!« Sie lachte. »Den hatte ich völlig vergessen. Nein. Ich denke mal, er wird mir eine Nachricht auf den Anrufbeantworter sprechen, während ich unterwegs bin. Wer ist deine

Freundin?«

Will schaute zur Seite, nur um sich zu vergewissern, dass der Platz neben ihm noch so leer war, wie er ihn in Erinnerung hatte, und sah dann wieder Fiona an. Vielleicht bildete sie sich Leute ein; vielleicht war sie deshalb oft so down und weinte viel. Vielleicht waren die Leute, die sie sich einbildete, scheußlich oder so depressiv wie sie.

»Welche Freundin?«

»Rachel.«

»Wer meine Freundin Rachel ist?« Diese Frage verstand er nun gar nicht. Wenn sie wusste, dass Rachel seine Freundin Rachel war, was wollte sie dann eigentlich wissen?

»Wer ist sie? Wo kommt sie her? Wie passt sie hier rein? Warum willst du, dass ich sie kennen lerne?«

»Oh. Verstehe. Du weißt schon, ich dachte bloß.«

»Was?«

»Ich dachte, du könntest sie interessant finden.«

»Geht das jetzt immer so, wenn du jemanden kennen lernst? Ich muss mich mit euch auf einen Drink treffen, obwohl ich dich gar nicht richtig kenne, geschweige denn sie?«

»Nein, nein. Jedenfalls nicht jedes Mal. Ich werde die Spreu vom Weizen trennen.«

»Herzlichen Dank.«

Und immer noch keine Rachel. Sie war jetzt fünfzehn Minuten überfällig. Nach einem seltsamen und sinnlosen Gespräch über John Majors Hemden (dieses Gesprächsthema hatte Fiona ausgesucht, nicht er) und mehreren längeren Pausen war Rachel schon dreißig Minuten zu spät.

»Aber sie existiert?«

»Oh, sie existiert mit Sicherheit.«

»Schön.«

»Ich rufe sie mal an.« Er ging zum Münzfernsprecher, bekam den Anrufbeantworter dran, wartete auf die Unterbrechung

durch eine menschliche Stimme, die nicht kam, und ging zurück an seinen Platz, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Die einzige Entschuldigung, die er akzeptieren würde, beschloss er, wäre irgendwas mit Ali und einem großen Sattelschlepper ... Es sei denn, sie hatte nie vorgehabt, zu kommen. Ihm wurde blitzartig und erschreckend klar, dass er aufs Kreuz gelegt worden war, dass Rachel genau das hier gemeint hatte, als sie gesagt hatte, er würde es schon selber hinkriegen, wenn sie ihm zeigte, wie. Er wollte sie dafür hassen, aber er konnte es nicht; stattdessen kam Panik bei ihm auf.

Erneut betretenes Schweigen, und dann fing Fiona an zu weinen. Tränen traten ihr in die Augen, liefen ihr übers Gesicht und tropften auf ihren Pullover, während sie nur stumm dasaß, wie ein Kind, das nicht auf seine laufende Nase achtete. Eine Zeit lang dachte Will, er bräuchte es nur zu ignorieren, dann ginge es von selbst vorbei, aber insgeheim wusste er, dass er sie unmöglich ignorieren konnte, nicht, wenn er auch nur irgendetwas wert war.

»Was ist los?« Er versuchte es so auszusprechen, als sei ihm klar, dass es eine schwerwiegende Frage war, aber es kam ganz falsch heraus: Der Ernst klang, zumindest in seinen Ohren, wie Pampigkeit, als würde in der Frage irgendwo ein »jetzt schon wieder« fehlen.

»Nichts.«

»Das stimmt nicht ganz, oder?« Noch war es nicht zu spät. Wenn Rachel in dieser Sekunde atemlos und unter wortreichen Entschuldigungen hereinkäme, könnte er aufstehen, sie einander vorstellen, Rachel sagen, dass Fiona gerade dabei war, ihm den Grund ihres Elends zu erklären, und sich dann verdrücken. Sein Blick wanderte hoffnungsvoll zur Tür, und wie durch Zauberei öffnete sie sich: Zwei Typen in Man-United-Auswärtstrikots kamen herein.

»Stimmt aber. Es ist nichts los. Nichts Spezielles. Ich bin ein-

fach so.«

»Existenzielle Verzweiflung, stimmt's?«

»Ja. Stimmt.«

Und wieder hatte er nicht den richtigen Ton getroffen. Er hatte das nur angebracht, um zu zeigen, dass er den Ausdruck kannte (nur für den Fall, dass Fiona ihn für unterbelichtet hielt), begriff aber schnell, dass das hier genau die Umstände waren, unter denen man, wenn man ihn wirklich kannte, einen großen Bogen darum machen würde; so klang er schnodderig, pseudo und oberflächlich. Will war für Gespräche über existenzielle Verzweiflung nicht geschaffen. Das war einfach nicht sein Ding. Und was war daran so schlimm? Das war doch sicher keine Schande. Lederhosen waren nicht sein Ding. (Einmal hatte er welche anprobiert, nur so zum Spaß, in einem Laden namens Leather=Time in Covent Garden, und darin ausgesehen wie ein ... Na, auch egal.) Die Farbe Grün war nicht sein Ding. Antike Möbel waren nicht sein Ding. Und depressive Spät-hippiefrauen waren nicht sein Ding. Na und? Deswegen war er doch kein schlechter Mensch.

»Ich weiß nicht, ob es viel Zweck hat, das mit dir zu bereden«, sagte sie.

»Nein«, sagte er fröhlicher, als angebracht war. »Ich verstehe, was du meinst. Sollen wir dann austrinken und gehen? Ich glaube nicht, dass Rachel noch kommt.«

Fiona lächelte traurig und schüttelte den Kopf. »Du könntest versuchen, mich zu überzeugen, dass ich Unrecht habe.«

»Könnte ich das?«

»Ich glaube, ich brauche wohl jemanden zum Reden, und außer dir ist niemand hier.«

»Ich bin der Einzige hier, den du *kennst*. Aber ich bin in so was hoffnungslos. Du brauchst nur die Zitronenscheibe da quer durch den Pub zu werfen, um einen Besseren als mich zu treffen. Solange du nicht auf den Typ da zielst, der alleine vor sich

hin singt.«

Sie lachte. Vielleicht hatte der Zitronenwitz schon gewirkt. Vielleicht würde sie auf diese paar Sekunden als den Wendepunkt in ihrem Leben zurückblicken. Aber dann schüttelte sie den Kopf, sagte »Oh, Scheiße« und fing wieder an zu weinen, und er musste einsehen, dass er die Macht des leicht hingeworfenen Bonmots überschätzt hatte.

»Möchtest du irgendwo was essen gehen?«, fragte er schicksalsergeben. Jetzt würde er sehr, sehr tief hinuntersehen müssen. Sie gingen zum Pizza Express auf der Upper Street. Er war seit dem letzten Essen mit Jessica nicht mehr dort gewesen, jener Exfreundin, die immer gemeint hatte, er solle genauso unglücklich, übernächtigt, sozial isoliert und von Elternpflichten eingespannt sein, wie sie selbst es mittlerweile war. Das war vor langer, langer Zeit, vor SPAT, Marcus, Suzie, Fiona und Rachel und allem. Damals war er ein Idiot gewesen, aber wenigstens ein Idiot mit Plan, mit einer Art Glaubenssystem; jetzt war er ein paar hundert Jahre älter, ein oder zwei IQ-Punkte schlauer und total desorientiert. Er wäre lieber wieder der Idiot gewesen. Damals hatte er sein ganzes Leben so eingerichtet, dass die Probleme anderer niemals sein Problem waren, und nun waren jedermanns Probleme sein Problem, und für kein einziges wusste er eine Lösung. Was genau war für ihn oder alle, mit denen er umging, nun eigentlich besser geworden?

Sie starrten schweigend auf die Speisekarte.

»Eigentlich habe ich keinen richtigen Hunger«, sagte Fiona.

»Bitte iss«, sagte Will, viel zu hastig und viel zu verzweifelt, und Fiona lächelte.

»Du glaubst, eine Pizza würde helfen?«, fragte sie.

»Ja. Veneziana. Damit verhinderst du, dass Venedig im Meer versinkt, und wirst dich besser fühlen.«

»Na gut. Wenn ich noch Pilze extra bekommen kann.«

»Gute Entscheidung.«

Die Kellnerin kam; Will bestellte ein Bier, eine Flasche vom roten Hauswein und eine Quattro Stagioni mit allen Extras, die ihm einfielen, einschließlich Pinienkernen. Wenn er Glück hatte, konnte er einen Herzanfall herbeiführen oder plötzlich irgendeine fatale Allergie gegen irgendwas entwickeln.

»Es tut mir Leid«, meinte Fiona.

»Was?«

»Dass ich so bin. Und auch noch dir gegenüber.«

»Ich bin daran gewöhnt, dass Frauen mir gegenüber so sind. So verbringe ich die meisten Abende.« Fiona lächelte höflich, aber plötzlich war Will von sich selbst angewidert. Er wollte einen Einstieg in das unvermeidliche Gespräch finden, aber es schien keinen zu geben und würde auch nie einen geben, solange er so in seinem Denkschema, seinem Vokabular, seiner Persönlichkeit verhaftet war. Er hatte immer das Gefühl, er sei kurz davor, etwas Richtiges, Ernsthaftes und Hilfreiches zu sagen, aber am Ende dachte er doch wieder, ach, scheiß drauf, sag lieber etwas Albernese.

»Ich bin derjenige, der sich entschuldigen muss«, sagte er. »Ich möchte helfen, weiß aber, dass es mir nicht möglich sein wird. Ich habe auf nichts eine Antwort.«

»Das ist so typisch männliches Denken, stimmt's?«

»Was?«

»Dass es sich gar nicht erst lohnt, über irgendwas zu reden, solange man nicht sagen kann: ›Oh, da habe ich einen Kumpel in der Essex Road, der dir das reparieren kann.««

Will rutschte auf seinem Sitz herum und schwieg. Genau das hatte er gedacht; tatsächlich hatte er den halben Abend lang versucht, auf den Namen dieses Kerls aus der Essex Road zu kommen, bildlich gesprochen.

»Das will ich gar nicht. Ich weiß, dass du nichts daran machen kannst. Ich bin deprimiert. Das ist eine Krankheit. Irgendwann

war sie da. Na ja, das stimmt nicht, es gab schon einige auslösende Faktoren ... «

Und schon waren sie mittendrin. Es war leichter, als er es sich vorgestellt hatte: Er musste nichts weiter tun, als zuzuhören, zu nicken und passende Fragen zu stellen. Das hatte er früher schon gemacht, oft genug, mit Angie und Suzie und Rachel, da aber mit gutem Grund. Diesmal hatte er keine Hintergedanken. Er wollte nicht mit Fiona schlafen, er wollte etwas tun, damit es ihr besser ging, und ihm war nicht klar gewesen, dass er sich genau so verhalten musste, als wolle er mit ihr schlafen, wenn er wollte, dass es ihr besser ging. Er wollte lieber nicht darüber nachdenken, was das wieder zu bedeuten hatte.

Er erfuhr eine Menge über Fiona. Er erfuhr, dass sie die Schwangerschaft eigentlich gar nicht gewollt hatte und dass sie Marcus manchmal mit einer Heftigkeit hasste, die sie erschreckte. Er erfuhr, dass ihre Unfähigkeit, eine längerfristige Bindung einzugehen, ihr Sorgen machte. (Will widerstand der Versuchung, an dieser Stelle einzuwerfen, dass die Unfähigkeit, eine langfristige Bindung einzugehen, auf eine weit unterbewertete moralische Festigkeit hinweise, die nur coole Menschen aufbrächten.) Er erfuhr, dass ihr letzter Geburtstag ihr eine Todesangst gemacht hatte, weil sie nirgendwo gewesen war und nichts Besonderes gemacht hatte, der ganze übliche Humbug. Nichts davon war an sich besonders schwerwiegend, aber die vielen Kleinigkeiten summierten sich zu einer ausgewachsenen Depression, und nun musste sie mit etwas leben, das ihr die Kraft raubte und sie alles durch einen trübbraunen Schleier sehen ließ. Und er erfuhr, dass sie, falls man sie fragen würde, wo dieses Etwas lebte (Will fiel es schwer, sich eine unwahrscheinlichere Frage vorzustellen, aber daran zeigte sich nur wieder, wie verschieden sie waren), wohl sagen würde, es stecke in ihrer Kehle, weil es sie am Essen hinderte und ihr

ununterbrochen das Gefühl gab, gleich in Tränen auszubrechen - wenn sie nicht sowieso schon weinte.

Und das war es mehr oder weniger schon. Vor einer Sache hatte Will die meiste Angst gehabt, abgesehen davon, dass Fiona ihn nach dem Sinn fragen könnte (ein Thema, das gar nicht erst sein hässliches Gesicht zeigte, wahrscheinlich, weil aus *seinem* Gesicht und seinem Leben deutlich abzulesen war, dass er davon keine Ahnung hatte). Er hatte Angst davor gehabt, dass es einen echten Grund für dieses ganze Elend geben könnte, ein düsteres Geheimnis oder ein schlimmes Defizit, und er der einzige Mensch auf der Welt sei, der etwas dagegen machen könnte, und das würde er dann wohl müssen, obwohl er gar keine Lust dazu hatte. Aber es war ganz und gar nicht so; da war nichts - falls man das Leben mit seinen Enttäuschungen, Kompromissen und bitteren, kleinen Niederlagen als Nichts bezeichnen konnte. Und das konnte man wahrscheinlich nicht. Sie fuhren im Taxi zurück zu Fiona. Der Fahrer hörte GLR, und der DJ sprach über Kurt Cobain; es dauerte eine Weile, bis Will verstand, warum der DJ in diesem eigenartig gedämpften Tonfall sprach.

»Was ist mit ihm passiert?«, fragte Will den Taxifahrer.

»Mit wem?«

»Kurt Cobain.«

»Ist das dieser Nirvana-Typ? Hat sich in den Kopf geschossen. Rumms.«

»Tot?«

»Nein, nur leichte Kopfschmerzen. Klar, natürlich ist er tot.«

Will war nicht sehr überrascht und zu alt, um geschockt zu sein. Seit Marvin Gaye gestorben war, hatte ihn der Tod eines Popstars nicht mehr geschockt. Da war er ... wie alt gewesen? Er rechnete zurück. Der erste April 1984 ... Mann o Mann,

zehn Jahre her, fast auf den Tag genau. Also war er sechsundzwanzig und damit noch in einem Alter gewesen, in dem einem solche Dinge etwas bedeuteten: Wahrscheinlich hat er sogar mit geschlossenen Augen Marvin-Gaye-Songs gesungen, als er sechsundzwanzig war. Heute wusste er, dass Selbstmorde von Popstars nur Wasser auf die Mühlen der Plattenindustrie waren, und was ihn anbelangte, war die einzige Konsequenz aus Kurt Cobains Tod die, dass *Nevermind* viel cooler klingen würde. Doch Ellie und Marcus waren noch nicht alt genug, um das zu begreifen. Ihnen würde es etwas bedeuten, und das machte ihm Sorge.

»Ist das nicht der Sänger, den Marcus gut fand?«, fragte ihn Fiona.

»Ja.«

»Ach je.«

Plötzlich bekam Will Angst. Er hatte noch nie im Leben so etwas wie plötzliche Eingebungen, unbewusste Ahnungen oder Gedankenverbindungen gehabt, aber jetzt war es so. Typisch, dachte er, dass so etwas ausgerechnet von Marcus ausgelöst wurde und nicht von Rachel oder jemandem, der wie Uma Thurman aussah. »Ich will nicht albern sein, aber kann ich mit reinkommen und Marcus' Nachricht auf dem Anrufbeantworter mithören? Ich will bloß hören, ob mit ihm alles in Ordnung ist.«

Aber nichts war in Ordnung. Marcus rief aus der Polizeiwache eines Orts namens Royston an und klang sehr kleinlaut, verängstigt und verloren.

33

Anfangs sprachen sie während der Zugfahrt nicht; gelegentlich schluchzte Ellie leise auf oder drohte, die Notbremse zu ziehen oder Leuten etwas anzutun, die sie anstarrten, wenn sie fluchte oder einen Schluck aus ihrer Wodkaflasche nahm. Marcus fühlte sich erschöpft. Es war ihm jetzt absolut klar, dass er Ellie, so toll er sie fand, so sehr er sich immer freute, sie in der Schule zu treffen, und so lustig, schön und klug sie auch war, nicht zur Freundin haben wollte. Sie war einfach nicht die Richtige für ihn. Er brauchte wirklich jemanden, der ruhiger war, der gerne las und Computerspiele machte, und Ellie brauchte jemanden, der gerne Wodka trank, vor anderen Leuten herumpöbelte und damit drohte, die Notbremse zu ziehen.

Seine Mutter hatte ihm einmal gesagt (möglicherweise, während sie mit Roger ging, der überhaupt nicht so war wie sie), dass Menschen manchmal Gegensätze brauchten, und Marcus konnte sich denken, wie das funktionierte: Bei näherer Überlegung brauchte Ellie jetzt gerade eher jemanden, der sie daran hindern würde, die Notbremse zu ziehen, als jemanden, der wahnsinnig gerne Notbremsen zog, denn wäre jetzt jemand bei ihr, der wahnsinnig gerne Notbremsen zog, dann hätten die beiden sie mittlerweile gezogen und wären auf dem Weg ins Gefängnis. Der Ärger mit dieser Theorie war allerdings, dass es kein besonders großes Vergnügen war, Ellies Gegensatz zu sein. Es *war* manchmal ein Vergnügen gewesen, in der Schule, wo Ellies ... *Ellieartigkeit* beherrschbar war. Aber draußen in der Welt war es überhaupt kein Vergnügen. Es war besorgnis-

erregend und peinlich.

»Warum ist das so schlimm?«, fragte er sie ruhig. »Ich meine, ich weiß ja, dass du seine Platten und so mochtest, und ich weiß, dass es traurig ist wegen Frances Bean, aber ...«

»Ich habe ihn geliebt.«

»Du kanntest ihn doch gar nicht.«

»Natürlich kannte ich ihn. Ich höre mir jeden Tag seine Songs an. Ich trage ihn jeden Tag am Körper. Das, worüber er singt, das ist er. Ich kenne ihn besser, als ich dich kenne. Er hat mich verstanden.«

»Er hat dich verstanden?« Wie funktionierte das denn? Wie konnte einen jemand, dem man nie begegnet war, verstehen?

»Er wusste, was ich fühlte, und hat darüber gesungen.«

Marcus versuchte sich an ein paar Textstellen von der Nirvana-Platte zu erinnern, die Will ihm zu Weihnachten geschenkt hatte. Er hatte immer nur kleine Fetzen verstehen können:

»Ich fühle mich dumm und aussätzig«, »Ein Moskito«, »Ich habe keine Waffe«. Damit konnte er nicht viel anfangen.

»Und was hast du gefühlt?«

»Zorn.«

»Worauf«

»Nichts. Aufs ... aufs Leben halt.«

»Was ist damit?«

»Es ist scheiße.«

Marcus dachte darüber nach. Er fragte sich, ob das Leben scheiße war und ob gerade Ellies Leben nun so scheiße war, und dann begriff er, dass Ellie unentwegt damit beschäftigt war, sich zu wünschen, das Leben sei scheiße, und dann dafür zu sorgen, dass es scheiße wurde, indem sie es sich selbst so schwer wie möglich machte. Die Schule war scheiße, weil sie jeden Tag ihr Sweatshirt trug, was sie nicht durfte, und weil sie Lehrer anschnauzte und Streit anfang, was die Leute aufbrachte. Aber was wäre, wenn sie ihr Sweatshirt nicht tragen

und die Leute nicht mehr anschauen würde? Wie scheiße wäre das Leben dann? Nicht besonders, überlegte er. Für ihn war das Leben wirklich scheiße, mit seiner Mutter und den anderen Kindern in der Schule und all dem, und er gäbe alles dafür, Ellie zu sein; aber Ellie schien entschlossen zu sein, sich in ihn zu verwandeln, und warum sollte das irgendjemand wollen?

Das erinnerte ihn irgendwie an Will und seine Bilder von toten Drogensüchtigen; vielleicht war Ellie wie Will. Wenn einer von den beiden im Leben echte Probleme hätte, würden sie sich keine erfinden wollen oder müssen oder sich Bilder davon an die Wände hängen.

»Stimmt das wirklich, Ellie? Findest du das Leben wirklich scheiße?«

»Klar.«

»Warum?«

»Weil ... die Welt sexistisch und rassistisch und voller Ungerechtigkeiten ist.«

Marcus wusste, dass das stimmte - seine Mutter und sein Vater hatten ihm das oft genug gesagt -, aber er war nicht davon überzeugt, dass das Ellie so wütend machte.

»Und fand Kurt Cobain das auch?«

»Ich weiß nicht. Wahrscheinlich.«

»Du bist also nicht sicher, dass er genauso empfand wie du.«

»Er hörte sich an, als hätte er das getan.«

»Würdest du dich gerne erschießen?«

»Klar. Manchmal jedenfalls.«

Marcus blickte sie an. »Das stimmt nicht, Ellie.«

»Woher willst du das wissen?«

»Weil ich weiß, wie sich meine Mutter fühlt. Und du fühlst dich nicht so. Du möchtest gerne glauben, dass du es tust, aber du tust es nicht. Du hast viel zu viel Spaß am Leben.«

»Ich habe ein Scheißleben.«

»Nein, ich habe ein Scheißleben. Außer in der Zeit, in der ich mit dir zusammen bin. Und meine Mutter hat ein Scheißleben. Aber du? Das glaube ich nicht.«

»Du weißt doch gar nichts.«

»Ein paar Sachen schon. Das weiß ich jedenfalls. Eins kann ich dir sagen, Ellie, du fühlst dich kein bisschen wie meine Mutter oder wie Kurt Cobain. Du solltest nicht sagen, dass du dich gerne umbringen würdest, wenn es gar nicht stimmt. Das ist nicht richtig.«

Ellie schüttelte den Kopf und lachte ihr leises Keiner-versteht-mich-Lachen, das Marcus seit dem Tag nicht mehr gehört hatte, an dem sie sich vor Mrs. Morrisons Büro begegnet waren. Sie hatte Recht gehabt, damals hatte er sie nicht verstanden; jetzt verstand er sie viel besser.

Ein paar Haltestellen lang saßen sie schweigend da. Marcus schaute aus dem Fenster und überlegte, wie er Ellie seinem Vater erklären könnte. Er bemerkte kaum, dass der Zug in Royston einlief, und schaltete selbst dann noch nicht richtig, als Ellie plötzlich aufstand und aus dem Zug sprang. Er zögerte einen Moment lang und sprang dann, mit einem scheußlich flauen Gefühl im Magen, ebenfalls raus.

»Was hast du vor?«

»Ich will nicht nach Cambridge. Ich kenne deinen Vater gar nicht.«

»Das wusstest du auch vorher schon und wolltest trotzdem mit.«

»Das war eben vorher. Jetzt ist alles anders.«

Er folgte ihr; er würde sie nicht aus den Augen lassen. Sie verließen den Bahnhof, gingen eine Seitenstraße hoch und dann auf die High Street. Sie gingen an einer Apotheke, an einem Gemüseladen und an einem Tesco-Supermarkt vorbei, und dann kamen sie zu einem Schallplattenladen, in dessen Fenster eine große Pappfigur von Kurt Cobain stand.

»Sieh dir das an«, sagte Ellie. »Die Schweine. Schon versuchen sie, Geld mit ihm zu scheffeln.«

Ellie zog einen ihrer Stiefel aus und warf ihn mit aller Kraft gegen die Scheibe. Sie bekam gleich beim ersten Versuch einen Sprung, und Marcus wunderte sich noch, wieso die Schau- fensterscheiben in Royston so viel zerbrechlicher waren als die in London, ehe er richtig begriff, was vorging.

»Mann, Ellie!«

Sie hob den Stiefel auf und benutzte ihn als Hammer, um vorsichtig ein Loch zu schlagen, das groß genug war, dass sie sich, ohne sich zu schneiden, durchs Fenster lehnen und Kurt Cobain aus seinem Plattenladenkerker befreien konnte.

»So. Er ist frei.« Sie setzte sich auf den Bordstein vor dem Laden, hielt Kurt an sich gepresst wie eine Bauchrednerpuppe und lächelte auf diese seltsame Art vor sich hin; Marcus geriet in Panik. Er raste die Straße rauf, fest entschlossen, den ganzen Weg zurück nach London oder weiter nach Cambridge zu laufen - es kam ganz darauf an, in welche Richtung er gerade rannte. Doch nach ein paar Metern begannen ihm die Knie zu zittern, er blieb stehen, atmete ein paar Mal tief durch und ging dann zurück und setzte sich neben Ellie.

»Warum hast du das getan?«

»Weiß nich. Ich fand es einfach nicht richtig, er so ganz alleine da drin.«

»Ach, Ellie.« Wieder mal hatte Marcus das Gefühl, dass Ellie nicht hätte tun müssen, was sie gerade getan hatte, und dass sie den Schlamassel, in dem sie jetzt war, selbst verschuldet hatte. Er war es leid. Es war nicht echt, und es gab genügend echte Probleme in der Welt, ohne dass man sich noch künstliche schaffen musste.

Die Straße war menschenleer gewesen, als Ellie das Fenster einschlug, aber das Geräusch von splitterndem Glas hatte

Royston aufgeweckt, und einige Leute, die gerade ihre Läden schlossen, waren herbeigelaufen, um zu sehen, was passiert war.

»Na schön, ihr beiden. Ihr rührt euch nicht vom Fleck«, sagte ein braun gebrannter Typ mit langen Haaren. Marcus schätzte, dass er Friseur war oder in einer Boutique arbeitete. Vor einiger Zeit wäre er noch nicht in der Lage gewesen, solche Beobachtungen zu machen, aber wenn man lange genug mit Will zusammen war, schnappte man einiges auf.

»Wir werden nirgendwo hingehen, stimmt's, Marcus?«, sagte Ellie zuckersüß.

Als sie im Polizeiauto saßen, erinnerte sich Marcus an den Tag, an dem er aus der Schule abgehauen war, und an die Zukunft, die er sich an jenem Nachmittag vorausgesagt hatte. In gewisser Weise hatte er Recht behalten. Sein ganzes Leben hatte sich verändert, ganz, wie er es erwartet hatte, und nun war er sich fast sicher, dass er als Stadstreicher oder Drogensüchtiger enden würde. Ein Krimineller war er jetzt schon. Und an allem war seine Mutter schuld! Hätte seine Mutter sich nicht bei Mrs. Morrison wegen der Schuhe beschwert, wäre er nie sauer auf Mrs. Morrison geworden, weil sie ihm vorschlug, den Kindern, die ihn terrorisierten, aus dem Weg zu gehen, und dann wäre er nie einfach rausgegangen, und ... Und er hätte Ellie an diesem Morgen nicht kennen gelernt. Ellie hatte sich hier zu verantworten. Schließlich war sie es gewesen, die gerade einen Stiefel in eine Schaufensterscheibe geschmissen hatte. Das Dumme war, dass man sich, wenn man erst mal zum Schulschwänzer geworden war, auch mit Leuten wie Ellie rumtrieb, in Schwierigkeiten kam, festgenommen und zur Polizeiwache von Royston gebracht wurde. Jetzt konnte er es nicht mehr ändern.

Die Polizisten waren freundlich, das musste man sagen. Ellie

hatte ihnen auseinandergesetzt, sie sei weder ein Hooligan noch drogensüchtig; sie habe lediglich - wie es ihr gutes Recht als Bürgerin sei - ihren Protest gegen die kommerzielle Ausschachtung von Kurt Cobains Tod zum Ausdruck bringen wollen. Die Polizisten fanden das komisch, was Marcus als gutes Zeichen interpretierte, obwohl es Ellie ausgesprochen wütend machte: Sie sagte ihnen, sie seien gönnerhaft zu ihr, und die Polizisten sahen sich an und mussten noch mehr lachen.

Als sie auf der Wache waren, wurden sie in einen kleinen Raum geführt, und eine Polizistin kam herein und redete mit ihnen. Sie fragte, wie alt sie seien, wo sie wohnten und was sie in Royston machten, und Marcus versuchte ihr die Sache mit seinem Vater, dem Fensterbrett, der großen Sinnkrise, Kurt Cobain und dem Wodka zu erklären, musste aber einsehen, dass das alles ziemlich verworren war und die Polizistin nicht verstehen konnte, was der Unfall seines Vaters mit Ellie und der Schaufensterscheibe zu tun hatte, also gab er es auf.

»Er hat überhaupt nichts getan«, sagte Ellie plötzlich. Sie sagte es nicht gerade nett; sie sagte es, als hätte er etwas tun müssen, es aber nicht getan. »Ich bin aus dem Zug gestiegen, und er ist mir gefolgt. Ich habe das Fenster zerbrochen. Lasst ihn laufen.« »Laufen? Wohin denn?«, fragte die Polizistin sie. Das war eine gute Frage, fand Marcus, und er war froh, dass sie gestellt wurde. Er wollte wirklich nicht unbedingt in Royston laufen gelassen werden. »Wir müssen einen seiner Eltern anrufen. Und deine müssen wir auch anrufen.«

Ellie starrte sie zornig an, und die Polizistin starrte zornig zurück. Viel mehr gab es anscheinend nicht zu sagen. Sie kannten das Verbrechen und die Identität des Verbrechers; besagter Verbrecher war festgenommen und in Polizeigewahrsam, also

saßen sie rum und warteten schweigend.

Als Erste kreuzten sein Vater und Lindsey auf. Lindsey hatte fahren müssen, wegen des gebrochenen Schlüsselbeins, und sie hasste Autofahren, daher waren beide etwas gereizt: Lindsey war müde und nervös, sein Vater war grantig und hatte Schmerzen. Er sah nicht wie ein Mann in der großen Sinnkrise aus, und erst recht nicht wie ein Mann, der sich bis vor kurzem noch danach verzehrt hatte, seinen einzigen Sohn zu sehen. Die Polizistin ließ sie allein, Clive ließ sich auf eine Bank fallen, die an einer Wand des Raums entlanglief, und Lindsey setzte sich neben ihn und musterte ihn besorgt.

»Das hat mir gerade noch gefehlt. Herzlichen Dank, Marcus.« Marcus sah seinen Vater unglücklich an.

»Er hat doch gar nichts *getan*«, sagte Ellie ungeduldig. »Er hat versucht, mir zu helfen.«

»Und wer genau bist du eigentlich?«

»Wer genau?« Ellie mokierte sich über seinen Vater. Marcus hielt das für keine besonders gute Idee, aber er war es leid, sich mit Ellie herumzuschlagen. »Wer *genau*? Ich bin Eleanor Toyah Gray, fünfzehn Jahre und sieben Monate alt. Ich wohne Hausnummer dreiundzwanzig ... «

»Und in was ziehst du Marcus da herein?«

»Ich ziehe ihn in gar nichts rein. Er ist mein Freund.« Das war neu für Marcus. Er hatte, seit sie in den Zug gestiegen waren, nicht mehr den Eindruck gehabt, Ellie wäre seine Freundin. »Er hat mich gebeten, mit nach Cambridge zu kommen, weil er von der Aussicht auf ein offenes Gespräch mit seinem Vater, von dem er sich unverstanden fühlt und der ihn zu einer Zeit verlassen hat, in der er ihn am meisten brauchte, nicht gerade begeistert war. Männer sind schon was Tolles. Da hat man eine Mutter, die sich umbringen will, und es interessiert sie nicht. Aber wenn sie mal von einem beschissenen Fensterbrett fallen, wird

man plötzlich zu einem guten Gespräch über den Sinn des Lebens eingeladen.«

Marcus sackte am Tisch zusammen und legte den Kopf auf die Arme. Er war plötzlich fürchterlich müde, er konnte niemanden hier mehr sehen. Das Leben war schwer genug, ohne dass Ellie das Maul aufriss.

»Wessen Mutter will sich umbringen?«, fragte Clive. »Ellies«, sagte Marcus in entschiedenem Ton.

Clive sah Ellie interessiert an.

»Tut mir Leid, das zu hören«, sagte er, aber es klang nicht so, als täte es ihm besonders Leid, und auch nicht sehr interessiert.

»Ist schon gut«, sagte Ellie. Sie hatte den Wink verstanden und sagte eine Weile nichts mehr.

»Ich vermute, du gibst mir an dem allem die Schuld«, sagte sein Vater. »Ich vermute, du meinst, dass du nicht auf die schiefe Bahn geraten wärst, wenn ich bei deiner Mutter geblieben wäre. Und vermutlich hast du da Recht.« Er seufzte, und Lindsey nahm seine Hand und tätschelte sie mitfühlend. Marcus setzte sich kerzengerade auf. »Wovon redest du da?«

»Ich habe dein Leben verpfuscht.«

»Ich habe nichts weiter getan, als aus einem Zug auszusteigen«, sagte Marcus. Seine Müdigkeit war jetzt verflogen. Sie war einer Art von Zorn gewichen, wie er ihn nur selten spürte, einem Zorn, der ihm die Kraft gab, es mit jedem, ganz gleich wie alt, aufzunehmen. Er wünschte, man könnte dieses Zeug in Flaschen kaufen, dann hätte er es in seiner Schulbank aufbewahren und tagsüber davon nippen können. »Was hat ›auf die schiefe Bahn kommen‹ mit ›aus einem Zug steigen‹ zu tun? Ellie ist auf der schiefen Bahn. Sie spinnt. Sie hat mit dem Stiefel eine Scheibe eingeschlagen, bloß weil ein Foto von einem Popstar dahinter war. Aber ich habe überhaupt nichts getan. Und es ist mir egal, ob du uns sitzen gelassen hast oder

nicht. Für mich macht das keinen Unterschied. Ich wäre auch aus dem Zug ausgestiegen, wenn du noch mit Mum zusammen wärst, denn ich habe versucht, einer Freundin zu helfen.« Das war allerdings nicht ganz die Wahrheit, denn wären seine Mutter und sein Vater noch zusammen, hätte er überhaupt nicht im Zug gegessen, es sei denn, er hätte mit Ellie aus einem anderen Grund, den er sich aber nicht vorstellen konnte, nach Cambridge fahren wollen. »Ich schätze, als Vater bist du ein Versager, und das ist für ein Kind keine große Hilfe, aber du wärst als Vater immer ein Versager, egal, wo du lebst, daher sehe ich nicht, wo da der große Unterschied ist.«

Ellie lachte. »Wow, Marcus! Coole Ansprache!«

»Danke schön. War mir ein Vergnügen.«

»Du armes Kind«, sagte Lindsey.

»Und du hältst die Klappe«, meinte Marcus. Ellie musste noch mehr lachen. Der Zorntrank sprach aus ihm - die arme Lindsey hatte ihm eigentlich nie etwas getan - aber es war trotzdem ein gutes Gefühl.

»Können wir jetzt gehen?«, fragte Ellie.

»Wir müssen auf deine Mutter warten«, sagte Clive. »Sie kommt mit Fiona. Will fährt sie her.«

»Oh, nein«, sagte Marcus.

»Verdammte Scheiße«, sagte Ellie, und Marcus stöhnte. Sie saßen zu viert herum, starrten sich an und warteten auf die nächste Szene dieses nicht enden wollenden Theaterstücks.

34

Letzten Endes war das Leben wie Luft. Daran bestand für Will kein Zweifel mehr. Es gab anscheinend keine Möglichkeit, es auszusperren oder auf Distanz zu halten, und im Moment konnte er nichts anderes tun, als es zu leben und einzuatmen. Wie es den Menschen gelang, ihre Lunge damit zu füllen, ohne zu ersticken, war ihm ein Rätsel: Es war voller Klümpchen. Das war eine Luft, die man fast kauen konnte.

Er rief Rachel von Fiona aus an, während Fiona im Badezimmer war, und diesmal hob sie ab.

»Du wolltest überhaupt nie kommen, oder?«

»Nun ja ... «

»Wolltest du?«

»Nein. Ich dachte ... Ich dachte, es könnte dir vielleicht ganz gut tun. Habe ich etwas ganz Schlimmes gemacht?«

»Ich glaube nicht. Ich glaube, es hat mir wirklich ganz gut getan.«

»Na bitte.«

»Aber für die Zukunft ... «

»In Zukunft werde ich kommen, wenn ich es versprochen habe.«

»Danke sehr.«

Er erzählte Rachel von Marcus und Ellie und versprach ihr, sie auf dem Laufenden zu halten. Kaum hatte er aufgelegt, rief Ellices Mutter Katrina an und sprach mit Fiona, dann telefonierte Fiona mit Clive, anschließend rief sie Katrina zurück, um ihr anzubieten, sie könnten sie nach Royston mitnehmen, dann holte Will zu Hause seinen Wagen, und anschließend fuhren

sie los, Ellies Haus suchen.

Während Fiona Ellies Mutter abholte, blieb Will im Wagen, hörte Nirvana und dachte an den Tag der toten Ente. Irgendetwas heute erinnerte ihn an damals; da war dasselbe Gefühl von Unvorhersehbarkeit, Aufgesogenwerden und Chaos. Der Hauptunterschied war, dass es heute nicht so ... na ja, unterhaltsam war. Nicht, dass Fionas Selbstmordversuch ein Heidenspaß gewesen wäre, nur hatte er damals weder einen von ihnen gekannt, noch hatte ihm an einem von ihnen etwas gelegen, und er hatte mit schrecklicher, aber neutraler Faszination die Art von Chaos beobachten können, die Leute anrichten, wenn sie eigensinnig oder unglücklich oder beides sind. Aber die Neutralität war jetzt hin, und er machte sich mehr Sorgen um den armen Marcus, der mit einer verwirrten Halbwüchsigen in einer Kleinstadt-Polizeiwache saß - ein Erlebnis, das Marcus wahrscheinlich bis zum nächsten Wochenende vergessen haben würde -, als er sich wegen des versuchten Selbstmordes der Mutter desselben Jungen gemacht hatte - ein Erlebnis, das er, da war er sich fast sicher, bis an sein Lebensende nicht vergessen würde. Es schien völlig gleichgültig zu sein, ob man etwas dabei empfand oder ob man nichts dabei empfand: Irgendwie reagierte man immer unangemessen.

Ellies Mutter war eine attraktive Frau in den Vierzigern und sah jugendlich genug aus, um sich die schmuddeligen, verwaschenen Jeans und die Motorradjacke, die sie trug, erlauben zu können. Sie hatte eine lockige, hennarote Mähne und hübsche Lachfältchen um Mund und Augen und schien ihre Tochter längst aufgegeben zu haben.

»Sie ist verrückt«, sagte Katrina achselzuckend, sobald sie im Wagen saß. »Ich weiß nicht, wie es kommt, aber sie ist es. Nicht *verrückt* verrückt, sondern, ihr wisst schon. Nicht zu bändig. Darf ich rauchen, wenn ich ein Fenster aufmache?«

Sie fummelte in ihrer Tasche herum, fand ihr Feuerzeug nicht und vergaß das Rauchen dann ganz. »Schon komisch, denn als Ellie zur Welt kam, habe ich mir wirklich gewünscht, sie würde mal so werden, ruppig, rebellisch, laut und aufgeweckt. Deswegen habe ich sie Eleanor Toyah getauft.«

»Ist das was Klassisches?«, fragte Fiona.

»Nein, Pop«, sagte Will. Fiona lachte, obwohl Will nicht einsah, wieso.

»Toyah Wilcox.«

»Und jetzt ist es passiert, sie ist ruppig und rebellisch und was weiß ich, und ich gäbe alles dafür, wenn sie schüchtern und jeden Abend brav zu Hause wäre. Sie bringt mich noch um.«

Bei diesem Satz zuckte Will zusammen und warf einen raschen Blick zu Fiona neben sich, aber nichts ließ erkennen, dass sie den Ausdruck anders als im allerweitesten Sinne verstanden hatte.

»Das ist jetzt aber der Gipfel«, sagte Katrina.

»Dito«, meinte Fiona.

»Bis zum nächsten Mal jedenfalls.«

Beide lachten, aber es stimmte, dachte Will. Es gab immer ein nächstes Mal. Ellie brachte Katrina um, Marcus brachte Fiona um, und dieses Morden würde noch jahrelang so weitergehen. Sie waren lebende Tote. Sie konnten nicht leben, nicht richtig jedenfalls, und nicht sterben; und sie konnten nichts weiter tun, als bei einem Fremden im Wagen zu sitzen und darüber zu lachen. Und da hatten Menschen wie Jessica die Stirn, ihm zu erklären, ihm würde etwas entgehen? Er würde vermutlich nie verstehen, was damit gemeint sein sollte.

Sie hielten, um zu tanken und Getränke, Chips und Schokoriegel zu kaufen, und als sie zum Wagen zurückkehrten, hatte sich die Atmosphäre zwischen ihnen verändert: Irgendwann, während die Dosenverschlüsse knackten und die Chipspackungen knisterten, schienen sie ein Trio geworden zu sein. Es war fast,

als hätten sie vergessen, warum sie eigentlich unterwegs waren; die Fahrt selbst war zum Grund der Reise geworden. Von Schulausflügen mit dem Bus war Will noch in Erinnerung, dass das irgendwie mit dem Aussteigen und Wiedereinsteigen zusammenhing, nur wusste er nicht mehr genau, wie. Vielleicht bemerkte man erst, dass eine besondere Stimmung aufgenommen war, wenn man sie kurz hinter sich ließ und dann wieder in sie eintauchte, aber jetzt herrschte diese Stimmung - eine berauschende Mischung aus Verzweiflung, geteilter Sorge, unterdrückter Hysterie und aufrichtigem Teamgeist -, und Will konnte spüren, dass er mittendrin war und nicht von außen durch die Fensterscheibe zusah. Das konnte unmöglich das sein, was ihm angeblich entging, denn es entging ihm nicht, aber mit Kindern hatte es immerhin zu tun. Das musste man Marcus lassen, dachte er: Der Junge war schwierig und verrückt und sonst was, aber er hatte es raus, Brücken zu bauen, wo immer er hinging, und den Trick beherrschten die wenigsten Erwachsenen. Will hätte sich niemals vorstellen können, auf Fiona zuzugehen, aber jetzt konnte er es; seine Beziehung zu Rachel hatte er ausschließlich Marcus zu verdanken. Und hier war jetzt ein dritter Mensch, jemand, den er heute Abend zum ersten Mal sah, und sie tauschten KitKat-Riegel und ließen sich gegenseitig an ihrer Diätlimo trinken, als hätten sie bereits Körperflüssigkeiten ausgetauscht. In gewisser Weise war es nicht ohne Ironie, dass dieses merkwürdige und einsame Kind all diese Beziehungen herstellen konnte und selbst dabei so isoliert blieb.

»Warum hat sich dieser Typ erschossen?«, fragte Fiona plötzlich.

»Kurt Cobain?«, fragten Will und Katrina gleichzeitig.

»Wenn er so hieß.«

»Er wird wohl unglücklich gewesen sein«, sagte Katrina.

»Na ja, so weit hatte ich auch schon gedacht. Weswegen?«

»Oje, das fällt mir gerade nicht ein. Ellie hat es mir erzählt, aber nach einer Weile habe ich auf Durchzug geschaltet. Drogen? Schlimme Kindheit? Stress? Jedenfalls was in der Richtung.«

»Bis Weihnachten hatte ich noch nie von ihm gehört«, erzählte Fiona. »Aber er war wohl eine große Nummer, was?«

»Hast du heute Abend die Nachrichten gesehen? Da waren überall diese verzweifelten Jugendlichen, die sich in den Armen lagen und weinten. Ein sehr trauriger Anblick. Allerdings schien keiner von denen Schaufensterscheiben einschlagen zu wollen. Offenbar musste nur meine Tochter ihre Trauer so ausdrücken.«

Will fragte sich, ob Marcus jemals so in seinem Zimmer gesessen und sich *Nevermind* angehört hatte, wie Will in seinem Zimmer gesessen und die erste Clash-LP gehört hatte. Er konnte sich das schwer vorstellen. Marcus konnte diese Art von Wut und Schmerz wohl kaum begreifen, auch wenn er wahrscheinlich seine Spezialversion ähnlicher Gefühle kannte, die irgendwo in ihm herumwirbelten. Und trotzdem saß er jetzt da, hinter schwedischen Gardinen – na ja, im Warteraum einer Polizeiwache -, weil er an einem Verbrechen beteiligt gewesen war, das irgendwie Kurt Cobains Tod rächen sollte. Es ließen sich schwerlich zwei gegensätzlichere Charaktere vorstellen als Marcus und Kurt Cobain, und trotzdem war beiden derselbe Trick gelungen: Marcus brachte unwahrscheinliche Allianzen in Autos und Polizeiwachen zustande, und Kurt Cobain schaffte das Gleiche im internationalen Fernsehen. Das bewies, dass die Dinge nicht so schlecht standen, wie die beiden glaubten. Will wünschte, er könnte das Marcus und jedem, der es nötig haben mochte, vor Augen führen. Sie waren jetzt fast da. Katrina plauderte immer noch und hatte sich offensichtlich gänzlich mit der Idee ausgesöhnt, dass ihre Tochter mal wieder in Schwierigkeiten steckte (etwas anderes blieb einem auch

nicht übrig, schätzte Will, wenn man mit einer Tochter wie Ellie gestraft war), aber Fiona war beängstigend still.

»Ihm wird schon nichts passiert sein«, sagte er zu ihr.

»Ja, ich weiß«, sagte sie, aber da war etwas in ihrer Stimme, das ihm nicht gefiel.

Will war nicht überrascht, dass die Vibes auf der Polizeiwache schlecht waren (wie jeder gewohnheitsmäßige Konsument weicher Drogen war er kein Fan der Polizei), aber er stellte überrascht fest, dass diese Vibes nicht vom Meldepult kamen, wo man sie nur mit leicht unterkühlter Höflichkeit begrüßte, sondern aus dem Verhörraum, in dem frostiges Schweigen herrschte und reichlich wütende Blicke getauscht wurden. Lindsey und Clive starrten wütend auf Marcus, der wütend die Wände anstarrte. Ein aufgebrachtes Teenagermädchen (das, wie Will mit Genugtuung feststellte, einer Kreuzung aus Siouxie und dem Roadrunner nicht unähnlich sah, nur mit einem rausgewachsenen Gefängnishaarschnitt) starrte wütend jeden an, der es wagte, ihrem Blick zu begegnen.

»Du hast ganz schön lange gebraucht«, sagte Ellie, als ihre Mutter hereinkam.

»Es hat so lange gedauert, wie es dauert, einen Anruf zu machen und herzufahren«, sagte Katrina. »Also hör bloß auf.«

»Ihre Tochter«, sagte Clive mit einer Aufgeblasenheit, die nicht so recht zu einem Mann im University-of-Life-Sweatshirt und mit Gipsverband passte, »war beleidigend und aggressiv. Und dein Sohn«, fuhr er Fiona zunicke fort, »hat sich ganz offensichtlich mit den falschen Leuten eingelassen.«

»Dein Sohn«, höhnte Ellie, aber Fiona schwieg immer noch grimmig.

»Mir hat er gesagt, ich soll die Klappe halten«, sagte Lindsey.

»Schnickschnack«, sagte Ellie.

Der Polizistin, die sie hineingeführt hatte, stand das heimliche Vergnügen an diesen Familienzwickigkeiten jetzt ins Gesicht geschrieben. »Dürfen wir gehen?«, fragte Will sie.

»Noch nicht. Wir warten noch auf den Ladenbesitzer.«

»Gut«, erklärte Ellie. »Dem möchte ich gern die Meinung sagen.«

»Eigentlich ist es eine Sie«, sagte die Polizistin.

Ellie errötete. »Er oder sie, ist doch egal. Sie ist pervers.«

»Warum ist sie pervers, Ellie?«, fragte Katrina in einem Ton, der Sarkasmus und Resignation so perfekt vereinte, wie man es nur nach jahrelanger Übung hinkam.

»Weil sie aus einem tragischen Ereignis ihren Vorteil schlägt«, sagte Ellie. »Sie hat keine Ahnung, was der heutige Tag bedeutet. Sie denkt nur, da wären ein paar Pfund zu holen.«

»Wieso kommt sie denn überhaupt?«, fragte Will die Polizeibeamtin.

»Wir probieren hier etwas Neues aus. Verstehen Sie, Straftäter Auge in Auge mit ihren Opfern, damit ihnen die Konsequenzen ihrer Taten bewusst werden.«

»Wer ist der Straftäter und wer das Opfer?«, fragte Ellie vielsagend.

»Ach, Ellie, halt den Mund«, sagte ihre Mutter.

Eine nervös wirkende Frau Ende zwanzig wurde in den Raum geführt. Sie trug ein Kurt-Cobain-Sweatshirt und fingerdickes schwarzes Augen-Make-up, und wenn sie nicht Ellies große Schwester war, dann war das ein interessanter Fall für die Genforschung.

»Das ist Ruth, ihr gehört der Laden. Dies ist die junge Dame, die Ihr Fenster zerbrochen hat«, sagte die Polizeibeamtin. Ellie schaute die Ladenbesitzerin verdutzt an.

»War das deren Idee?«

»Was?«

»Dass du aussiehst wie ich.«

»Sehe ich aus wie du?«

Alle im Raum, einschließlich der Polizeibeamten, lachten.

»Du hast das Bild ins Fenster gestellt, um die Leute abzuzocken«, sagte Ellie mit deutlich weniger Selbstsicherheit, als sie vorher zur Schau gestellt hatte.

»Welches Bild? Das von Kurt? Das steht da schon ewig. Ich bin sein größter Fan. Auf jeden Fall sein größter Fan in Hertfordshire.«

»Du hast es nicht erst heute reingestellt, um Geld damit zu machen?«

»Um die vielen trauernden Nirvanafans in Royston um ihr Geld zu erleichtern, meinst du? Das würde vielleicht mit einem Bild von Julio Iglesias funktionieren.«

Ellie machte ein betretenes Gesicht.

»Hast du deswegen die Scheibe eingeschlagen?«, fragte Ruth.

»Weil du dachtest, mir ginge es um billigen Profit?«

»Ja.«

»Heute ist der traurigste Tag meines Lebens. Und dann kommt so eine kleine Idiotin daher und schlägt meine Scheibe ein, weil sie glaubt, ich würde die Leute abzocken. Werd doch einfach ... erwachsen.«

Will bezweifelte sehr, dass Ellie häufig um Worte verlegen war, aber wenn man sie in ein sprachloses Häufchen Elend mit knallrotem Kopf verwandeln wollte, musste man nur eine knapp zehn Jahre ältere Doppelgängerin von ihr finden, die Kurt Cobain noch glühender verehrte als sie selbst.

»Es tut mir Leid«, flüsterte sie.

»Ja, schon gut«, meinte Ruth. »Komm her.« Und vor den Augen der im Verhörraum der Polizeiwache versammelten und in ihrer Mehrheit wenig mitfühlenden Anwesenden breitete Ruth die Arme aus, und Ellie stand auf, ging zu ihr hin und umarmte sie.

Es schien Fionas Aufmerksamkeit entgangen zu sein, dass

diese Umarmung eigentlich das Ende der ganzen trübseligen Pappfigurenaffäre hätte besiegeln sollen, aber Will hatte schon vor einiger Zeit bemerkt, dass mehr oder weniger alles an ihr vorbeigerauscht war, seit sie zum Tanken angehalten hatten. Aber es war klar, dass sie nicht etwa mit offenen Augen geträumt, sondern sich für den Kampf gewappnet hatte, und aus Gründen, die wohl nur ihr bekannt waren, hatte sie beschlossen, dass jetzt der Zeitpunkt zum Kampf gekommen war. Sie stand auf, ging um den Tisch herum, schlang von hinten ihre Arme um Marcus und richtete mit peinlich emotionaler Intensität das Wort an die Polizistin, die sich um die Kinder gekümmert hatte.

»Ich bin ihm keine gute Mutter gewesen«, verkündete sie. »Ich habe die Dinge schleifen lassen, und ich habe nicht gut genug auf ihn Acht gegeben, und ich bin nicht überrascht, dass es dazu gekommen ist.«

»Es ist zu gar nichts gekommen, Mum«, sagte Marcus. »Wie oft denn noch? Ich habe nichts getan.« Fiona ignorierte ihn; sie schien ihn überhaupt nicht gehört zu haben.

»Ich weiß, dass ich keine Chance verdiene, aber ich bitte Sie jetzt um eine, und ... Ich weiß nicht, ob Sie auch Mutter sind oder nicht?«

»Ich?«, fragte die Polizistin. »Ja. Ich habe einen kleinen Jungen, Jack.«

»Ich appelliere an Sie als Mutter ... Wenn Sie uns eine zweite Chance geben, werden Sie es nicht bereuen.«

»Wir brauchen keine zweite Chance, Mum. Ich habe überhaupt nichts Schlimmes getan. Ich bin nur aus einem Zug ausgestiegen.«

Immer noch keine Reaktion. Das musste Will ihr lassen: Wenn sie sich einmal entschlossen hatte, um ihr Kind zu kämpfen, war sie nicht mehr aufzuhalten, so verbohrte die Entscheidung und so unangebracht die Mittel auch waren. Was sie zusam-

menredete, war hirnrissig - vielleicht wusste sie sogar, dass es hirnrissig war, aber hier sprach der Teil von ihr, der wusste, dass sie etwas für ihren Sohn tun musste. In gewisser Weise war es ein Wendepunkt. Man konnte sich gut vorstellen, wie diese Frau zu den merkwürdigsten Anlässen alle möglichen deplatzierten Dinge sagte; aber man konnte sich viel schwerer vorstellen, sie halb vom Sofa gerutscht und mit Erbrochenem besudelt zu finden, und Will begann zu begreifen, dass frohe Botschaften manchmal im unmöglichsten Gewand daherkamen,

»Wir sind bereit, einen Deal zu machen«, erklärte Fiona. Ging es in Royston zu wie bei *L. A. Law*?, fragte sich Will. Eher unwahrscheinlich, aber man wusste ja nie. »Marcus wird gegen Ellie aussagen, wenn Sie ihn gehen lassen. Tut mir Leid, Katrina, aber für sie ist es zu spät. Lassen Sie Marcus mit einer sauberen Akte einen Neuanfang machen.« Sie vergrub ihr Gesicht in Marcus Nacken, aber Marcus schüttelte sie ab und schob sich von ihr weg näher zu Will. Katrina, die sich während weiterer Teile von Fionas Ansprache mühsam das Lachen verbissen hatte, ging zu ihr, um sie zu trösten.

»Sei still, Mum. Du bist verrückt. Mann, ich kann's nicht fassen, wie bescheuert meine Eltern sind«, sagte Marcus aus vollem Herzen.

Will betrachtete die seltsame kleine Gruppe, seine Gang für den heutigen Tag, und versuchte, aus alldem schlau zu werden. Welche Kreise das zog, wie das alles untereinander zusammenhing! Er kriegte das einfach nicht in den Kopf. Er war kein Mann, der zu mystischen Anwandlungen neigte, nicht einmal unter Drogeneinfluss, aber er fürchtete schwer, dass er aus irgendeinem Grund im Moment gerade eine hatte: Hing es vielleicht damit zusammen, dass Marcus sich von seiner Mutter weg und näher zu ihm gestellt hatte?

Was immer der Grund dafür war, es berührte ihn eigenartig.

Einige dieser Leute hatte er bis heute gar nicht gekannt, andere kannte er erst seit kurzer Zeit, und auch von denen konnte er nicht sagen, dass er sie gut kannte. Aber hier waren sie nun, einer hielt einen Kurt Cobain aus Pappkarton umklammert, einer steckte im Gipsverband, ein anderer heulte, und sie alle waren einander auf verschiedenste Weisen verbunden, die man jemandem, der zufällig einträte, unmöglich erklären konnte. Will konnte sich nicht erinnern, sich schon jemals in einem derartig verworrenen, wild wuchernden und chaotischen Beziehungsgeflecht verfangen zu haben; es war fast so, als hätte man ihm einen Blick darauf erlaubt, was es hieß, Mensch zu sein. Es war gar nicht so übel; ja, er hätte nicht mal viel dagegen, auf Ganztagsbasis Mensch zu sein.

Sie gingen alle zusammen zum Abendessen in den nächsten Burgerladen. Ruth und Ellie setzten sich abseits, aßen Fritten, rauchten und tuschelten; Marcus und seine Verwandtschaft setzten den Kleinkrieg fort, den sie auf der Polizeiwache mit so viel Enthusiasmus begonnen hatten. Clive wollte, dass Marcus seine Reise nach Cambridge fortsetzte, während Fiona meinte, er solle mit nach London zurückkommen, und Marcus war zu verwirrt von seinen nachmittäglichen Erlebnissen, um überhaupt etwas zu meinen.

»Wieso war Ellie überhaupt bei dir?«, fragte Will ihn.

»Weiß ich auch nicht mehr so genau«, sagte Marcus. »Sie wollte halt mitkommen.«

»Wollte sie bei uns übernachten?«, fragte Clive. »Weiß nich. Glaub schon.«

»Wie nett, dass du uns vorher gefragt hast.«

»Ellie ist nicht die Richtige für mich«, sagte Marcus in entschiedenem Ton.

»Ich wüsste nicht, für wen sie die Richtige sein sollte«, sagte

Katrina.

»Ich glaube, wir werden immer Freunde bleiben«, fuhr Marcus fort. »Aber, ich weiß auch nicht, ich glaube, ich sollte mir eine Freundin suchen, die nicht ganz so -«

»Nicht ganz so unverschämt und verrückt ist? Nicht ganz so gewalttätig ist? Nicht ganz so saublöd ist? Mir fällt noch eine ganze Latte von Nicht-ganz-Sos ein.« Der Kommentar kam von Ellies Mutter.

»- nicht ganz so verschieden von mir ist«, sagte Marcus diplomatisch.

»Na, dann viel Glück«, sagte Katrina. »Es gibt so einige von uns, die schon ihr halbes Leben nach jemandem suchen, der nicht ganz so verschieden von ihnen ist, und bisher sind wir nicht fündig geworden.«

»Ist das so schwierig?«, fragte Marcus.

»Es ist das Schwierigste der Welt«, sagte Fiona mit mehr Gefühl, als Will sich bewusst machen wollte.

»Was glaubst du denn, wieso wir alle Singles sind?«, meinte Katrina.

Ging es wirklich darum?, fragte sich Will. War es das, was sie alle taten, nach jemandem suchen, der nicht ganz so verschieden war? Tat er das auch? Rachel war dynamisch, rücksichtsvoll, vernünftig, liebevoll und in so vielerlei Hinsicht anders als er, doch das Eigentliche an Rachel war, zumindest in Wills Augen, dass sie nicht er war. Katrinas Logik hinkte also etwas. Nach jemandem suchen, der nicht ganz so verschieden war ... Das machte man nur dann, überlegte er, wenn man überzeugt war, dass man selbst ganz brauchbar war.

35

Marcus fuhr schließlich doch noch mit zu seinem Vater und Lindsey. Sie taten ihm auf eine merkwürdige Art Leid: Auf der Polizeiwache hatten sie vollkommen daneben gewirkt, als seien sie mit allem überfordert. Marcus hatte noch nie darüber nachgedacht, aber an diesem Abend war sofort zu erkennen, wer in London lebte und wer nicht, und die, die nicht in London lebten, schienen sich von jeder Kleinigkeit viel schneller einschüchtern zu lassen. Clive und Lindsey waren gleich von Ellie eingeschüchtert, aber auch von Ellies Mutter und von der Polizei, und sie hatten viel gejammert und nervös geguckt ... Vielleicht hatte das auch gar nichts mit London zu tun; vielleicht hatte es mehr damit zu tun, welche Leute er mittlerweile kannte, vielleicht war er in den letzten paar Monaten auch einfach nur viel erwachsener geworden. Aber er sah wirklich nichts, was sein Vater ihm noch zu bieten hatte, und darum hatte er Mitleid mit ihm, darum stimmte er zu, mit ihm nach Cambridge zu fahren.

Clive jammerte im Auto weiter. Warum hatte Marcus sich mit so jemandem eingelassen? Warum hatte er nicht versucht, sie aufzuhalten? Warum war er grob zu Lindsey gewesen? Was hatte sie ihm je getan? Marcus antwortete nicht. Er ließ seinen Vater so lange weiterlamentieren, bis ihm schließlich die Klagen auszugehen schienen, wie einem manchmal das Benzin ausgeht: Sie wurden langsamer und leiser, und dann blieben sie auf einmal ganz weg. Er konnte eben einfach nicht mehr diese Art von Vater sein. Er hatte seine Chance verpasst. Das war, als käme Gott plötzlich die Idee, Millionen Jahre, nach dem er die Welt erschaffen hatte, wieder Gott zu sein: Er könnte nicht

plötzlich vom Himmel steigen und sagen, he, ihr hättet das Empire State Building da nicht hinbauen sollen, ihr hättet es nicht so organisieren dürfen, dass Afrikaner weniger Geld bekommen, und ihr hättet niemals zulassen dürfen, dass man Atomwaffen baut. Weil, dann könnte man zu ihm sagen: Tja, ist ein bisschen spät jetzt, oder? Wo warst du, als wir uns das ausgedacht haben?

Er fand wirklich nicht, sein Vater hätte bei ihnen bleiben müssen, aber zumindest konnte er nicht beides haben. Wenn er mit Lindsey in Cambridge leben, Pot rauchen und vom Fensterbrett fallen wollte, na schön, aber dann konnte er nicht anfangen, sich in alltägliche Dinge einzumischen - und Ellie war jetzt nur noch eins dieser alltäglichen Dinge, auch wenn sie ihm, als sie auf dem Bordstein gesessen und auf den Streifenwagen gewartet hatten, wie das Unalltöglichste überhaupt erschienen war. Sein Vater würde sich einen neuen Job suchen müssen. Will konnte sich um die alltäglichen Dinge kümmern und seine Mutter, aber sein Vater war aus dem Spiel.

Sie kamen um halb elf bei seinem Vater an, das hieß, er hatte sechs Stunden bis nach Cambridge gebraucht, kein schlechter Schnitt, wenn man bedachte, dass er auf halber Strecke festgenommen worden war. (Festgenommen! Er war festgenommen worden! Na, wenigstens in einem Streifenwagen auf eine Polizeiwache gebracht worden. Er hatte bereits aufgehört, in dem eingeschlagenen Fenster etwas zu sehen, das mit dem Blaumachen begonnen hatte und ihn schließlich irgendwann zum Penner und Drogensüchtigen abrutschen lassen würde. Jetzt, da er frei war, erkannte er, dass er sich da in etwas rein-gesteigert hatte. Stattdessen nahm er den Royston-Zwischenfall als Beleg dafür, wie weit er es in den letzten Monaten gebracht hatte. Als er frisch nach London gekommen war, hätte er es nie geschafft, sich festnehmen zu lassen. Damals hatte er nicht die

richtigen Leute gekannt.)

Lindsey machte Tee für sie, und sie saßen eine Weile am Küchentisch. Dann machte Clive Lindsey ein Zeichen, und sie sagte, sie sei müde und würde ins Bett gehen, und ließ sie allein.

»Hast du was dagegen, wenn ich mir einen Joint drehe?«, fragte ihn sein Vater.

»Nein«, sagte Marcus. »Mach, was du willst. Ich rauche aber nicht mit.«

»Richtig so. Könntest du mir meine Dose runterholen? Es tut weh, wenn ich mich strecke.«

Marcus schob seinen Stuhl vor das Küchenregal, stieg darauf und begann, hinter den Müslipackungen auf dem obersten Bord herumzutasten. Schon komisch, dass man über andere immer noch solche Kleinigkeiten wusste, etwa, wo sie ihre Blechdose versteckt hatten, obwohl man keine Ahnung hatte, was sie sonst so trieben.

Er kletterte runter, lieferte die Dose ab und schob den Stuhl wieder an den Tisch. Sein Vater begann sich einen Joint zu drehen und nuschelte dabei in sein Zigarettenpapier.

»Weißt du, ich bin danach ganz schön nachdenklich geworden. Nach meinem Unfall.«

»Nachdem du vom Fensterbrett gefallen bist?« Marcus sagte das mit Genugtuung. Es klang so schön bescheuert.

Ja. Nach meinem Unfall.«

»Mum meinte schon, du hättest die große Sinnkrise.«

»Und?«

»Und was?«

»Ich weiß nicht. Wie denkst du darüber?«

»Wie ich darüber denke, dass du die große Sinnkrise hast?«

»Nun ja.« Sein Vater blickte von seinen Rizla-Blättchen auf.

»Ja, schon.«

»Kommt drauf an, oder? Darauf, was dabei herauskommt.«
 »Okay. Was dabei herausgekommen ist, war ... Er hat mir Angst gemacht, mein Unfall.«
 »Als du vom Fensterbrett gefallen bist?«
 »Ja. Mein Unfall. Musst du dauernd sagen, was es war? Na, jedenfalls, er hat mir Angst gemacht.«
 »Du bist ja nicht sehr tief gefallen. Du hast dir bloß das Schlüsselbein gebrochen. Ich kenne eine Menge Leute, denen das passiert ist.«
 »Es kommt doch wohl nicht darauf an, wie tief man fällt, wenn es einen zum Nachdenken bringt, oder?«
 »Wohl nicht.«
 »Hast du das ernst gemeint, was du auf der Polizeiwache gesagt hast? Dass ich als Vater ein Versager bin?«
 »Oh, weiß auch nicht. Eigentlich nicht.«
 »Ich weiß nämlich, dass ich meine Sache nicht gerade toll gemacht habe.«
 »Nein. Toll nicht.«
 »Und ... du brauchst einen Vater, nicht wahr? Ich begreife das jetzt. Vorher konnte ich das nicht verstehen.«
 »Ich weiß nicht, was ich brauche.«
 »Nun ja, du weißt, dass du einen Vater brauchst.«
 »Warum?«
 »Weil den jeder braucht.«
 Marcus dachte darüber nach. »Den braucht jeder, um, na ja, für die ersten Schritte. Und danach, da bin ich mir nicht sicher. Wieso kommst du darauf, dass ich jetzt einen brauche? Ich komme auch ohne Vater zurecht.«
 »So sieht es aber nicht aus.«
 »Wieso, weil jemand ein Fenster eingeschlagen hat? Nein, ehrlich, ich komme auch ohne Vater zurecht. Vielleicht sogar besser. Ich meine, es ist nicht leicht mit Mum, aber dieses Schuljahr ... Ich kann es nicht beschreiben, aber ich fühle mich

sicherer als früher, weil ich mehr Leute kenne. Eigentlich hatte ich nur Angst, weil ich fand, zwei wären nicht genug, und jetzt sind wir nicht mehr nur zu zweit. Ich habe jede Menge Leute. Und so ist man viel besser dran.«

»Wer sind denn diese vielen Leute? Ellie und Will und solche Typen?«

»Ja, solche Typen.«

»Die werden nicht für immer da sein.«

»Manche ja, manche nicht. Aber weißt du, vorher wusste ich nicht, dass den Job auch jeder andere machen kann, und die können es. Man kann Leute finden. Es ist wie mit diesen Akrobatennummern.«

»Was für Akrobatennummern?«

»Die, bei denen man oben auf einer Pyramide aus soundso viel Leuten steht. Es kommt wirklich nicht darauf an, auf wem man steht, solange sie da sind und man sie nicht weglässt, ohne dass andere für sie kommen.«

»Glaubst du das wirklich? Dass es egal ist, wer dich stützt?«

»Heute ja. Früher nicht, aber heute schon. Weil man nicht auf seinen Eltern stehen kann, wenn die sich streiten, auseinander gehen und Depressionen kriegen.«

Sein Vater hatte seinen Joint fertig gerollt. Er zündete ihn an und inhalierte tief.

»Darüber habe ich auch nachgedacht. Ich hätte nicht von euch weggehen dürfen.«

»Ist echt nicht so schlimm, Dad. Ehrlich. Ich weiß ja, wo du bist, wenn's darauf ankommt.«

»Mann, vielen Dank.«

»Tut mir Leid. Aber ... mir geht's gut. Ehrlich. Ich finde Leute. Ich komme schon klar.«

Und das würde er, da war er sicher. Er wusste nicht, ob Ellie klarkommen würde, denn sie dachte nicht so ernsthaft über Dinge nach, auch wenn sie klug war und über Politik und so

Bescheid wusste; und er wusste nicht, ob seine Mutter klarkommen würde, denn sie war oft nicht sehr belastbar. Aber er war davon überzeugt, dass er Wege wusste, mit allem zurechtzukommen, die sie nicht kannten. Er konnte in der Schule klarkommen, denn er wusste, was er machen musste, und er hatte rausgefunden, wem man trauen konnte und wem nicht, und rausgefunden hatte er das in London, wo Leute in den komischsten Winkeln aufeinander trafen. Man konnte ein Gerüst aus Menschen bauen, das unmöglich zustande gekommen wäre, wenn seine Mutter und sein Vater sich nicht getrennt hätten und sie alle drei in Cambridge geblieben wären. Es funktionierte nicht bei jedem. Es funktionierte nicht bei Leuten, die verrückt waren, Leuten, die keinen kannten, oder Leuten, die krank waren oder zu viel tranken. Aber bei ihm würde es funktionieren, dafür würde er schon sorgen, und weil es bei ihm funktionieren würde, hatte er beschlossen, dass dies ein viel besserer Weg war, die Dinge anzupacken, als der, den sein Vater von ihm erwartete.

Sie unterhielten sich noch ein bisschen, über Lindsey und dass sie ein Baby wollte, und dass sein Vater sich nicht entschließen könnte, und ob es Marcus stören würde, wenn sie eins bekämen. Und Marcus meinte, das würde ihm gefallen, weil er Babys möge. Das tat er in Wirklichkeit nicht; aber er wusste, was zusätzliche Menschen um ihn herum wert waren, und Lindseys Baby würde irgendwann zu einem dieser zusätzlichen Menschen heranwachsen. Und dann ging er ins Bett, und sein Vater umarmte ihn und wurde ein bisschen rührselig, aber er war da schon stoned, darum gab Marcus nichts darauf.

Am Morgen fuhren sein Vater und Lindsey ihn zum Bahnhof und gaben ihm genug Geld für ein Taxi von King's Cross nach Hause. Während der Zugfahrt starrte er aus dem Fenster. Er war sich sicher, dass das mit der Akrobatennummer stimmte;

aber selbst wenn das alles Blödsinn war, würde er trotzdem weiter daran glauben. Wenn es ihm half, so lange durchzuhalten, bis er völlig frei war, dieselben Fehler wie alle anderen zu machen, was konnte es dann schon schaden?

36

Es machte Will immer noch Angst, Rachel so heftig zu begehren. Ihm schien es, als könne sie jederzeit beschließen, er sei zu lästig, eine Niete oder nicht gut im Bett. Sie könnte einen anderen kennen lernen; sie könnte zu dem Schluss kommen, überhaupt keine Beziehung mit irgendwem eingehen zu wollen. Sie könnte, nachdem sie Ali an der Schule abgesetzt hatte, auf dem Rückweg plötzlich und unerwartet einen tödlichen Autounfall haben. Er fühlte sich wie ein Küken, dessen Eierschale zerbrochen war, und jetzt stand er zitternd und auf stak-sigen Beinen (falls Küken staksige Beine hatten, vielleicht waren das Fohlen oder Kälber oder sonst welche Tiere) draußen in der Welt herum, ohne auch nur einen Paul-Smith-Anzug oder eine Rayban, um seine Blößen zu bedecken. Er war nicht einmal sicher, was diese ganze Angst sollte. Was hatte er davon? Überhaupt nichts, soweit er sehen konnte, aber jetzt war es viel zu spät, sich diese Frage zu stellen. Er wusste nur, dass es kein Zurück gab; dieser Abschnitt seines Lebens war vorüber.

An den meisten Samstagen unternahm Will jetzt etwas mit Ali und Marcus. Es hatte damit angefangen, dass er ihre Mütter etwas entlasten wollte ... Nein, stimmte nicht. Es hatte damit angefangen, dass er sich in Rachels Leben mogeln, sie davon überzeugen wollte, dass doch irgendetwas an ihm dran war. Und es war ja nicht der schlechteste Job der Welt: Die ersten paar Ausflüge waren schwierig gewesen, weil er aus irgendeinem Grund die pädagogisch wertvolle Nummer versucht und sie mit ins Britische Museum und in die National Gallery genommen hatte, und sie waren alle drei gelangweilt und reizbar,

aber nur, weil Will solche Unternehmungen selber hasste. (Gab es einen langweiligeren Ort als das *Britische Museum*? Wenn ja, wollte Will nichts darüber hören. Töpfe. Münzen. Krüge. Ganze Räume voller Teller. Man sollte schon triftige Gründe haben, Dinge auszustellen, fand Will. Nur weil sie alt waren, musste das nicht heißen, dass sie zwangsläufig interessant waren. Nur weil sie überdauert hatten, musste das nicht heißen, dass man sie sich ansehen wollte.)

Aber gerade, als er kurz davor stand, die ganze Idee aufzugeben, war er mit ihnen im Kino gewesen, in einem dieser blöden Sommerfilme, die auf Kinder zugeschnitten waren, und sie hatten alle drei einen Riesenspaß. Mittlerweile war es schon Routine: Mittagessen bei McDonald's oder Burger King, Kino, Milchshake im Burger King oder bei McDonald's, je nachdem, wo sie mittags noch nicht gewesen waren), nach Hause. Er hatte sie auch ein paar Mal mit zu Arsenal genommen, aber Ali hackte immer noch auf Marcus herum, wenn sich die kleinste Chance dazu bot, und an einem langen Nachmittag im Familienblock in Highbury gab es dazu mehr als genug Chancen, also hoben sie sich Fußball für die seltenen Gelegenheiten auf, bei denen keine Filme liefen, die nicht nur ihre Intelligenz, sondern auch alles andere beleidigten.

Marcus war jetzt erwachsener als Ali. Als sie sich zum ersten Mal begegnet waren, als Marcus für einen Nachmittag Wills Sohn gewesen war, da hatte Ali um Jahre älter als Marcus gewirkt, sich aber mit seinem Ausraster am selben Tag sozusagen enttarnt, und ohnehin hatte sich Marcus in den vergangenen Monaten entwickelt. Er zog sich besser an - er hatte sich im Streit mit seiner Mutter, ob er mit Will einkaufen gehen dürfe oder nicht, durchgesetzt -, er ließ sich die Haare regelmäßig schneiden, er gab sich alle Mühe, nicht laut vor sich hin zu singen, und seine Freundschaft mit Ellie und Zoe (die zu allgemeiner Überraschung anhielt und sich noch vertieft hatte)

bedeutete, dass er lernte, sich wie ein Teenager zu benehmen: Auch wenn die Mädchen seine gelegentlichen Exzentrizitäten über alles schätzten, hatte Marcus ihre spitzen Freudenschreie, wenn er etwas Blödes sagte, langsam ziemlich satt und war - irgendwie zwar traurig, aber unvermeidlich und nur natürlich - vorsichtiger mit dem geworden, was er sagte.

Es war merkwürdig; Will vermisste ihn. Seit er aus dem Ei geschlüpft war, hatte Will oft den Wunsch gehabt, mit Marcus darüber zu sprechen, wie es war, nackt und bloß herumzulaufen und vor allem und jedem Angst zu haben, denn Marcus war der einzige andere Mensch auf der Welt, bei dem er sich hätte Rat holen können. Doch Marcus, der alte Marcus jedenfalls, war im Begriff, zu verschwinden.

»Wirst du meine Mutter heiraten?«, fragte Ali aus heiterem Himmel während einer ihrer Fast-Food-Mahlzeiten vor dem Kinobesuch. Marcus schaute interessiert von seinen Fritten auf. »Weiß nicht«, nuschelte Will. Er hatte oft darüber nachgedacht, glaubte aber nicht, dass es ihm zustand, sie zu fragen; immer, wenn er bei ihr war, war er so ungeheuer selig, dass er ja nichts tun wollte, womit er sich dieses Privileg verscherzen könnte. Manchmal wagte er nicht einmal, sie zu fragen, wann er sie wieder sehen dürfe; sie zu fragen, ob sie gewillt sei, den Rest ihres Lebens mit ihm zu verbringen, erschien ihm etwas übereilt.

»Früher wollte ich, dass er meine Mutter heiratet«, sagte Marcus fröhlich. Plötzlich hatte Will den brennenden Wunsch, Marcus seinen kochend heißen McDonald's-Kaffee übers Hemd zu kippen.

»Tatsache?«, fragte Ali.

»Ja. Ich dachte irgendwie, das würde alle Probleme lösen. Deine Mutter ist anders. Sie ist fitter als meine.«

»Willst du immer noch, dass er deine Mutter heiratet?«

»Darf ich dazu auch was sagen?«, fragte Will.

»Nee«, sagte Marcus, Wills Einwurf ignorierend. »Weißt du, ich glaube nicht, dass das der richtige Weg ist.«

»Wieso nicht?«

»Weil ... Kennst du diese Menschenpyramiden? So was suche ich jetzt als Lebensmodell.«

»Was redest du da bloß, Marcus?«, fragte ihn Will. Es war keine rhetorische Frage.

»Als Kind ist man sicherer, wenn alle gute Freunde sind. Wenn die Leute Pärchen bilden ... ich weiß auch nicht. Das ist nicht so sicher. Sieh dir an, wie es jetzt ist. Deine Mutter und meine Mutter verstehen sich super.« Das stimmte. Zu Wills unendlicher Pein trafen sich Fiona und Rachel jetzt regelmäßig. »Und Will trifft sie, und ich treffe dich und Ellie und Zoe, Lindsey und meinen Vater. Bei mir ist jetzt alles geregelt. Wenn deine Mutter und Will irgendwann fest zusammen sind, denkst du, du bist sicher, aber das bist du nicht, denn sie werden sich trennen, oder Will wird verrückt oder sonst was.«

Ali nickte weise. Wills zwanghaftes Bedürfnis, Marcus zu verbrühen, wich jetzt dem heftigen Wunsch, Marcus niederzuschießen und dann die Waffe gegen sich selbst zu richten.

»Was ist, wenn Rachel und ich uns nicht trennen? Was ist, wenn wir für immer zusammenbleiben?«

»Schön. Toll. Ihr könnt es ja versuchen. Ich glaube nur nicht, dass Paare eine Zukunft haben.«

»Oh, na, vielen Dank ... Einstein.« Will hatte sich seine Entgegnung etwas geistreicher gewünscht. Er hatte nach dem Namen irgendeines Soziologieprofessors und Ehe-Experten gesucht, der einem Zwölfjährigen sofort geläufig war, aber Einstein war alles, was ihm einfiel. Er wusste, dass es nicht passte.

»Was hat der damit zu tun?«

»Nichts«, murmelte Will. Marcus sah ihn mitleidig an.

»Und sei gefälligst nicht so herablassend.«

»Was heißt ›herablassend?«, fragte Marcus allen Ernstes. Da hatte er es. Will musste sich von jemandem herablassend behandeln lassen, der überhaupt nicht wusste, was das Wort bedeutete.

»Es heißt, du sollst mich nicht wie einen Idioten behandeln.« Marcus sah ihn an, als wolle er sagen, tja, wie soll ich dich sonst behandeln?, und hatte Wills vollste Sympathie. Es fiel ihm mittlerweile schwer, den Altersunterschied herauszukehren: Marcus' Aura von Autorität, dieser Kenn-ich-alles-alles-schon-gehabt-Ton in seiner Stimme, war so überzeugend, dass Will nicht wusste, wie er ihm widersprechen sollte. Er wollte es auch gar nicht. Er hatte sein Gesicht noch nicht ganz verloren; es war noch ein winziger Hautfleck übrig, und den wollte er behalten.

»Er wirkt plötzlich so viel älter«, sagte Fiona eines Nachmittags, nachdem Will Marcus zu Hause abgegeben hatte, der mit einem hingeworfenen Dankeschön und einem kurzen Hallo zu seiner Mutter in sein Zimmer verschwand.

»Ach, was haben wir nur falsch gemacht?«, fragte Will klagend. »Alles haben wir für den Jungen getan, und so dankt er es uns.«

»Ich habe das Gefühl, ihn zu verlieren«, sagte Fiona. Will hatte es immer noch nicht richtig raus, bei Fiona einen Witz loszuwerden. Was leicht und luftig wie das Schaumhäubchen auf dem Cappuccino seinen Mund verließ, kam in ihrem Ohr wie Plumpudding mit Nierenfett an.

»Ich höre nur noch Smashing Pumpkins und Ellie und Zoe und ... geraucht hat er, glaube ich, auch.«

Will lachte.

»Das ist nicht komisch.«

»Doch, irgendwie. Was hättest du vor einem Jahr dafür gegeben, wenn Marcus mit seinen Freunden beim Rauchen erwischt

worden wäre?«

»Nichts. Ich finde Rauchen widerlich.«

»Ja, aber ... « Er gab es auf. Fiona wollte nicht verstehen, was er ihr damit sagen wollte. »Kränkt es dich, dass du ihn verlierst?«

»Warum fragst du das? Natürlich kränkt es mich.«

»Es kommt mir nur so vor ... Ich will ja nicht taktlos sein, aber es scheint mir, als ginge es dir in letzter Zeit besser.«

»Das kann schon sein. Ich weiß nicht, woran es liegt, aber es belastet mich alles nicht mehr so furchtbar.«

»Das ist toll.«

»Ich glaube, ich werde jetzt mit allem besser fertig. Ich weiß nicht, warum.«

Will glaubte die Gründe zu kennen, aber er wusste auch, es wäre weder weise noch nett, sie auszusprechen. In Wahrheit war diese Ausgabe von Marcus wesentlich pflegeleichter. Er hatte Freunde, er konnte auf sich selbst aufpassen, er hatte sich ein dickes Fell zugelegt - genau das dicke Fell, das Will gerade abwarf. Er hatte sich seine Ecken und Kanten abgeschliffen und war jetzt so robust und so wenig bemerkenswert wie jeder andere Zwölfjährige. Aber alle drei hatten sie etwas verlieren müssen, um etwas Neues zu gewinnen. Will hatte seinen Panzer, seine Coolness und Distanziertheit verloren und fühlte sich ängstlich und verletzlich, aber er war mit Rachel zusammen; Fiona hatte ein ordentliches Stück von Marcus verloren, aber sie war nicht mehr mit einem Bein in der Notaufnahme; und Marcus hatte sich selbst verloren, aber er kam mit den Schuhen an den Füßen nach Hause.

Marcus trat mit mürrischem Gesicht aus seinem Zimmer. »Mir ist langweilig. Kann ich mir ein Video holen?«

Will konnte nicht widerstehen. Er hatte eine Theorie, die er testen wollte. »Hey, Fiona. Warum holst du nicht deine Noten raus, und wir vergreifen uns an ›Both Sides Now‹?«

»Hättest du Lust?«

»Ja. Klar.« Aber er beobachtete Marcus, der den Eindruck eines Jungen machte, den man aufgefordert hatte, nackt vor einem gemischten Publikum aus Cousinen und Supermodels zu tanzen.

»Bitte, Mum. Nicht.«

»Stell dich nicht so an. Du singst doch gerne. Du liebst Joni Mitchell.«

»Tue ich nicht. Nicht mehr. Ich hasse diese blöde Joni Mitchell.«

Da wusste Will ohne jeden Schatten eines Zweifels, dass Marcus allein zurechtkommen würde.

**„Witzig, klug und
erzählerisch beeindruckend!“**

Süddeutsche Zeitung

Will ist 36 und lebt in London ein ruhiges,
gemütliches Leben – bis er eines Tages den
zwölfjährigen Marcus und seine frisch geschiedene
Mutter kennen lernt. Schnell werden der trend-
bewusste *Womanizer* und der Junge, der so uncool
ist, dass seine Mitschüler ihn links liegen lassen,
die besten Freunde – und langsam lernt das
ungleiche Paar, was es heißt, erwachsen zu werden ...

**„Warm und freundlich,
brüllkomisch und tränentreibend sentimental!“**

Amica

www.droemer-weltbild.de

ISBN N 3-426-61690-4



€ 8,90 (D)

DM 17,41

Knaur  Lemon